P.o.germ. 1911 æ-61 Lacy

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

21164
21555.

SANTA CASA.

Episode

aus Goethes Jugendzeit.

Eine Novelle

von

Alexander Lacy.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die ganze Natur ist ja nur ein Echo des Geistes; und es ist das höchste Gesetz, welches sich in ihr auffinden läßt: daß aus dem Ideellen das Reale werde, . . . daß die Idee allmählig die Welt nach sich gestalte.

Ernst v. Feuchtersleben.

Erster Theil.

Mainz.

Verlag von C. G. Kunze.

1853.

Anmerkung.

Santa Casa, d. i. das heilige Haus, pflegten Merk und Wieland das Goethehaus, im Freundeskreise, zu nennen.

Lindauer Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Prolegomen.

Das Große steht, vom Würd'gen gern umgeben,
So ziehen Zeit und Ort im Doppelkreise
Gewaltiger um eines Großen Leben
Und ewig herrscht der Dichter und der Weise.
Sein hohes Bild umfaßt ein gold'ner Rahmen
Und gold'ne Lettern zeichnen seinen Namen.

In dem Bollwerk der Städte, das um den Thron sich erhob, als Deutschland noch ein einiges, weithin geachtetes Kaiserreich war, in dem Riesendiademe, das um des Herrschers gewaltige Stirne sich schlang, hatten lange, als köstlichstes Kronkleinod, die Reichsfreistädte geglänzt, unter ihnen Frankfurt.

Der Ursprung dieser Stadt, an den fruchtbaren Ufern des Main, in einem der blühendsten Theile des alten Allemanien gelegen, ist nicht genau zu bestimmen. Otto von Freisingen schreibt die Auffindung und Ueberwachung der Mainfurth, Letzteres mittels Aufbau einer Schutz- und Trutzburg gegen die kriegerischen Franken, woher die Stadt ihren Namen, Frankenfurt und später Frankfurt bekam, Carl dem Großen zu.

Gewiß ist, daß derselbe hier eine Reichspfalz erbaut und nach Ueberwindung der Sachsen und durch Verpflanzung derselben, Veranlassung zu der Sachsencolonie gegeben, woraus später das durch die Mainbrücke mit Frankfurt verbundene Sachsenhausen entstanden. Ungefähr um dieselbe Zeit, gegen 794 wird auch Frankfurts zum ersten Mal bei Gelegenheit einer Kirchenversammlung, als eines bedeutenden Fleckens gedacht. Unter den nächsten Nachfolgern Carls des Großen ward Frankfurt der Hauptsitz des Ostfränkischen Reichs, ein Lieblingsaufenthalt der Monarchen. Die Reichsversammlungen des 9. Jahrhunderts halfen der aufblühenden Stadt schnell empor. Ludwig, der Fromme, erbaute daselbst die alte bis auf den heutigen Tag erhaltene Sala, wo anfänglich die Kaiser selbst zu Gericht saßen; auch Ludwig III. war Frankfurt zugethan und ohne seinen oder seines Sohnes zu früh erfolgten Tod, behauptet der Verfasser der Frankfurter Chronik, wäre Deutschland vielleicht ein glückliches Erbreich und Frankfurt dessen blühende Hauptstadt.

Dem sey, wie ihm wolle, das alte Frankonefurth, wenn auch nicht verschont von den Wechselfällen des Schicksals, von jenen großen Ereignissen, die das Einzelne mit der Masse erschüttern, hat nichtsdestoweniger sein Ansehn durch eine Reihe von Jahrhunderten behauptet. Hier wurden dic deutschen Kaiser gekrönt, hier entfalteten Fürsten und Prälaten um die Wette den Glanz ihres Reichthums; hier in der letzten Nische des alten Kaisersaals wurde, sonderbares Prognosticon, des letzten deutschen Kaisers Bildniß aufgestellt, als habe eine andere Sibylle dem Baumeister zur Seite gestanden, der diese

Hallen gewölbt und ihm zugerufen: „Bis hierher und nicht weiter!“ —

Das Interregnum, im Ganzen so unglückbringend für Deutschland, war den Reichsstädten förderlich. Sie schüttelten zu dieser Zeit die Macht der Vögte ab, später durch Loskaufung von ihren Oberherrn oder durch kaiserliche Verleihung die Reichsunmittelbarkeit erlangend. Im Jahr 1803 war die anfänglich bedeutende Zahl der Reichsfreistädte bis auf sechs herabgesunken. Augsburg fiel durch den Preßburger Frieden an Baiern, Frankfurt und Nürnberg verloren durch den Rheinbund ihre Privilegien; Hamburg, Lübeck und Bremen wurden durch Napoleon ihrer politischen Selbstständigkeit beraubt, die Letzteren jedoch und mit ihnen die alte Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt, nachdem sie von 1806 — 1813 unter dem Fürsten Primas gestanden, erhoben sich aus der allgemeinen Umwälzung und nach Auflößung des deutschen Reichs, als Freistädte. Letzteres ist mit kurzer Unterbrechung seit 1816 der Sitz des deutschen Bundes gewesen.

Frankfurt hatte durch den zahlreichen Zufluß von Fremden und durch seine günstige Lage frühe einen bedeutenden Handelsverkehr unterhalten. Mittelalterliche Schriftsteller nennen seine Messen, „das Kaufhaus der Deutschen,“ „den berühmtesten Markt Europa's.“ Gleichzeitig mit dem Handel kamen die Gewerbe empor, deren bereits mit dem 15. Jahrhundert auch in Frankfurt eine Menge neuer, bisher ungekannter, entstanden. Als die materiellen Interessen sich auf diese Weise genugsam vertreten fanden, da begann auch der Geist seine Rechte

einzufordern. Die Künste keimten und wuchsen; die Wissenschaft entrang sich den Armen der Unwissenheit und des Wahns, beide aber, mit ihren Ansprüchen und Attributen erschienen nunmehr als freundliche Zwillingsschwestern vor dem Forum einer gebildeteren Gesellschaft.

Der Unterricht, dieser Grundpfeiler der Wissenschaft, war, wie in dem übrigen Deutschland, so auch in Frankfurt lange Zeit Sache des Clerus gewesen; die Mönche, denen derselbe, als Universaldepositoren aller Weisheit, eine geraume Epoche hindurch ausschließlich anvertraut war, suchten den natürlichen Verstand der Laien mit einer möglichst großen Dosis spitzfindig theologischer Floskeln und althergebrachter unbegründeter Dogmen zu absorbiren. Dazu kamen die Jesuiten, die dem in Frankfurt seiner Zeit blühenden Buchhandel öffentlich und insgeheim hinderlich entgegen zu wirken suchten. Was Wunder, wenn die finstere Scholastik, die Widersacherin jedes auffliegenden Genies, gleich einer neuen, schreckerregenden Meduse, eine lange Weile hindurch das Strebende zurückgedrängt, ja gleichsam in sich selbst versteinert?

Aber der Geist der Zeit, rastlos, wie Ahasver, schreitet unaufhaltsam vorwärts. Wie ein Riesenstrom braust er daher, das Gewesene hinter sich begrabend, neue Straßen anbahnend, neue Pforten eröffnend. — So kam die Reformation.

Was die Litteratur vor ihr gewesen überlassen wir, ohne A. W. Schlegels Meinung über die Nichtexistenz einer deutschen Litteratur überhaupt, beizutreten, einem Koch, Vilmar, Gervinus und Anderen zur weitläufigen

Erörterung. Wir kehren stets aus der Allgemeinheit zu einem beschränkteren Gebiet, zu Frankfurt zurück.

Hier hatte, wie in den übrigen Reichsstädten die Reformation frühe Eingang gefunden, bis im Jahr 1533 die protestantische Parthei definitiv zur herrschenden geworden.

Hatten die Mönche im Allgemeinen auch die Alterthumskunde, jenen Schlüssel zu dem Tempel alles neueren Forschens, durch Erhaltung und Vervielfältigung vergilbter Pergamente bewahrt, so suchte doch die Geistlichkeit, ein andrer Blaubart, die geheimnißvolle Pforte dem Laien zu verschließen, ja furchtbar zu machen. Das Wissen blieb auf diese Weise in abgesteckte Gränzen verwiesen; es war stagnant.

Luthers Bibelübersetzung gab zuerst einen mächtigen Impuls; es war ein kräftiger Ruck an der seit vierzehnhundert Jahren aus Frömmigkeit und Fanatismus, Beschränktheit und Betrug mit dem Bindemittel des Vorurtheils und Herkommens aufgeführten Mauer. Ein Stein sank, und ein andrer und der Riesenwall stürzte ein, Europa mit seinem Dröhnen erfüllend, Vieles begrabend, doch auf seinem Schutt und durch denselben ein lebendiges Emporsprossen begünstigend. — Das Stagnante war zur Rührigkeit übergegangen, Leben, Fortschritt an die Stelle des Stillstandes getreten.

Der Reichstag zu Worms, wohin Frankfurt seine beiden Vertreter: Blasius von Holzhausen und Philipp Fürstenberg sandte, führte im Jahr 1521 Luthern durch die alte Reichsfreistadt, woselbst er auf dem großen Kornmarkt, in einem Hause, genannt: „zum Kolben“ und

bei seiner Rückkunft in dem gegenüberliegenden „Falken" abstieg. Hier begegnen wir zum ersten Mal einem seiner feurigsten Anhänger, dem jugendlichen Wilhelm Nesen, aus Löwen, einem Schüler des Erasmus, der der neuen Lehre in Frankfurt zahlreiche Verehrer gewann und Luthern daselbst unter den angesehensten Geschlechtern, wie die der Holzhausen, Fürstenberg, Glauburg, Frosch, Stallburger ꝛc. deren Söhne er unterrichtete, einführte. — Reden wir hier mit Anton Kirchners Worten fort:

„So hat denn der Blitzstrahl gezündet, und gerade am erhabensten Orte der Stadt, unter den edelsten Menschen von Geburt und Gemüth. Im Stillen glimmt das Feuer fort, das erst spät zur Flamme auflodert."

Nach des Nesens frühzeitigem Tod in den Wassern der Elbe (1524), dauerte seine Schule, als „Lateinische Schule" zu den Barfüßern fort. Sie hatte um 1599 ordentliche Statuten und war in verschiedene Klassen abgetheilt. Man studirte daselbst Latein und Griechisch, mit Hülfe des Plautus und Terenz, des Isokrates und Plutarch; der Bibel bediente man sich fleißig und schon in den unteren Klassen mußten die Knaben Latein reden. Mit der Sprache der Alten aber, dem Laien zugänglich gemacht, war Alles gewonnen und von nun an begann die Periode der neueren Litteratur. Nicht allein das gesammte Deutschland im Allgemeinen, sondern auch Frankfurt insbesondere durfte sich rühmen, sein Scherflein zu dem immer steigenden geistigen Reichthum der Nation beigetragen zu haben und noch beitragen zu können. Gegen Ausgang des sechszehnten und mit Anfang des siebzehnten Jahrhundert mehrt sich zusehends

die Zahl der Gelehrten. Die Namen Orth, Senkenberg, die beiden Schlosser müssen ihrer Vaterstadt zur Ehre gereichen; auch Lersner ist nicht ohne Verdienst, Schudt schrieb die „Jüdischen Merkwürdigkeiten.“ Hiob Ludolph gab die „historische Weltbühne“ heraus, Daniel von Olenschläger verfaßte die „Erklärung der goldenen Bulle“. Endlich haben Johann Georg Batton († 1827) und Johann Carl von Fischard aus dem alten Geschlechte der Baur von Eiseneck, († 1829) ihr Talent und ihren Forschergeist der Vaterstadt insbesondre zugewendet. Der Erstere hinterließ ein interessantes Manuscript, eine Topographie Frankfurts, hauptsächlich den stiftischen Zinsbüchern des 14. Jahrhunderts entnommen. Der Zweite bearbeitete die Verfassungs- und Geschlechtergeschichte Frankfurts. A. Kirchner gab zuerst eine auf gründliches Quellenstudium basirte, mit Klarheit entworfene Geschichte Frankfurts heraus, Böhmer, ein Schüler Fischards, schrieb die Kaiserregesten und ein Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Feuerbach und Savigny, Griesbach und Gabler, Buttmann und Klinger nennen Frankfurt ihre Vaterstadt. —

Es war überhaupt eine Zeit gekommen, da der Menschengeist, die letzten Nebelwolken einer nächtigen Vergangenheit hinter sich lassend, urkräftig und mit der Schwinge eines Halbgotts sich zu regen anfing, zu immer größerer Vollkommenheit, immer glänzenderem Lichte emporstrebend.

Die Sturm- und Drangperiode, die um 1767 mit dem edeln Herder begann und 1781 mit Schillern

endigte, war für das gesammte Deutschland ein eigentliches „Post nubila Phoebus."

Alle Gauen des Vaterlandes schienen wetteifernd die Edelsten aus ihrer Mitte zu berufen, mitzuflechten an dem unverwelklichen Kranze mit dem fortan der deutsche Parnaß umschlungen, die deutsche Muse verherrlicht sein sollte.

Das nördliche Deutschland, Hamburg und Holstein wurden die Wiege Basedows, Christ. und Friedr. Leopolds von Stolberg; auf den Höhen der Schweiz hatte Lavater das Licht der Welt erblickt; Morungen in Preußen rühmte sich Herders Geburtsstätte zu sein. Das kleine Marbach endlich war stolz auf den Verfasser des Don Carlos, des Fiesco, Tells und Wallensteins. An Frankfurts Himmel aber war der Morgenstrahl entglommen, der Verkünder des nahenden Sonnengotts, mit dem Hufeland frühe den jugendlichen Musageten verglichen; von der alten Wahl- und Krönungsstadt ist er ausgegangen, dem alle Anderen die Krone zuerkennnn: Der Dichterfürst „Johann Wolfgang von Goethe," geboren am 28. August 1749, des Mittags, als eben die Sonne ihren Culminationspunkt erreicht.

Vilmar bemerkt in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur mit eben so viel Takt als Bescheidenheit, daß die Goethe-Epoche nicht als abgeschlossen betrachtet, daß des Dichters litterarisches Verdienst vor Ablauf der Epigonen-Zeit nicht in seinem ganzen Umfang überblickt werden kann; und das ist natürlich, denn auch der späteste, relative Einfluß auf Andre muß als Nachwirkung eines großen Geistes berücksichtigt werden, in-

sofern dieser Einfluß, zu der Quelle zurückführend, dem Object gewissermaßen das Subject; der Wirkung die Ursache gegenüber bringt, und so die reiche, ungetheilte Ausbildung des Ganzen als ein einheitlich Vollendetes darstellt. Dem Centrum, mit den von ihm auslaufenden Radien, einem Sterne mit seinen Strahlen nicht unvergleichbar, fehlt, ehe wir zu einem Abschluß kommen können, seine Peripherie und dann vollends der zweite Schöpfer eines Faust, ein anderer Goethe, um Goethe ganz zu begreifen und zu würdigen.

Wenn aber Männer des Fachs und der Wissenschaft schweigend in die Arena getreten, dem Sieger seinen unbestrittenen Lorberkranz zu überreichen, als was müßte es hier erscheinen über Goethes Verdienst, als Dichter, aburtheilen zu wollen? Es wäre die Anmaßung eines Pygmäen, einem Giganten gegenüber, ein Versuch, der sich, durch das Lächerliche seines Beginnens, in sich selbst zertrümmern würde. Den Autor überlassen wir daher der Kritik der Wissenschaft, soweit es die Gränzen derselben gestatten, ihn zu beurtheilen; der Mensch aber gehört dem Menschen und als solchen betrachten wir Goethe in diesen wenigen Blättern.

In seiner Jugend hatte ihn theilweise die Erinnerung an ein liebliches Wesen zur Bearbeitung der Faustsage angeregt und begeistert. Diesen Faust trug er sechszig Jahre lang mit sich durch's Leben und wie, als Jüngling, die Idee desselben ihm lieb geworden, so schloß er, als Greis, auch mit ihr das Tagewerk seines poetischen Daseins.

Das Mädchen aber, dem wir, nächst des Dichters überwiegendem Genius, das herrlichste Product des Menschengeistes, den Stolz und die Krone der deutschen Litteratur schuldig geworden, ist Göthes Grethchen, der Ort, wo es weilte und liebte, ist Frankfurt.

I.

O, talk not to me of a name great in story;
The days of, our youth are the days of our glory.*

Byron.

Wer im Spätherbste des Jahres 1760 irgend einen Fleck stiller Zurückgezogenheit oder auch nur einen kleineren von den Tagesereignissen weniger berührten Ort verlassen hätte, um sich an den Ufern des Main, in der alten, stets bewegten Stadt Frankfurt umzusehen, der hätte sich wohl eigenthümlich betroffen gefühlt von der bunt durcheinander wogenden Menschenmasse, die, in die verschiedensten Costüme gekleidet und mit dem verschiedenartigsten Ausdruck in Handlung nnd Geberde, hier rasch an einander vorüber eilte, dort sich freundlich begrüßte, und endlich, da es bereits spät zu werden begann, sich nach verschiedenen Richtungen verlief, indem jeder Einzelne, vor völligem Einbruch der Nacht seine Wohnung zu erreichen suchte. Endlich war es ruhiger geworden; auf das laute Treiben des Tags war jenes dumpfe Gemurmel gefolgt,. das, als Vorgänger der Nacht, den Uebergang bilden sollte zu der Ruhe derselben. In den

* Rede mir nicht von einem Namen, groß in der Geschichte; die Tage unserer Jugend sind die Tage unseres Glanzes.

einzelnen Behausungen hörte man deutlich das Gekrächze eines verspäteten Munitionswagens oder den eintönigen Schritt der Schildwache, hie und da vor den Wohnungen der höheren Officiere auf und abschreitend, auch wohl ein sonores „Qui vive!“ gleichzeitig mit dem barschen „Werda!“ eines brantweinbegeisterten Nachtwächters

Die Luft war scharf und zog in langen, pfeifenden Zügen von dem Mainstrom herüber über die halberleuchteten Festungswälle, die graulichten, unbestirnten Wolken vor sich herjagend, die, gleich finsteren Geistern, sich an die Spitzen der Wachtthürme zu klammern und die die in der Höhe nistenden Vögel aus ihrer Ruhe aufzuschrecken schienen.

Nicht lange, so legte sich der Wind, der Himmel aber, zusehends in eine dunklere Schattirung übergehend, verkündigte durch ein lautes, weithallendes Grollen, daß ein schweres Gewitter im Anzug sei. Der Nachtwächter hüllte sich tiefer in seinen regengewohnten Mantel und zog sich, nachdem er sein weißes irdenes Pfeifchen mit dem besten Rollencanaster gestopft, in seine Zelle zurück; die Schildwache machte „Gewehr bei Fuß!“ und begab sich in ihr Häuschen.

Bald goß es in mächtigen Strömen herab und auch die Wenigen, die bisher noch auf der Straße geweilt, waren im Nu wie verschwunden.

Volltönend hallte kurz nach einander der zwölfte Glockenschlag von dem Thurme des ehemaligen Klosters „zur Weißen Frauen“ und von der St. Katharinen-Kirche“ herüber, wohl vernehmbar durch alle Straßen des alten „Churpfälzischen Sprengels.“ Der Regen

hatte immer noch nicht nachgelassen; dennoch schritt der Nachtwächter des Reviers aus seiner Zufluchtsstätte hervor, den gewöhnlichen Spruch auszurufen:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Die Glock hat zwölf geschlagen:
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Auf daß Niemand ein Schaden geschicht!"

Da fuhr ein greller Blitzstrahl aus der Höhe herab und auf die Dauer einer Minute erschien die damals bei Weitem spärlicher erleuchtete Straße, wie von einem breiten, glänzenden Lichtmeer übergossen.

Der Nachtwächter hatte, ungeachtet der ziemlich großen Entfernung, zwei Männergestalten erkannt, die um die Ecke des Roßmarkts, ursprünglich der Roßtränke biegend, in der Richtung nach der „Weißfrauen-Kirche" zuschritten. Sie waren Beide in Mäntel gehüllt, und der Eine trug eine Blendlaterne. — Wer da! rief mit heiserer Stimme der Mann der Nacht, des Brantweins und des Rollencanasters. — Gut Freund! antwortete mit etwas fremdartigem Dialect der Geist mit der Laterne und schon bereitete die durch den Nachtwächter aus ihrer Indolenz aufgeschreckte Schildwache sich vor, die Vorübergehenden gleichfalls anzurufen, als der Laternenträger seinen Leuchtapparat ihr, sei es unversehens, sei es absichtlich, mitten unter die Nase hielt. Wie electrisirt fuhren die rothen Beinkleider in dem Schilderhause zusammen und der Soldat präsentirte.

Der Mann, ohne Laterne, erwiederte den Gruß und schlüpfte mit seinem Begleiter in die Thüre desselben Hauses, da der Posten aufgestellt war.

Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgte; mit kaltem Schauer fiel die Kühle eines weiten Corridors auf die durchnäßten Schultern der Beiden. Der Mann, mit der Laterne, war blaß und frostig klappten seine Zähne zusammen.

— Excellenz werden wohl thun, sich sogleich zu Bette zu legen, bemerkte der Leuchtträger.

— Ich werde heute gar nicht zu Bette gehen, erwiederte der Andere kurz.

Der Laternenmann schaute dem Sprecher ins Antlitz und sagte dann zögernd:

— Excellenz triefen vor Nässe, Excellenz sind bleich; Excellenz werden mir wenigstens erlauben, ihr beim Umkleiden behülflich zu sein?

— Selbst Excellenz, nein Excellentissimus, fuhr der Angeredete auf, wenn Ihr euch sofort auf euer Zimmer begebt, um euer eigenes Katzenfell zu trocknen. Als ob ich mich vor dem Regen fürchtete.

— Ex . . . gnädiger Herr, stammelte der verdutzte Kammerdiener; verzeiht . . . ich vergaß . . .

— Ihr vergeßt seit zwölf Jahren alle Tage, wie ich heiße, erwiederte der Andre: Das ist schmeichelhaft für einen Mann, der euch als einen Vertrauten behandelt, und nichts dagegen verlangt, als daß ihr ihn mit jenem hündischen, schweifwedelnden Wesen verschonen sollt, mit dem ein Schurke sich einem Dummkopf angenehm zu machen sucht.

— Herr Graf, stammelte der zitternde Cameriere.

— Das ist ein Andres, erwiederte Jener, sogleich begütigt, aber nun geht, ihr seid empfindlicher als ich

gegen den äußerlichen Schabernack des Lebens, geht und kleidet euch um; in einer halben Stunde werde ich eurer bedürfen.

Der Diener wagte nicht, zu entgegnen. Mit ehrerbietigem Gruß eilte er die in das dritte Stockwerk führenden Stufen hinan, während der Graf bereits ein geräumiges Zimmer des ersten betreten. Ein behagliches Feuer knisterte ihm aus dem großen Kachelofen entgegen. Nachdem er den triefenden Mantel über den Ofenschirm von Berliner Gußwerk geworfen, lehnte er selbst in einen weiten Armstuhl zurück, gedankenvoll die gaukelnden Schattenbilder verfolgend, die der Schein einer großen Lampe, von der sorglichen Hausfrau auf dem runden alterthümlichen Tisch aufgestellt, bald hervorrief, bald flackernd verwischte.

Während der Fremde, in tiefes Sinnen versenkt, die Außenwelt vergessen und sich ganz den Bildern einer vielleicht frisch angeregten Phantasie hinzugeben schien, betrachten wir ihn etwas näher. Es war ein Mann in dem letzten Stadium der Dreißige; schlank, wohlgebant und von jenem leichten, gefälligen Wesen in Blick und Bewegung, das den französischen Edelmann auszeichnet. Obgleich wenig über die Mittelgröße hinausragend, erschien er fast groß, durch die aufrechte, militärische Haltung, er war bleich, mit dunkelm Haar und einem glühenden, vielsagenden Auge. Seine Züge, wenn auch etwas von den Spuren der Blattern berührt, waren nicht unschön und von jenen, die man nicht vereinzeln, sondern im Ganzen zusammenhalten muß, um ihnen Wohlgefallen abzugewinnen. Er trug einen dunkelgrünen

Civilrock und sein Haar war, gegen die Sitte der Zeit, ungepudert.

Lange hatte er auf diese Weise in dem sammtbezogenen Armstuhl gelehnt, lange schon drohte die Flamme des Ofens zu verglimmen, die Lampe völlig herabzubrennen; am Boden schwamm der den Kleidern enttraufelte Regen. Der Donner grollte fort und der Blitz schoß durch die dunkeln Gardinen des Zimmers gleichfeurigen Pfeilen. Der Graf schien von gar nichts Notiz zu nehmen; da pochte es leise an der Thür.

— Wer wagt es, mich zu stören?! fuhr er zornig auf, als ob so ein voreiliger Kammerdiener nicht wissen sollte, daß seine unberufenen Dienste uns eben so lästig, als die erheischten nothwendig sind?

Er war aufgestanden und ging hastigen Schritts im Zimmer auf und ab.

Ein Rauschen, leis, wie von dem Tritt oder den Kleidern eines sich Zurückziehenden, ließ sich draußen vernehmen. Das war nicht der Kammerdiener, aber wer konnte es anders sein?

— St. Jean! donnerte der Graf, indem er die Thüre aufriß, doch der Laternenträger war nirgends zu sehen. Der Graf durchschritt den Vorplatz in steigendem Affect und als eben der Blitz erneut durch die großen Fenster desselben hereinleuchtete, sah er auf den obersten Stufen der Treppe einen Knaben sitzen. Er trug ein langes, großblumiges Nachtkleid von holländischem Zitz, das um Puls und Hüfteu mit einer Schnur festgehalten war; seine Füße waren nur mit Strümpfen bekleidet; die Schuhe hielt er in der Hand.

— Lupus! rief der Graf.

— Lieber Thorane, entgegnete der Knabe, indem er aufstand, sei nicht böse; laß mich mit dir; ich habe dich die Treppe herauf kommen hören, da ich wegen des garstigen Gewitters nicht schlafen konnte; ich wußte, daß du sobald nicht zu Bette gehen würdest: ich bitte, nimm mich mit dir.

Der Graf, dem nichts lieber war, als sich einfach mit seinem Namen anreden zu hören, hob den vor Frost Zitternden empor und trug den Widerstrebenden auf sein Zimmer.

— Junge, sprach er darauf, den Angekommenen musternd, es ist unrecht von dir, in dieser kühlen Nacht und leicht gekleidet, wie du bist, auf der steinbeplatteten Vorhalle herum zu streichen; du hättest wenigstens die Schuhe nicht in der Hand behalten sollen.

— Ich dachte, du könntest vielleicht dennoch eingeschlafen sein, ich dachte, in diesem Falle, ungehört auf den Strümpfen davon zu schleichen, um dich nicht zu stören.

— Du dachtest? . . . und leise murmelte der Graf vor sich hin: „Schade, daß der nicht Kammerdiener zu werden braucht . . . . ein Kammerdiener, der denkt, den man nicht quasi, wie eine Maschine, aufzuziehen und da und dorthin zu schieben braucht, einer, der von selbst wüßte, wann er uns lästig ist und wann nicht, Thorane, das wäre ein Kapitalfund für dich, trotz der Gutmüthigkeit des ehrlichen St. Jean.

Unterdessen hatte der Knabe sich behaglich auf einen Schemel in der Nähe des Ofens niedergelassen, der

Graf aber war in das Nebenzimmer gegangen, im Augenblick mit einem pelzgefütterten Schlafrock, aus buntem Damast zurückkommend.

— Hier, zieh meinen Schlafrock an, sprach er freundlich und gebieterisch zugleich.

Der Knabe zögerte.

Thorane aber verrichtete, ohne weitere Rücksicht auf Wollen oder nicht Wollen, die Dienste St. Jeans, schob ein Rollensopha an den Ofen, schlug den Iltispelz über des Knaben Füßen zusammen und setzte diesen in die eine Ecke des Sophas, während er zuerst das halb erloschene Feuer schürte und dann in der anderen Ecke Platz nahm.

— Wie alt, Lupus? fragte er lakonisch.

— Elf Jahre, antwortete der Gefragte.

— Und fürchtest dich noch vor dem Gewitter?

— Ich fürchte mich nicht mehr.

— Du hast dich doch gefürchtet.

— Nun ja, so lange ich allein war; ich höre stets auf, mich zu fürchten, sobald ich bei Jemanden bin, das ich lieb habe.

Der Graf schwieg einen Augenblick, während ein Ausdruck unendlicher Milde, wie ein durch Nebel brechender Sonnenschein, seine Gesichtszüge verklärte.

— Und liebst du deine Eltern denn nicht?

— Ja, aber der Vater hat ein für alle Mal befohlen, daß wir allein schlafen sollten, um uns der Furcht zu entwöhnen.

— Er scheint, seinen Zweck nicht erreicht zu haben, Lupus.

— Und daran, erwiederte der Knabe, ist er selbst Schuld; in früheren Zeiten pflegte er bei dem geringsten Zeichen von Furcht,* im ungewandten Schlafrock vor mein oder der Schwester Bette zu treten. Der graulichte, zottige Schafpelz sah so geisterhaft aus, wie das Gespenst von Hamlets Vater.

— Hast du den Hamlet gelesen??

— Ja, und den König Lear und den Macbeth und die Heinriche nach einander und noch viel mehr.

Mit schweigendem Erstaunen blickte der Graf in das ausdrucksvolle Antlitz des Knaben.

— Aber, um auf den Schlafrock zurückzukommen, fragte er weiter, du wußtest doch, daß in dem Schafspelz Hamlets Vater nicht stecke?

— Freilich wußt' ich das, aber es machte mir den Eindruck von einem Geist, und auf den Eindruck, fügte der Knabe fast altklug hinzu, kömmt bei mir Alles an. Von dem umgewandten Schlafrock ist mir eine Art Geisterahnung geblieben.

— Und der Blitz erscheint dir auch als ein Geist?

— Ein Geist oder ein Gott, denn das ist ja einerlei.

— Wer hat dir das gesagt?

— Niemand, aber sie sagen, Gott sei ein Geist; wenn aber Gott ein Geist ist, so ist ein Geist auch Gott, meinst du nicht Thorane?

Der Graf lächelte.

— Der Blitz erscheint dir also als ein Gott?

* Historisch.

— Er kommt mir vor, wie der große Jupiter, der die Semele erschlug.

— Und du fürchtest, auch erschlagen zu werden?

— Vielleicht; meine Furcht hat etwas Unbestimmtes, mir selbst Unerklärliches, das stets von mir weicht, in der Nähe derer, die mich lieben.

— Wie aber kannst du wissen, wer dich liebt?

— Hier, sprach der Knabe, und legte die Hand auf's Herz. Der Graf war gerührt. Mit immer steigendem Interesse forschte er weiter:

— Wie kommt es aber, daß das Gefühl der Liebe dir die Furcht benimmt?

— Das kann ich so eigentlich nicht erklären, erwiederte der Knabe, und ich habe oft über diesen Punkt nachgedacht. Da fiel mir kürzlich in des alten Rector Albrecht Studirzimmer ein Buch in die Hände; ich öffnete es, und sah, daß es von der Liebe handelte.

— Nun?

— Sie war in diesem Buche „die Harmonie des Weltalls" genannt.

— Und wie magst du dies auf das Verschwinden deiner Furcht beziehen?

— Sieh, lieber Thorane, antwortete Jener, ich denke mir das so: Die Furcht ist ein unangenehmes Gefühl, das aus dem Vorempfinden einer Gefahr in uns entsteht; wenn ich aber meinen Vater oder meine Mutter, oder auch dich lieb habe, so ist das ein wohlthuendes Gefühl, das tief aus meinem Innern heraufkommt und das Vertrauen mit sich bringt.

— Und dieß Vertrauen vertilgt deine Furcht?

— Durchaus. Weil aber dieß Vertrauen aus der Liebe entspringt, so ist sie es, welche das Gleichgewicht des bewegten Herzens wieder herstellt; es mag eben so sein mit vielen Dingen in der Welt und ich glaube, das Buch des Rectors hat recht, wenn es behauptet, die Liebe sei die Harmonie des Weltalls, die Alles in's Gleiche bringt.

Der spricht wie ein zweiter „Pic-la-Mirandole“, dachte der Graf, beugte sich über den Knaben herab und blickte lange in dessen heiteres Antlitz.

— Glückliches Kind, articulirte er leise, möge der ernste Spruch Platos sich dir durch's Leben bewähren, auch dann noch, wenn du nicht mehr, wie ein frühreifes Kind, sondern als ein Mann ihn begreifst!

— Du möchtest also nicht vom Blitz erschlagen werden? fragte er, wieder einlenkend; es ist ein schneller, schmerzloser Tod.

— Aber, ich bin ja erst elf Jahre alt, sprach der Knabe, ich habe noch viel zu lernen übrig; der Vater will, daß ich die Hochschule besuchen und ein tüchtiger Jurist werden soll, und wenn ich jetzt stürbe, würden alle seine Pläne vereitelt.

Graf Thorane lächelte dieß Mal bedeutender, als vorher.

— Nein, Lupus, sagte er, du mußt erst was Rechtes werden, ehe du stirbst; sprich, bist du damit einverstanden, die Rechtspflege zu studiren?

— Der Vater behauptet stets seinen eigenen Willen.

— Du würdest also lieber etwas Anderes ergreifen? Möchtest du Soldat werden?

Lupus schüttelte mit dem Kopf.

— Ja so, die Furcht.

Da flammte es hochroth über des Knaben Gesicht und er setzte sich plötzlich auf.

— Lieber Thorane, sprach er, es wohnen zwei Menschen in meiner Brust; der eine fürchtet sich vor dem Blitz, vor den Hamlets-Geistern, vor den Kobolden aus den Mährchen, die uns unsere gute Amme erzählt; — der andere, und hier ballte der Knabe die Faust, wie zum Beweis seiner Kraft, der andere kennt keine Furcht; er würde es mit Jedermann aufnehmen. Frage nur die Primaner aus unserem Gymnasium und vor Allen Georg Frosch, wie oft ich sie schon gezeichnet; es rührt mich keiner mehr an.

— Da bist du ja ein anderer Bayard, „sans peur et sans reproche“ bemerkte mit einem leichten Anflug von gutmüthigem Spott der Graf Thorane. Nun, denke dir, du erringst erst die goldenen Sporen und schreitest dann immer weiter von Sieg zu Sieg. Du wirst Oberst, General, General-Feldmarschall.

Der Knabe wiederholte sein Kopfschütteln.

— Immer noch nicht genug? Nun, setzen wir einen Extra-Fall fest. Du zeichnest dich also aus durch deinen Muth, deine Heldenthaten; du wirst in den Adel-, in den Fürstenstand erhoben, es schwebt eine Krone über deinem Haupt?

— Die Kronen sind schön, antwortete der Knabe, und es ist angenehm, in ihrem Schatten zu ruhen, aber . . .

— Aber, mein kleiner Philosoph? fragte gespannt der Graf.

— Aber, wenn ich eine tragen sollte, so müßte ich sie aus meiner theatralischen Rüstkammer nehmen dürfen, damit sie von Pappe und leicht genug sei.

— Närrischer Junge.

— Gerade so pflegt mich unser alter Rector Albrecht zu nennen, wenn ich ihn frage, in welchem Lande sich Kain eine Frau geholt, da doch Adam und Eva die ersten Menschen auf der Erde waren, oder, wie es möglich ist, daß die Sonne zu Gibeon und der Mond im Thal Ajalon stille stand. Aber sieh, da möchte ich auch, wie der alte Rector, wenn ihn Jemand nicht augenblicklich begreift, die Bibel citiren und auch sagen, ich glaube, lieber Thorane, mein Königreich ist nicht von dieser Welt.

— Ei, ei, du gottloser Junge, willst du dich mit Christus vergleichen?

— Das nicht, aber gottlos bin ich keinenfalls; im Gegentheil, manchmal ist mir, als fühle ich den Gott in meiner Brust; da treibt und drängt es mich, daß ich so recht was Großes thun möchte in der Zukunft und ich bilde mir ein, der Gott müsse mir dazu helfen. Wenn der Vater die Schwester im Italienischen unterrichtet, wenn er den Tasso mit ihr liest, wo ich dann zuweilen verstohlen über meine lateinische Grammatik hinweg zuhöre, wenn er ihr von der schönen, tugendhaften Prinzessin erzählt, die ihm den Lorbeerkranz auf gesetzt, da . . . .

— Möchtest du auch Tasso sein?

— Oder auch nur so Etwas werden, wie er.

— Das ist freilich eine höhere Ambition.

Und der Graf, plötzlich stille werdend, lehnte in die Sophaecke zurück, nur zuweilen nach dem Knaben hinüberschauend, dessen geniale Züge das Aufzucken der verglimmenden Lampe wie mit einem magischen Scheine übergoß.

Müde von der halbdurchwachten Nacht, den schützenden Freund zu seiner Seiten, lehnte Lupus, denn mit diesem Namen pflegte Thorane, der leichteren Aussprache wegen, seinen kleinen Günstling zu benennen, in die Kissen des Sophas zurück und bald hatte der Schlummer, trotz des noch einige Zeit fortdauernden Gewitters, seine Augen geschlossen.

Thorane rührte sich nicht. Die Arme auf der Brust gekreuzt, das Haupt gesenkt, schien er ganz in seine vorige trübe Stimmung verfallen zu sein.

Das Gewitter hatte sich verzogen, die Lampe war erloschen und eine Idee von Dämmerschein schlich zwischen den Gardinen und der Fensterbrüstung in das Zimmer.

Plötzlich schien der Graf zu erschrecken; er stand auf und wollte die Klingel ziehen, aber er besann sich, öffnete behutsam die Thür und stand im Nu vor einer Mansardstube des dritten Stocks.

— St. Jean!

— Gleich Exc. . . . mein Herr Graf Thorane, wollte ich sagen.

Ein leises Roth des Zorns überflog des Grafen Gesicht, als aber in demselben Augenblick der Kammer-

diener völlig angekleidet heraustrat, da schwand der Unmuth des Herrn über die verpönte Apostrophe, vor der treuen Besorgniß, mit der der Diener seiner Befehle geharrt.

— Wie, Ihr seid nicht schlafen gewesen? sagte der Graf bedauernd.

— Ihr sagtet, meiner in einer halben Stunde zu bedürfen, Herr Graf.

— Ganz recht, ich vergaß, oder vielmehr ein besonderer Zufall hielt mich ab; aber geht, der kleine Wolfgang schläft auf meinem Zimmer; tragt ihn sacht in sein Bett; der Morgen beginnt zu grauen und der alte Rath ist streng mit dem Jungen.

— Der verträgt sich mit Niemand, brummte St. Jean.

— Desto freundlicher ist die Hausfrau, erwiederte Thorane, und ihr wißt, man muß es auf der Welt machen wie Hiob und das Gute mit dem Bösen hinnehmen, wenn's nur nicht gar zu arg ist.

Unter diesen Worten hatten Beide des Grafen Zimmer betreten. Lupus schlummerte noch immer, da aber St. Jean ihn anfaßte und empor zu heben versuchte, schlug er die Augen auf und sagte den Grafen erblickend:

— O Schade, lieber Thorane, um den schönen, schönen Traum!

— Welchen Traum?

Wolfgang rieb sich die Augen.

— Deine Maler, sagte er, haben mir den Auftrag gegeben, ihnen ein Original zu suchen, ein recht schönes, danach sie das letzte von den für dein Schloß bestimmten Gemälden ausführen könnten.

— Er träumt noch, sagte Thorane.

— Nein, nein, ich träume nicht nur, sagte mit äußerster Lebhaftigkeit der Knabe, indem er des Kammerdieners Armen sich entwand, um auf eigenen Füßen sein Schlafgemach zu erreichen, ich habe sie auch gesehen, wirklich gesehen. Soll ich dir's nicht erzählen, lieber Thorane?

Sei es, daß der Graf durch wichtigere Dinge preoccupirt, sei es, daß er wirklich überzeugt war, der Knabe spreche wenigstens im Halbtraum, er schien, seine Geduld ihn anzuhören, für dies Mal erschöpft zu haben.

— Morgen, lieber Lupus, sprach er mit einer verabschiedenden Handbewegung und jenem gebieterischen Wesen, dem sich Niemand, der ihn kannte, zu widersetzen wagte.

Lupus seufzte, küßte Thoranes Hand, band sich die Schuhe fest und schlich, da der Graf solches ausdrücklich gebot, ohne den Schlafrock abzunehmen, das lange Gewand, als Schleppe hinter sich drein schleifend, selbst wie ein kleiner Kobold, aus Rübezahls Mährchen, die Treppe hinunter in sein Schlafgemach. Dort schlüpfte er rasch in sein Bett, als habe er es die ganze Nacht nicht verlassen.

Thorane und sein Kammerdiener waren allein. — Licht! sprach der Graf, seinen vorigen Platz in dem Armstuhl wieder einnehmend.

St. Jean schob die ausgebrannte Lampe bei Seite und zündete an der Ofengluth zwei auf einem Schreibpult stehende Wachskerzen an.

— Hierher! gebot Thorane, auf einen in der Nähe befindlichen Spieltisch deutend . . . und schaut mich an.

St. Jean gehorchte maschinenmäßig.

Der Graf saß einige Augenblicke regungslos. Der letzte Blutstropfen schien aus seinen Adern gewichen, jede physische Kraft paralisirt zu sein; nur das Auge glänzte mit seinem gewohnten dunkeln Feuer und die Lippe rührte zuweilen ein kaum merkliches Zucken, dem Vibriren vergleichbar, dessen ein unbelebter Körper fähig wird, wenn man ihn unter den Einfluß der galvanischen Säule bringt. Endlich regte sich die Gestalt.

— Habt ihr mich angesehen, St. Jean? fragte der Graf.

Der Kammerdiener bejahte beklommen, indem er zweifelnd einen Schritt zurücktrat.

— St. Jean, sprach Thorane, sagt mir, was auf meinem Gesichte geschrieben steht.

— Herr Graf! . . . .

— Das ist keine Antwort auf meine Frage, sprecht die Wahrheit.

— Ein großer . . . . . .

— Ein großer Schmerz? . . . ist's das allein?

— Ein großes Unglück, Herr, und St. Jean stürzte vor dem Grafen auf die Kniee, als wollte er ihn um Verzeihung bitten für das freimüthige Wort.

— Steht auf, sprach Thorane, und spart das, bis ich den Degen mit den Brettern vertauscht.

Der Kammerdiener erhob sich und der Graf fuhr fort:

— Und ist es zum ersten Mal, daß ihr Unglück les't auf dem Gesichte eines Mannes, der den Ausdruck

dieses Unglücks verbergen könnte, wenn er wollte, vor euch, wie er es vor Andern thut?

— Nein, antwortete der Kammerdiener.

— So sagt mir frei heraus, wann habe ich eine ähnliche Maske getragen?

— Mir däucht . . . . ich meine . . . .

— Heraus damit! denkt, ich sei der Königslieutenant und ihr mein Delinquent.

St. Jean besann sich einen Augenblick.

— Herr Graf, sprach er dann mit fast zitternder Stimme, mir däucht, es seien zehn Jahre, daß ihr gerade so bleich, gerade so unglücklich ausgesehen, als jetzt. —

— Das war ehrlich gesprochen, St. Jean, und ihr habt nicht im Ernst gedacht, daß mir der Regen und die Kälte das Blut aus dem Gesichte getrieben?

— Nein, Herr, die Erinnerung . . .

— Ich habe mich also nicht geirrt . . . . . St. Jean, ihr seid heute im Theater gewesen?

— Ja, Herr, ich kam während des letzten Acts, da ihr mir befohlen, euch abzuholen.

— Gut, während dieses letzten Acts saht ihr ein Individuum an der ersten Logenreihe vorübereilen.

— Ich sah es.

— Dieses Individuum mochte wenige Jahre jünger sein, als ich, es hatte eine breite Stirnnarbe und eine vorgebeugte Haltung.

— Gerade so, wie der Herr Graf bemerken; und man hätte den Menschen für den Doppelgänger eines längst Begrabenen halten können, so groß war die Aehn=

lichkeit. Ich begreife, daß die Erinnerung; . . . ich fürchtete gleich . . . .

— Aehnlichkeit, mit dem Begrabenen? . . . und wenn es nun der Begrabene selbst wäre?

— Das ist unmöglich.

— Warum?

— Nun, weil er eben begraben ist.

— St. Jean, ihr seid ein dummer Teufel.

— Ich weiß es wohl, gnädiger Herr, aber die Begrabenen stehen doch heut zu Tage nicht mehr auf.

— Aber heut zu Tage begräbt man die Lebenden, nicht wie es sonst geschah, aus Unwissenheit und leibhaftig, indem man ihren Körper verscharrte, heut zu Tag begräbt man das Verbrechen, mit einem Federzug, denn die Welt hat Fortschritte gemacht; — und der Missethäter mag sich selbst überleben.

— So glaubt ihr wirklich?

— Ich vermuthete und eure Bemerkungen haben mich überzeugt, daß meine Vermuthung kein Spiel der Phantasie gewesen; . . . . jetzt, St. Jean, schafft mir den Mann.

— Herr Graf, wagte der Kammerdiener zu bemerken, wie ist das möglich in dieser volkreichen Stadt?

— Alles ist möglich, erwiederte Thorane, mit jener Eiseskälte, die ihm eigen war, wenn er sich vorgenommen, Etwas durchzusetzen. Ihr habt Augen und Ohren, thut sie auf; den Steckbrief wißt ihr auswendig.

— Ich werde mein Möglichstes thun, entgegnete St. Jean.

— Versteht sich von selbst.

Mit diesen Worten war der Graf an das Schreibepult getreten.

— Hier, St. Jean, sprach er freundlich, und seine Züge hatten ihre ganze Elasticität wieder gewonnen, hier, . . . und ein paar funkelnder Louisd'or strahlten dem Kammerdiener von dem dunkeln Saffiangrunde entgegen, mit dem das offene Schreibepult bezogen war

St. Jean zögerte, herzuzutreten.

— Mein Herr Graf, stammelte er verwirrt, wollt ihr mich? . . . .

— Wollt ihr mich bezahlen, damit ich euch den Mann um desto eher finde? . . . ergänzte der Spender, . . . ist's nicht das, was ihr sagen wolltet?

St. Jean erröthete.

— Ich bin nicht so gemein, als ihr habt denken können, sagte der Graf, mit etwas bitterem, vorwurfsvollem Nachdruck, aber billiger und dankbarer; ich bin herrisch und schwer zu behandeln; ich habe euch oft mißvergnügte Stunden gemacht, St. Jean; ich möchte euch auch vergnügte bereiten. „Der Wein erfreut des Menschen Herz" sagt ein alter Spruch: nehmt und trinkt . . . und wenn ihr froh werdet, haltet mich wenigstens für gerecht.

Der Kammerdiener steckte die Goldmünzen ein, und der Graf machte, nach seiner Gewohnheit, eine Handbewegung nach der Thür.

Auf der Schwelle derselben drehte St. Jean sich um.

— Herr Graf, sagte er, ihr seid sicherlich der beste, edelste Mensch, den der arme St. Jean je gekannt.

Ein Zug des Wohlgefallens glitt über Thoranes Gesicht.

Geht, sagte er, ich denke besser von meinem Kammerdiener, als mein Kammerdiener von seinem Herrn; ich bin überzeugt, daß ihr mir zugethan seid, und daß es nicht die paar elenden Goldfüchse sind, die euch ein Lob in den Mund gelegt, das ich von dem Geringsten verdienen möchte.

Thorane brachte den Rest der Nacht mit Schreiben, St. Jean mit Nachsinnen zu, wie er die ihm gestellte Aufgabe lösen sollte. In seiner Noth dachte er an Wolfgang, dem er den Steckbrief, mit Verschweigung der näheren Umstände, mittheilen wollte.

II.

Omne regnum in se divisum, desolabitur. *
(Goldene Bulle.)

Der siebenjährige Krieg war aus einem blosen Privatstreit zwischen der englischen und französischen Krone zum Völkerkrieg geworden. Friedrich II. hatte, seine deutschen Gegner zu demüthigen, sich an das mächtige England angeschlossen; Oestreich war als Bundesgenosse Frankreichs aufgetreten und Deutschland, welches die Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs, die Eroberungssucht Ludwigs XIV. und den spanischen Erbfolgestreit noch in frischem Andenken hatte, mußte in

* Jedes in sich zerspaltene Reich verdirbt.

den Jahren 1756 — 1764 den Kriegsschauplatz abgeben, auf dem Deutsche gegen Deutsche, im Verein mit ausländischen Mächten, im gegenseitigen Bruderstreit sich hervorthaten. Frankreich, im Innern zerfallen, unter der Regierung eines Monarchen, so schamlos, als Ludwig XV. war, ausgesogen von der sittenlosen Pompadour und ihren feilen Creaturen, der Partheiwuth der Jansenisten und Jesuiten, kurz, jedem Uebel preisgegeben, das nothwendig aus der Untauglichkeit der obersten Leitung entspringt, stand am Rande des Verderbens.

Was der Mißbrauch der sogenannten königlichen Handquittungen in der Staatskasse zurückgelassen, war durch den Verlust fast sämmtlicher Amerikanischen Colonien an England geschwunden. Gerne ergriffen daher unsre unruhigen überrheinischen Nachbarn die Gelegenheit, eine Anzahl ihrer Truppen, als Bundestruppen Oestreichs außer Landes zu schicken, um sich so, wenigstens theilweise einer Last zu entledigen, die für das ausgesogene Frankreich immer unerträglicher ward: Die Franzosen kamen nach Deutschland.

Zu verschiedenen Malen schon waren sie in zahlreichen kleineren Kolonnen durch die Vorstadt Sachsenhausen und von da über die Mainbrücke gezogen, um das jenseitige Ufer zu erreichen, als am 2. Januar 1759 ein starkes Detachement derselben das sie geleitende Kommando Stadtsoldaten überwältigt, die geringe Garnison der Hauptwache zur Uebergabe gezwungen und die friedlichen Straßen so lange zu einem Kriegsschauplatze gemacht hatte, bis die Bürger, um größeren Unordnungen vorzubeugen, sich zu einer eigentlichen Einquartierung

der Fremdlinge bequemt. Zwar war, um Letztere zu verdrängen, am 13. April desselben Jahres die Schlacht bei Bergen geschlagen worden. Die Franzosen jedoch, den Sieg über die Verbündeten erringend, hatten diese zum Rückzug gezwungen und Frankfurt als einen wohlgelegenen, vortheilhaften Waffenplatz behauptet.

Da sie indeß wenigstens ihren Hauptbedarf aus den französischen Magazinen bezogen, auch die Löhnung ihnen so pünktlich, als möglich, ausbezahlt wurde, so war der erste Schrecken der Stadtbewohner das Aergste bei der Sache gewesen, und die Bürger hatten sich im Allgemeinen nicht zu beklagen. Waren auf der einen Seite die Lebensmittel vertheuert, war die innere Ruhe der Stadt mehr oder minder gestört worden, so konnte man das auf der anderen Seite durch die Anwesenheit zahlreicher Officiere und sonstiger Standespersonen in Umlauf gebrachte Geld, namentlich einen gesteigerten Handel, als Equilibrium in die Wagschaale legen. Manche Bürger gingen zu Grund, aber auch manche, die dem Stand der Dinge ihren Vortheil abzulauschen verstanden, arbeiteten sich glücklich empor und bereiteten dadurch ihren Kindern einen Wohlstand, der, obgleich hie und da auf dem Ruin des Einzelnen beruhend, doch im Ganzen dazu beitrug, die Folgen des siebenjährigen Kriegs weniger fühlbar für Frankfurt zu machen, als die langwierigen Kämpfe vorangegangener Jahre.

Wenn wir die Stadt zu jener Zeit, d. h. nicht lange vor Abschluß des „Hubertsburger-Friedens“ betrachten, und sie mit ihrem jetzigen Zustande vergleichen, so können wir nicht umhin, zwischen damals und jetzt einen be-

deutenden Unterschied zu finden. Ganz an derselben Stelle, wo nun die freundlichsten englischen Anlagen mit ihrem Buschwerk und den duftenden Blumenbeeten sich hinziehen, standen die alten Befestigungswerke, welche man außerdem im Lauf des dreißigjährigen Kriegs noch bedeutend verstärkt hatte; Gräben, Bastionen und Kasematten trugen den Typus einer Zeit, da das Recht des Stärkeren noch galt und die Bewohner der Städte wohlthaten, sich durch ein Bollwerk nach Außen vor feindlichen Ueberfällen zu schützen. Aber nicht allein, daß Frankfurt jener freundlichen Außenseite entbehrte, die es, seit Schleifung der Wälle, im Jahr 1804, nach und nach durch den Anbau jener zahlreichen Landhäuser und Gehöfte erhalten, die, wie eine neue Stadt, die alte umziehn, auch im Innern hatte es deutlich die Spuren eines weit hinauf reichenden Stammbaums, und mit ihnen die Erinnerung an manches Großartige bewahrt. Da waren gewissermaßen Festungen in der Festung, einzelne, mauerumschlossene Höfe und Klosterbezirke, feste Stammhäuser altadeliger Familien, meistentheils nun, und vor allem die Klöster, in Waarenmagazine und Kasernen verwandelt. Noch bezeichneten Pforten und Thürme die Gränzen der älteren Stadt, denn schon einmal hatte man die Pforten hinausgerückt, die ersten Wälle der Erde gleich gemacht, die Laufgräben zugeworfen und Straßen darüber gebaut. Dieß Letztere war auch mit dem Theil der Stadt geschehen, der zu jener Zeit, in dem sogenannten Churpfälzischen-Sprengel sich ausdehnend, unmittelbar zwischen der Kirche zu St. Katharinen und dem alten Weißfrauenkloster sich

hinzog. In diesem Churpfälzischen Sprengel aber hatten zu der Zeit von der wir reden, zahlreiche französische Offiziere, unter anderen auch der Königslieutenant, Graf Thorane, den wir bereits kennen, Quartier genommen. Seine Hauptfunction war die Schlichtung von Streitigkeit zwischen Militär und Militär, oder auch zwischen diesem und Civilpersonen. Er begleitete demnach die Stelle eines Auditoren im Großen.

Unmittelbar nach der von Wolfgang in dem Zimmer des Grafen so glücklich überstandenen Gewitternacht, hatte dieser seine Thüre abgeschlossen, ein Zeichen, daß er Niemand zu sprechen wünsche. Ungeduldig harrte St. Jean, daß die Schelle ertönen und ihn hinauf bescheiden möchte in des Herren Gemach; die Sonne stand bereits hoch und noch hatte man seiner Dienste nicht begehrt. Besorgt schritt der treue Diener in seiner Mansardstube auf und ab, gewissenhaft bei sich selbst die Frage erwägend, ob er in dem vorliegenden Fall den Befehl des Grafen zu erfüllen oder ihn durch nochmalige Vorstellung von der Schwierigkeit der Sache zu umgehen suchen sollte; ängstlich bedachte er die Folgen einer Entdeckung, von der er wünschen mußte, daß sie ihm unmöglich werden möchte . . . . und doch, er kannte den Grafen, eine Weigerung, ihm gegenüber, war unmöglich und gesetzt auch, er, St. Jean, werde des Auftrags entbunden, würde der Graf seine Zwecke nicht auf anderem Wege verfolgen?

St. Jean seufzte. In seinem ganzen Leben hatte er so viel nicht gedacht, in seinem ganzen Leben sich nicht so viel Mühe gegeben, in seiner Art zu einem logischen

Schluß zu kommen. Endlich schien er mit sich selbst eins geworden: Vor zehn Jahren hatte er das fragliche Individuum zum letzten Male, als unter den Lebenden wandelnd gesehen; nach dieser Zeit war der Mensch verschwunden; man hatte seinen Todesschein eingeschickt, und was war also natürlicher, als daß der Graf sich geirrt? Nichts destoweniger wollte St. Jean sein Möglichstes thun, nach einem ähnlichen Individuum zu forschen, wonach der Graf positiv einsehen würde, daß sein Kammerdiener recht und er sich geirrt habe.

St. Jean athmete eben hoch auf, bei dieser glücklichen Conclusion, da ließen sich Schritte auf dem Vorplatz vernehmen und Wolfgang, den großen Schlafrock auf dem Arm, spazirte herein.

Es war ein Sonntag und die Mutter hatte ihren Aeltesten gar stattlich herausgeputzt. Das üppige Haar war zierlich frisirt und gepudert; feine baumwollene Strümpfe umschlossen den Fuß und von den knappanliegenden Absatzschuhen glänzten zwei große silberne Schnallen. Er trug schwarze Beinkleider von Sarsche und einen Rock von grünem Berkan, mit reich verbrämten Balletten. Die Weste aber war unstreitig das „non plus ultra“ von Eleganz; sie war aus des Vaters Bräutigams Weste zugeschnitten und von schwerem, glitzerndem Goldstoff. An der linken Seite paradirte ein kleiner ungeschliffener Degen, an dem Handkorb mit einer flatternden Bandschleife verziert.

— Guten Morgen, Junker Wolfgang, sagte St. Jean mit freundlicher Miene, den Gruß des Eintretenden erwiedernd, der den Titel ganz wohlgefällig aufzunehmen

schien. Hierauf nahm der Kammerdiener den Schlafrock unter tausend Entschuldigungen ab, daß er solchen nicht geholt und dadurch den Junker heraufbemüht habe.

— Die Mutter, erwiederte Wolfgang, hat mich zu euch geschickt, denn, sagte sie, wenn der Vater des Schlafrocks ansichtig wird, dann gibt's nothwendig eine Untersuchung, wie er aus des Grafen Zimmer in das deinige gewandert und warum; ihr wißt, St. Jean, der Vater hat seine großen Eigenheiten; und die Mutter meint immer, man müsse ein Uebriges thun, um den Hausfrieden zu erhalten, namentlich am lieben Sonntag.

— Die Frau Rath ist eine vortreffliche Frau und werth, eine Fürstin zu sein, sagte St. Jean.

— So, entgegnete Wolfgang geschmeichelt, dann müßte ich für meinen Theil wenigstens einen Grafen abgeben.

Der Kammerdiener trat vor den Knaben hin und betrachtete ihn aufmerksam.

— Meiner Treu, sagte er, froh, den jedem Kammerdiener und jeder Zofe instinctmäßigen Hang zur Schmeichelei einmal befriedigen zu dürfen, ohne des Grafen Zurückweisungen in Empfang zu nehmen, meiner Treu, ihr seht aus, wie der galante Heinrich von Béarn an seinem Hochzeittage mit der stolzen Margarethe von Valois.

— Ein König möcht' ich gerade nicht sein, es hat schon so viel Könige gegeben.

— Oder, wartet, Junker Wolfgang, ich finde euch einen besseren Vergleich: wie der edle Graf Lauzun, als

er zu den Füßen der Anna von Montpensier lag; es fehlen nur noch die Spitzenmanschetten und die Claque.

— Ein Graf, das ließe sich hören, erwiederte Wolfgang, hab' ich doch schon so Manches gelesen von euern Edeln aus der Provence, die Grafen waren und Dichter zugleich: da ist Wilhelm von Poitiers und Guyenne, aber ihr habt davon wohl nichts gelesen, St. Jean?

St. Jean schaute etwas verletzt, denn welcher französische Kammerdiener schmeichelte sich nicht, eine ganze Nomenclatur von Haupt- und Nebenlinien derjenigen Familien auswendig zu wissen, deren Oberhaupt er die Stiefeln angezogen oder den Rock ausgestäubt? War nicht der Graf Thorane ein Provençale? St. Jean hatte ihn seit zwölf Jahren überall hin begleitet; St. Jean wußte, daß der Graf einem der edelsten Geschlechter der Provence entstammt. Dieser Wilhelm von Poitiers und Guyenne mußte wenigstens ein Vetter desselben und als solcher St. Jean durchaus bekannt sein.

Wolfgang war Beides zufrieden.

Die Erwähnung der schönen Provence aber hatte in St. Jean gar mannigfache Empfindungen hervorgerufen und ihn namentlich an die Verpflichtung erinnert, die der Graf ihm in der vorigen Nacht auferlegt, er ward plötzlich still und ging im Zimmer auf und ab, nach einem schicklichen Wendepunkte suchend, Wolfgang, wie er schon früher beschlossen, halbwegs in sein Geheimniß zu ziehen.

Dieser half ihm unwillkührlich in den Sattel.

— Erklärt mir, St. Jean, bat er, warum Graf Thorane in letzterer Zeit manchmal so absonderliche

Launen hat; hat er mir doch in der vorigen Nacht nicht einmal gestattet, ihm meinen Traum zu erzählen, sondern mich fast hinausgewiesen, wie er euch zu thun pflegt, wenn ihm so auf einmal die Idee kömmt, allein zu sein — und doch hatte ich den Traum nur seinetwegen, oder vielmehr um seiner Bilder willen, die mir Tag und Nacht, wie lebende bunte Gestalten vor den Augen herumdrehen, seitdem bald der eine, bald der andere seiner Maler mir den Auftrag gibt, ihm ein natürliches Original für die auszuführenden Gemälde zu suchen. Es war wirklich nicht schön, mich so abzuweisen, setzte er etwas empfindlich hinzu.

St. Jean war ziemlich neugieriger Natur. Diese Neugierde war jedoch so kleinlich, wie die Stellung, die ihm das Leben angewiesen. Dennoch forschte er nicht nach Wolfgangs Traum; eine glückliche Idee war ihm aufgegangen. Er hatte sich wirklich selbst nicht für so klug gehalten.

— Junker Wolfgang, sprach er mit wichtiger Miene und nicht ohne einiges Pathos: Wir, die wir die gewöhnlichen Wege gehen, und von dem Schicksal zu durchaus Gewöhnlichem bestimmt sind, wir können oft nicht begreifen, was den Höheren Sonderbares begegnet, und wie sie, durch ihre eigenthümlichen Lebensverhältnisse und Erfahrungen oft selbst sonderbar werden, im Gegensatz zu den Uebrigen, unbedeutenden Menschen, wie ihr und ich. Graf Thorane ist ein guter, edler, hochherziger Herr, aber er ist ein Sonderling, und, wenn St. Jean nur reden dürfte . . . . doch das gehört nicht

hierher und euch wegen der barschen Entlassung von gestern zu trösten; muß ich euch sagen . . . .

— Nun?

— Daß der Graf seit einiger Zeit eine fixe Idee gefaßt, und von nichts Anderem hören will, bis sein Wunsch in Erfüllung gegangen.

— Um Gottes Willen, erwiederte Wolfgang, ich habe den Vater sagen hören, eine fixe Idee sei oft der Anfang des Wahnsinns.

— Gerade, entgegnete der Kammerdiener und vor zehn Jahren . . . . . ja, wenn St. Jean nur reden dürfte . . .

— Der Graf ist doch noch nicht wahnsinnig gewesen?

— Schlimmer als das.

— Was war es denn?

— Wenn St. Jean reden dürfte, so könnte er Manches erzählen, aber laßt das gut sein, Junker — um von der fixen Idee zu reden, da soll ich dem Herrn Grafen einen Menschen ausfindig machen, der gerade so und so und kein Tüttelchen anders aussieht und der Kammerdiener machte eine so redselige Beschreibung des früher erwähnten Menschen mit der Stirnnarbe, daß Wolfgang nur auf wiederholte Versicherung und selbst dann noch nicht ganz zu überzeugen war, daß es sich hier gleichfalls um ein Original und um nichts Weiteres handle, doch kam es ihm immer sonderbar genug vor, daß Graf Thorane einen Menschen ausfindig zu machen gedachte, dessen Physionomie, Gang und Haltung er sich vorläufig selbst zusammengesetzt. Dem mußte aller-

dings so Etwas, wie eine fixe Idee, wenn nicht mehr zu Grunde liegen. Jedenfalls war es ein Stoff, ebensowohl zum Nachdenken, als zur äußeren Beschauung anzuregen und darum gerade geeignet, Wolfgang und seinem Intimus auf ihren häufigen Spazirgängen durch und vor die Stadt, zwiefach zu einer angenehmen Unterhaltung zu dienen.

Der Knabe versprach sich umzuschauen.

— Aber verrathet mich nicht, sagte St. Jean; der Graf würde es sehr übel nehmen, zu erfahren, daß ich euch seinen Auftrag mitgetheilt; er will ein für alle Mal gerade so bedient sein, wie er will und nur von denen, die er dazu bestellt.

Wolfgang gelobte, verschwiegen zu sein und da so eben die in St. Jeans Zimmer führende Schelle mit ziemlicher Heftigkeit angezogen und dieser dadurch endlich hinab beschieden wurde, huschte er, ein paar Strophen aus Klopstocks Messiade vor sich her scandirend, zur Thüre hinaus in ein anderes, dem verlassenen gerade gegenüberliegendes Mansardzimmer.

Dort sah es bunt aus. Einzelne Tische und Stühle standen unsymetrisch durch einander. Der Boden war mit Ueberresten von Papier, mit Streifen Leinwand, mit Spuren von Kreide, Sepia und Oelfarben bedeckt. Hier stand der Rumpf einer Medicaischen Venus, welcher der Eigenthümer sein Arbeitswamms übergehängt, dort lag ein Farnesischer Fechter unter einem Schleier von silberner Gaze, die als Draperie mochte gedient haben. Da saß eine häßliche Gliederpuppe in der Fensternische und breitete die Arme nach dem Eintretenden aus; dort stand eine

hübsche chinesische Vase mit frischen Treibhausblumen, künstlerisch geordnet. An den Wänden hingen Masken von Gyps, Skizzen mancherlei Art, auch scherzhafte Karrikaturen und Conterfeis der in diesem Raume sich Bewegenden, denn hier war es, wo der Königslieutenant, Graf Thorane, alle Maler Frankfurts beschäftigte, indem er sie, je nach ihren verschiedenen Talenten, verschiedene sein Schloß bei Grasse auszuschmückende Gemälde anfertigen ließ. Vollendete, halbausgeführte und kaum angelegte Stücke standen auf einzelnen Staffeleien umher. Da sah man knorrigen Baumschlag von „Hirt", im Vordergrund eine weidende Heerde. Dort eine Burg am Rhein, mit üppigen Rebengeländen, von „Schütz". Die Blumenvase hatte „Junkern", der die Niederländische Schule vertrat, zum Original gedient.

Wolfgang ging von einem Bilde zum andern, jedes erst in der Nähe aufmerksam betrachtend, dann zurücktretend, um den Effect der Perspective desto besser beobachten zu können. Er stimmte mit dieser Ausführung überein und tadelte jene, denn die Maler, die den aufgeweckten Jungen liebgewonnen, pflegten ihn gerne in ihrer Gesellschaft aufzunehmen und sich an seinen oft treffenden Bemerkungen zu ergötzen, ja, er zeichnete nicht selten mit und skizzirte sogar oft selbstständig und nicht ohne künstlerische Idee. Dieß war allerdings ein kleiner Schadenersatz für den etwas pedantischen Hausherrn, der beständig den Ausdruck im Munde führte: „Zeichnen solle eigentlich ein Jeder lernen, das habe schon Kaiser Maximilian gesagt" und der, hätte er die fragliche Mansarde betreten, wohl erschreckt und ärger-

lich zugleich, darin hätte aufräumen mögen, wie in seinem Studirzimmer.

Den jungen Wolfgang schien indessen das künstlerische Chaos weniger zu geniren; er untersuchte Alles, was ihm vorkam, öffnete die Farbenbehälter seiner Kunstfreunde, mischte auf der Palette den grünen Zinnober mit der bräunlichen Sepia und dem hochblauen Ultramarin; den Carmin mit dem Indig oder dem abendgoldähnlichen Cardium und betrachtete dann mit Aufmerksamkeit das Resultat seiner verschiedenen Zusammensetzungen. Dann trat er wieder vor die einzelnen Bilder hin. Hier, meinte er, war der Vordergrund zu wenig ausgeprägt, dort die Luftperspective verfehlt. Diese Staffagen waren reizend, voller Leben und Beweglichkeit; jene weniger natürlich und mit zu großen Schlagschatten.

Endlich blieb er vor einem Gemälde Trautmanns stehen. Es war nach Rembrandts Manier, lauter Gluth, und stellte eine brennende Dorfmühle vor. Das Ganze, obgleich unfertig, war dennoch so weit gediehen, daß es einen Ueberblick gestattete.

Vorn eine Gruppe rüstiger, mit Löschen beschäftigter Landleute, mit dem verschiedenartigsten physionomischen Ausdruck, weiter zurück im zweiten Plan eine Kirche, auf deren Stufen ein knieendes Mädchen, den Rosenkranz in der Hand, die Blicke zum Himmel erhoben; in der Entfernung duftumlagerte Berge, an deren Saum, wie zum Zeichen der Erhörung, die Morgensonne aufzusteigen begann.

Wolfgang blieb lange vor diesem Bilde stehen. Das knieende Mädchen war am wenigsten ausgeführt. Traut-

Cadmium

mann wünschte ein natürliches Original und dieses hatte Wolfgang gefunden. Er dachte an die Gewitternacht, an seinen Traum und es war ihm auf einmal ganz sonderbar zu Muth, gerade, als ob er plötzlich nicht mehr zu unterscheiden wüßte zwischen den Truggebilden des Schlafs und der Wirklichkeit.

Zerstreut wandelte er in dem Zimmer auf und ab; da stieß er von ungefähr mit dem Fuß an ein schwarzes Kästchen von polirtem Holz. Der Deckel sprang auf. Wolfgang bückte sich, betrachtete den Inhalt, und stieß einen Ausruf halb des Schreckens, halb der Verwunderung aus.

In demselben Augenblick öffnete Graf Thorane die Thür.

Mit einem einzigen Blick hatte er das Zimmer, Wolfgang und noch mehr, was dieser erstaunt in den Händen hielt, überschaut. Seine Stirnader schwoll. Purpurröthe überzog sein Gesicht und dann wieder eine leichenhafte Bläße.

— Wer hat dir erlaubt, dieses Kästchen aufzumachen? donnerte er mit dem ganzen Umfang seiner Königslieutenantsstimme, und den verblüfften Jungen am Arm packend, schob er ihn vor die Thür, ehe dieser sich rühren oder ein Wort der Erwiederung hervorbringen konnte.

— Ich glaube wahrhaftig, St. Jean hat recht; es ist nicht richtig mit dem Grafen, sprach Wolfgang zu sich selbst und eilte ärgerlich die Treppe hinab. Auf dem untersten Hausflur trat ihm ein junger Mensch entgegen. Er mochte zwischen vierzehn und fünfzehn Jahre alt sein und war, im Vergleich zu Wolfgang, äußerst einfach

gekleidet. Er trug eine grüne, offene Blouse, von einem breiten, glänzenden Ledergurt zusammengehalten, keine Weste, trotz der bereits rauhen Jahreszeit; über den blendend weißen Busenstreif liefen die hochrothen Tragbänder mit zwei gleichfarbigen Querstreifen hin; unter einem braunen, breitkrempigen Filzhute blitzte ein Paar sanfter, blauer Augen hervor, das mit der sonnverbrannten Gesichtsfarbe einen eigenthümlichen Contrast bildete. Der anfangs auffallende Widerspruch verschwand aber sogleich, sobald der Angekommene die Lippen öffnete und zwischen dem frischen Roth derselben zwei Reihen blendend weißer Zähne zum Vorschein kamen. Es war dann, als müsse er gerade solche und keine anderen Augen haben und in seiner ganzen Physionomie schien Alles im vollkommensten Einklang.

— Pylades! rief Wolfgang dem Eingetretenen entgegen.

— Guten Morgen, Orest, antwortete dieser treuherzig, aber, was seh ich? man sollte meinen, du seist nicht bei Laune?

— Das bin ich auch nicht, antwortete Wolfgang, und es ist mir gerade recht, daß du kommst.

— Es ist dir doch kein Unglück begegnet?

— Das nicht, aber komm, laß uns hinaus, da will ich dir Alles erzählen.

— Wie du willst, doch wohin wenden wir uns?

— Laß uns zum Bockenheimer Thor hinausschlendern, dann kommen wir gerade recht, die französischen Emigrantenfamilien aus ihrer Kirche heimfahren zu sehen. Du weist, ich betrachte mir gerne die prächtigen Kutschen

und die feinen Leute darinn und du Pylades, hast ja eine besondere Vorliebe für den Fahrweg nach Bockenheim, besonders am Sonntag.

Pylades schwieg, und Wolfgang erzählte ihm nun umständlich die Geschichte des Manns mit der Narbe, so wie St. Jean ihm dieselbe überliefert hatte; dann kam er auf das sonderbare Wesen des Grafen, auf die Weigerung, seinen Traum anzuhören. Er wiederholte dem Freund, was wir bereits wissen, daß Trautmann ein Gemälde begonnen und ihm, Wolfgang, den Auftrag gegeben, ein hübsches Mädchen ausfindig zu machen, das ihm als Original dienen könnte und möchte für die früher erwähnte Beterin auf den Stufen der Kirche, dicht hinter der brennenden Mühle.

Wolfgang hatte, nach seiner Gewohnheit, ganze Tage darauf verwandt, die Stadt zu durchstreifen; er hatte unlängst, da eben die Frühmesse in der Bartholomäuskirche vorüber, ein wunderschönes Original, doch wie es ihm vorkam, ein armes Mädchen begegnet, das ihm mehr, als jedes andere, dem Zwecke Trautmanns zu entsprechen schien. Er war dem Mädchen gefolgt, hatte es aber, trotz aller möglichen Aufmerksamkeit in der Gegend der Fischerfeldstraße aus den Augen verloren. Diese Nacht hatte er dasselbe Mädchen im Traum gesehen und, als er am anderen Morgen, wie gewöhnlich, das Atelier besucht, darin an den Wochentagen die von dem Grafen Thorane bestellten Künstler zu arbeiten pflegten, dort, durch Zufall, ein schwarzes Kästchen entdeckt. Er hatte das Kästchen aufgemacht und ganz dasselbe Gesicht, das ihm beim Schluß der Messe an

der Bartholomäuskirche begegnet, dasselbe Gesicht, das er nachmals im Traume gesehen, hatte ihm daraus entgegengeschaut. Der Graf aber, der ihn bei Betrachtung des Bildes überrascht, hatte ihn darüber, d. h., eigentlich aus unerklärlichen Ursachen und im höchsten Affect, zur Thüre hinausgewiesen.

Der Primaner, Georg Frosch, den seine Mitschüler, die Gymnasiasten, wegen seiner Zuneigung zu Wolfgang, der ein Privatschüler des Rector Albrecht war, den Pylades des Ersteren genannt, hatte diesen Namen nach und nach durchgängig behalten und pflegte, per Antithese, den um mehrere Jahre jüngeren, aber ihm an Verständniß und Kenntnissen ungefähr gleichstehenden Wolfgang, seinen Orest zu nennen.

Es herrschte wirklich eine hellenische Freundschaft zwischen den Beiden; sie arbeiteten gemeinschaftlich, ergingen sich gemeinschaftlich, und wer einen von ihnen beleidigte, der hatte sich einer zwiefachen Verantwortung zu unterwerfen.

Georg war ein scharfer, gewissermaßen logisch-mathemathischer Kopf. Dabei erschien er stets ruhig und pflegte Alles bis in's Kleinlichste zu zergliedern.

Er ließ Wolfgang völlig aussprechen.

— Der Mann mit der Narbe, hatte also eine Narbe, sagte er; das ist klar. Diese muß durch irgend Etwas verursacht worden sein: Fall, Stoß, Schuß, Stich, Hieb. Nehmen wir eines der Letzteren an. Wäre der Mann Soldat, so wäre das nicht mehr als natürlich in einer Zeit, wie die jetzige. Aber, er hat eine vorgebeugte Haltung, sagt dir St. Jean. Der Mensch ist

also einer von Denen, die über den Büchern zu sitzen pflegen, ein Arzt, ein Jurist, ein Theologe; nehmen wir das Letztere an, da die Pfaffen bekanntlich die ärgsten Kopfhänger sind, d. h. da, wo sie es für gut finden. Ein Theologe ist, nach unseren Begriffen, ein Studirter und zum Studiren braucht es einer Universität.

— Georg! unterbrach Wolfgang erstaunt.

— Laß uns weiter sehen, entgegnete dieser gelassen. Viele, von den verschiedensten Nationen haben noch in der jüngsten Vergangenheit auf französischen und italienischen Hochschulen studirt. Nehmen wir dieß Mal an, der Theologe mit der Narbe habe seine Collegien in Straßburg, Paris oder bei einer anderen französischen Facultät gehört. Diejenigen jungen Leute aber, die sich für den höheren Officierstand vorbereiten, pflegen nicht selten akademische Studien zu machen, ehe sie in ein Cadettenhaus treten, und somit wäre die ganze mysteriöse Geschichte so ziemlich klar. Der Graf und der Narbenträger haben einander bereits irgendwo im Leben begegnet; sie haben Händel gehabt und der Königslieutenant ist wohl nicht sonderlich vergnügt darüber, daß jener mit der Schramme davon gekommen. St. Jean aber ist ein Esel, der Anderen seine Ohren anzuhängen meint, und darum ein Doppelt-Esel. Ich sage dir, Wolfgang, die Sache schmeckt nach Unheil; laß die Hände aus dem Spiel.

Georg hatte mit so viel Ueberzeugung gesprochen, und St. Jean Wolfgang eigentlich so wenig überzeugt, daß dieser, des Freundes Scharfsinn bewundernd, ihm beistimmte.

— Sagen würde ich nichts, bemerkte er, aber neugierig wäre ich doch, den Mann zu sehen. Wollen wir nicht zusammen uns nach ihm umschauen?

— Ich würde die Sache ganz ignoriren.

— Du bist übertrieben ängstlich.

— Wenn Krösus über den Halys geht, so wird ein großes Reich zerstört werden, sagte Georg vor sich hin: ergo: wäre Krösus nicht über den Halys gegangen, so würde kein großes Reich zerstört worden sein.

— Das heißt? meinte Wolfgang.

— Rathe.

— Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

— Gerade so.

— Nun, wie du meinst, Georg; wenn wir aber den Menschen so per Zufall begegneten?

— Dann schauen wir eines andern Wegs und schweigen still.

Unter diesen Worten hatten die beiden Knaben das Stadtthor erreicht; eine kleine Brücke führte damals an sämmtlichen Pforten der Festung über den dieselbe umziehenden Graben. Sie wurde überschritten und nachdem man ebenso die schmale Allee hinter sich hatte, die wie ein Kranz auf dem oberen Rande des Walles einher lief, befand man sich auf der früher erwähnten Bockenheimer Landstraße.

In älterer Zeit, da der Weinhandel der Reichsstadt besonders blühend gewesen, so daß sie neben den anderen noch besondere Weingesetze und einen eigenen Weinmarkt besaß, hatten hier große Weinberge sich ausgedehnt.

Diese waren indeß schon damals spurlos verschwunden und an deren Stelle zog sich nun, wie noch jetzt, eine Reihe wilder, schattender Kastanienbäume bis zu dem Flecken Bockenheim hin. Dort hatten, auf Vergünstigung des Grafen von Hanau, die im 16. und 17. Jahrhundert eingewanderten französischen Calvinisten lange Zeit ihren Gottesdienst abgehalten. Später, als der Rath zu Frankfurt sich wenigstens theilweise toleranter erwieß, und ihnen erlaubte, eine eigene Kirche vor der Stadt aufzubauen, hatten sie, von dieser Erlaubniß Gebrauch machend, ein Gotteshaus leicht aus Tannenholz gezimmert und so nah als möglich vor dem Bockenheimer-Thor aufgerichtet. Dort pflegten sie sich an Sonn- und Feiertagen zu vereinigen.

Wolfgang aber, der Alles beobachtende, Alles ergrübelnde Knabe, dem schon frühe kein Ding, ohne Ursache möglich schien, hatte oft darüber nachgedacht, wie es komme, daß die Herrenhuter und Wiedertäufer, die Katholiken und Protestanten, die Lutheraner und Calvinisten, kurz, jede Religionsparthei sich ausschließlich im Besitz des wahren Glaubens vermeinte, welcher Glaube doch nur Einer sein konnte von Vielen. Er hatte hierin noch nicht mit sich selbst einig werden können und schon deßhalb mußten ihn die Fremden interessiren. Georg war ihm stets mit besonderer Bereitwilligkeit gefolgt, wenn er ihn an Sonn- oder Festtagen um seine Begleitung angesprochen.

So wanderten denn die Beiden eine zeitlang schweigend neben einander her; der Herbstwind hatte den Weg mit gelb und rothen Blättern bestreut, die er den

wilden Kastanienbäumen geraubt, wie ein stürmischer Liebender ein Sträuslein von dem Busen seines Mädchens. Der Himmel war besonders klar nach dem vorangegangenen Gewitter und die Sonne blickte so freundlich zwischen dem halbwinterlichen Buschwerk hervor, daß man hätte meinen sollen, sie habe für den lieben Sonntag ein Strählchen Frühlingsschein sich erborgt, um in die Menschenherzen hereinzuleuchten, wie die lautere Liebe.

Wolfgang hatte sich schon lange satt gesehen an den Kirchenbesuchern zu Fuß und zu Wagen und als die Landstraße erst wieder ruhig geworden, nur einzelne Wanderer darauf auf und niedergingen und aus der Ferne der umliegenden Ortschaften das Geläute der Sabbathglöcklein herüberklang, da ward ihm erst recht wohl. Er war ganz Schaun. Der Boden, worauf er stand, kam ihm vor, wie ein weiter Tempel, die Berge waren Altäre; die Sonne aber erschien ihm als ein großes, großes Opferfeuer, das mit ewigem Glanze zu der blauen Kuppel des Domes emporflammt, die, von dem wölbenden Aether gebildet, am Horizont begann und bis zum Himmel empor stieg.

— Wie schön! rief er aus.

Auch Georg hatte geschwärmt, wenn auch andere Bilder an seiner Seele vorübergezogen.

— Ja, hier ist gut sein, sagte er, laß uns weiter gehen und noch eine Stunde im Freien verbringen. Wenn dein Magen zu pünktlich ist, Wolfgang, dann biegen wir links in die Gasse und besuchen die Wirthin zu den Kettenhöfen.

Wolfgang seufzte, so auf einmal aus dem Olymp auf die Erde herabgeschleudert zu werden.

— Mein Magen? sagte er, wollte, der Vater wäre nicht pünktlicher als der, . . aber . . . .

— Ja so, ich vergaß, erwiederte Georg; wie man sich nur selbst zum Sclaven, seiner Uhr, seiner Gewohnheiten machen kann! . . .

— Es sollte einen schönen Verdruß absetzen, wenn ich zum Mittagstisch nicht zurück wäre!

— Bei mir zu Hause kommt es so genau nicht darauf an,' erwiederte Georg mit einem wohlgefälligen Gefühl von Unabhängigkeit; ich möchte nun heute noch nicht nach Hause gehn.

— Dann begleite ich dich nach den Kettenhöfen und kehre allein zurück.

— Topp, aber du bist mir deinen Traum noch schuldig.

Beide bogen in die abgelegene, stille, auf zwei Seiten von dichtem Grün eingehegte Seitengasse, die zu der genannten Meierei hinführt. Kein Mensch, außer ihnen, wandelte den einsamen Weg und Wolfgang begann:

— „Mir träumte, ich sei auf einmal an einen Ort versetzt, den ich zuvor nie betreten; es war ein üppiger Wiesengrund, über dem der Himmel, wie ein weiter blauer Baldachin ausgebreitet lag. Es war Abend. Rings um mich war eine magische Helle und der Wind strich ganz leise über die hohen, wehenden Gräser, daß es aussah, als ob sie sich neigten und wieder empor richteten, um den Sternen zuzuwinken. Zu meinen Füßen stand ein Beet voll duftender Wiesenblumen, eine

schöner, wie die andere, aber eine große, einfache Maaßliebe, mit schneeweißen Blättern und goldgelbem Saamen war die schönste unter allen. Der Thau glänzte in ihrem Kelch und das Sternlicht glitzerte darin, daß es aussah, wie lauter funkelnde Demanten. Als ich so dastand und die Blume betrachtete und meine Freude daran hatte, kam ein Fremder des Wegs und wollte sie pflücken; ich verwehrt es ihm. Da zog es sich plötzlich vor meinen Augen wie ein weißlicher Nebel zusammen; der Nebel ging in's Graue über und wurde schwarz. Erstaunt sah ich einen zottigen, ungeberdigen Hund sich zu meinen Füßen im Grase wälzen. Ich schaut' ihm eine geraume Weile zu, da er aber sich dem Blumenbeet genähert und mit Scharren und Wühlen meine schöne Maaßliebe aus der Wurzel zu heben drohte, jagte ich ihn auf und gebot ihm wegzugehen. Da zerstieb er, wie Rauch, aber eine Flamme, wie ein großes Irrlicht anzuschauen, tanzte neckend vor mir auf und ab. Ich schlug mit dem Stock darnach; er fing Feuer; die Flamme vergrößerte sich und eine menschenähnliche Gestalt trat daraus hervor. „Wer bist du?" fragte ich erschrocken. Und mit widrigem Grinsen antwortete die Gestalt:

„Ich bin ein Stück von Gott
Und doch des Himmels Spott."

Der Fremde aber streckte wiederholt die Hand nach der Blume aus. Ich verwehrt' es ihm zum zweiten Mal; das unheimliche Wesen jedoch, Hund, Flamme oder Gespenst, wie man's nennen will, stieß den Fremden mit bedeutungsvoller Miene an; dieser taumelte und zertrat meine Blume. — Wie ein jäher Schmerz fuhr

es durch meine Brust; ich setzte mich neben die Blume und klagte, daß sie so schön gewesen und nun zerstört sei. Da war mir plötzlich, als ob meine Klagen wie Echo widerhallten an den Bergen, als ob die Bäume sich neigten und aus jedem Blatt ein langes, wehmüthiges Lied ertöne. Fern, fern aber, auf einem äußersten Felsenzacken, sah ich den Fremden, an seiner Seite das unheimliche Gespenst; ihre Mäntel flatterten im Wind und das Gespenst drohte, seinen Begleiter in den Abgrund zu stürzen. Dann verschwamm der finstere Hintergrund und ich sah nur noch die liebliche Wiesenau und die Lieder und Weisen klangen fort wehmüthig ernst. Ich saß noch immer neben der Blume und konnte mich nicht trösten. Ich versuchte, ihre zertretene Krone aufzurichten und siehe da, statt des Thaus, glänzte mir ein Blutstropfen entgegen. Entsetzt taumelt' ich zurück. Da bemerkt' ich am Himmel einen Sternschuß und ein weißliches Wölkchen lößte sich von dem tiefblauen Aether; es umhüllte die beiden Sterne, von denen einer zu dem andern geeilt war; ich sah Etwas, wie helle, lilienfarbige Schwingen, ein Antlitz, als sei es aus lauter Sternlicht gewoben . . . und dann, wie eine große Brücke, gleich einem Regenbogen, der von dem Himmel zur Erden hinab reicht, darauf aber zwei Engel, die Hand in Hand herab schritten. Ein heiliges Grauen hielt mich, wie an den Boden gefesselt; ich wollte mich entfernen und vermochte es nicht. Die beiden Engel aber setzten sich einer zur Rechten, der andere zur Linken der Blume. Da weinten sie, daß die Thränen wie Himmelsthau auf den Kelch herab troffen und, siehe da, er ward weiß und

rein, wie zuvor, und die Blume erhob ihr Haupt, das von einem sanften Strahlenschimmer umflossen war, fast wie ein Heiligenschein.

Da freuten sich die beiden Engel.

— Elohim, sprach der eine, sie ist abgebrochen und mag auf Erden keine Wurzel mehr fassen.

— Laß uns sie mit hinauf nehmen, Ariel, antwortete der andre; morgen feiern die himmlischen Heerschaaren das Osterfest; da wollen wir sie in den Kranz winden, mit dem die Erzengel den Triumphbogen des göttlichen Ueberwinders umschlingen.

— Du hast recht, Elohim, sprach der andre, dort wird sie ewig blühn.

Darauf faßten die Engel die Blume beide zugleich und stiegen, Hand in Hand, wie sie gekommen, die Regenbogenbrücke wieder hinan.

Stimmen klangen von Oben; der Himmel leuchtete auf und: „Gerettet!" tönt es zu der Erde herab; „gerettet!" — ein Jauchzen der Engel.

Ich war auf mein Angesicht gefallen. Als ich mich erhob, war Alles verwandelt:

Ich befand mich in einer kleinen gothischen Kapelle. Vor dem Altar stand ein offener Sarg, mit duftenden Zweigen ausgeziert. Darinnen lag ein liebliches Kind mit langen blonden aufgelößten Haaren. Die Augen waren geschlossen, aber durch die Lieder schimmerte es blau, wie Azur, und der Mund war noch roth, wie eine Rosenknospe; die Hände hielten ein Kruzifix umschlungen; zu Häupten standen brennende Kerzen. Die Leute aber, die zugegen waren, trugen Trauerkleider;

sie weinten und klagten, daß das schöne Maaßliebchen gestorben, wie sie es nannten und meinten unter einander, ob es wohl in den Himmel kommen würde. Der Priester aber hatte den Text gewählt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer da viel geliebt, dem wird auch viel vergeben werden.“ Da gingen sie alle getröstet hinweg. Ich aber erwachte und ward mir mit Erstaunen bewußt, daß das schöne Maaßliebchen Zug für Zug dem Mädchen glich, das ich begegnet; Zug für Zug dem Bilde in dem verhängnißvollen Kästchen.“

— Das ist sonderbar, entgegnete Georg zerstreut, der, jemehr sich die Beiden der Meierei genähert, mit desto weniger Aufmerksamkeit zugehört hatte.

— Ich möchte es lieber wunderbar nennen, entgegnete Wolf, und gewiß, es fällt mir ein Mährchen darüber ein, denn bis auf meine Träume gestaltet sich mir Alles zu Geschichten.

— Ich mache meine Feenmährchen aus der Wirklichkeit, entgegnete Georg und das sind die besten Geschichten.

Bei diesen Worten war man dicht vor dem hölzernen Spitzthor der sogenannten „Kettenhöfe“ angelangt; es war nur angelehnt, und von Innen ließ ein zottiger Vierfüßler, halb Spitz, halb Pudel, seine Wächterstimme vernehmen, die Ankunft der Fremden zu melden.

— Auf Wiedersehn! Orest, sprach, seinem Freunde die Hand schüttelnd, Georg Frosch, und vergiß meinen wohlgemeinten Rath nicht; laß dich aus der Duellgeschichte und den Narbenträger laufen, wohin er mag.

— Du bist stets die personificirte Klugheit, Georg, doch, die Mutter wird schon ein Uebriges gethan haben, mein Außenbleiben zu entschuldigen. Leb wohl!

Und mit diesen Worten eilte Wolfgang mit raschen Schritten dem Thor und von da der väterlichen Wohnung zu.

Kaum hatte er sich entfernt, als eine sanfte Stimme von Innen dem Hofhunde Schweigen gebot. Darauf blitzten zwei freundliche, helle Augen durch den Spalten des Spitzthors.

— Bist du es, Georg? fragte dieselbe sanftklingende Stimme.

— Lyda! rief der Gefragte und trat ein.

III.

„Montagna regalada
Esla del Canigo,
Corona da de plata,
Y vestida de flors:
Adeu, adeu, montagna,
Honor del Rosselo,
Adeu, nina, carida,
Hermosa Alienor.“ *

Provençal. Volkslied.

Die Bewohner des herrlichen, fruchtbaren Landes, in dem eine lieblich italische Vegetation und ein fast griechischer Himmel sich vereinen mit den kräftigeren Erzeug-

* Der schönste Berg ist der Berg Canigo, er trägt eine silberne Krone und ist bekleidet mit Blumen. Lebe wohl, lebe wohl, Berg, Ehre des Roussillon, lebe wohl, meine kleine geliebte, meine schöne Alienor.

nissen einer nordischen Natur, gleichsam, als ob die Letztere, bevor sie von dem Süden sich trennt, sich noch ein Mal brüderlich mit ihm vereinigen wolle, die Bewohner des glücklichen Landstrichs, dessen Thäler duften von dem Hauch der Orangen- und Mandelblüthe, dessen Höhen die mächtige Steineiche schmückt und die dem Winterschnee trotzende Fichte, sind die alten Catalanen, ein schöner, edler Volksstamm, ursprünglich aus dem sonnigen Iberien eingewandert, und später mit römischen, arabischen und germanischen Zusätzen vermischt. Es ist ein Volk, schwärmerisch und poetisch, wie die alten Troubadours, deren wohltönende Weise und melodische Sprache noch heute unter den Provençalen nachklingen, ein Echo vergangener Zeit, das über die Trümmer der alten Römertempel, über die arabischen Aquaducte hinzieht, sich fern in den Bergen zu verlieren, in dem sagenumschwebten Esterel.

Dieser, ein Zweig der Meeralpen, ist ein hoher Gebirgsrücken, der zwischen steilen Abstürzen, gleich einem zackigen grauen Wolkenstege sich selber von Norden nach Süden in's Meer hinaus windet.

Bereits hinter Cannes beginnt das Aufsteigen auf den Esterel, von wo aus man, außer der ebengenannten Stadt, Antibes und Nizza, den alten, nun fast gänzlich verschütteten Römerhafen von Fréjus, St. Raphaël und die Berge von St. Tropes überblickt. Auch dieß Gebirg ist mit Fichten, Kork- und Steineichen bedeckt, in deren Schutz und Schatten sich mit hochrothglühender Frucht der Erdbeerstrauch erhebt. Hier wächst der Mastixbaum. Pomeranzen, Citronen und Granatäpfel reifen

am Wege; in den Hecken duften Myrthen und Jasmin und selbst aus den Spalten der Felsen drängt die Saxifraga sich hervor.

Nach ungefähr vier Stunden Wegs erblickt man eine hochaufgeschichtete Felsenmasse, die schroff zu den Wolken empor ragt, als wollte sie an die Sage von den himmelstürmenden Titanen und dem riesenzerschmetternden Jupiter erinnern. Hier breiten schattige Ulmen ihre dichten Laubdächer aus; das Sprudeln der Bergwasser ladet zum Trunk und eine wirthliche Schenke hebt ihr ziegelbedecktes Haupt zwischen dem dunkeln Grün der Bäume hervor.

Das ziemlich geräumige Wirthszimmer war reinlich getüncht, durch die runden, blankgescheuerten Fensterscheiben strahlte die Mittagssonne herein; ein leiser Wind rührte draußen die Blätter der Ulmen, deren bewegliche Schatten tanzend hin und herglitten auf dem sandbestreuten Estrich und dem großen eichenen Tische, der in der Mitte des Zimmers sich erhob. Ueber dem Kaminsims hing statt des Spiegels ein Bildniß des heiligen Galdrick, daneben ein Weihkessel mit den zuletzt vertheilten Palmen und ein grobsculptirtes Kruzifix aus dem Marmor des Landes.

Diesem Schmuckwerke unmittelbar gegenüber, zwischen den beiden Fenstern der entgegengesetzten Wand, war eine Art Postament angebracht. Auf demselben stand, mit allerlei Gold- und Flitterwerk behangen, ein Bildniß der heiligen Jungfrau in Holz, mit dem Christusknaben auf dem Arm. Sie trug ein vergoldetes Krönlein und ihr zu Füßen auf dem Postament stand eine halbverwischte

lateinische Inschrift. Die Bildnisse des heiligen Franziskus und der heiligen Barbara, eine Catalanische Gruppe, die Farandola tanzend; der Scheiterhaufen des im Jahr 1538 zu Toulouse wegen ketzerischer Ansichten verbrannten Mönchs Rochette, und ein angerauchtes Bildniß Ludwigs XV. vollendeten den Schmuck des Zimmers. In einer Ecke desselben lag ein bestaubtes, mit groben Holzschnitten versehenes Legendenbuch; es war aufgeschlagen und der Titelbogen zeigte das Facsimile des Ignaz von Loyola.

An dem vorerwähnten eichenen Tische saßen zwei Männer, in eifrigem Gespräche begriffen; ein Krug mit Wein, Wild und Geflügel waren aufgestellt.

Der eine der Beiden, ein langer, hagerer Mann, mit einer scharfgebogenen Adlernase und buschigen, schwarzgraulichten Augenbraunen, mochte ein starker Fünfziger sein. Er hatte so eben, um die ganze Masse seines bedeutenden Frühstücks hinunter zu schwemmen, den dritten Becher geleert, als er bemerkte, daß auch der seines Nachbarn bereits zur Neige gegangen.

— Trinkt doch, ehrwürd'ger Vater, sprach er mit einem freundlichen Blinzeln seiner grauen Augen zu dem Gegenübersitzenden, dessen feistes Aussehn einen eigenthümlichen Contrast bildete mit der Gestalt des Sprechers und mit Schüssel und Weinkrug in ungleich besserem Verhältniß zu stehen schien, als der abgemagerte Corpus des Ersteren; trinkt doch, es ist ächter Cassis,* den ich

* Weißer Wein dieser Gegend.

nur meinen Ehrengästen vorzusetzen pflege und es ist lange, seit ihr zum letzten Male bei mir eingekehrt.

— Ich war bei euch, erwiederte der Feiste, behaglich langsam einen vollständigen Kapaunen auf seinem Teller zerlegend, während der Wirth den Becher voll goß bis zum Rand, bei euch, eh ich meine Reise nach Rom unternahm.

— Das wird im nächsten Monat, entgegnete der Andere, gerade ein Jahr.

— Ein Jahr, erwiederte der Priester, dem Wein und Kapaunen abwechselnd zusprechend, ist eine lange Zeit; ein Jahr hat 365 Tage und wenn ihr an jedem derselben einen Kiesel in diesen Becher werft, nicht größer als ein Dreisousstück, so werden am Ende des Jahres die 365 Steinchen schon ein bedeutendes Gewicht ausmachen. So ist es auch mit dem Reich Gottes auf Erden. Wenn wir einmal Hand an den Pflug gelegt und jeden Tag nur eine einzige Scholle umarbeiten, so kann am Ende des Jahres der Acker zum Säen tüchtig sein. —

— Das Reich Gottes erwiederte der Andre, ist auch einem Senfkorn vergleichbar, das man in den urbargemachten Boden säet, damit es ein Baum werde, der die Erde überschatte; ist's nicht so, frommer Vater?

— Nicht anders, und wer auch nur ein Senfkorn säet, der hat beigetragen zu dem Werke der Heiligung und seine Sünden werden ihm vergeben durch die Kirche, die da Macht hat, zu verdammen und selig zu sprechen im Himmel und auf Erden.

Der Hagere neigte sich ehrfurchtsvoll und der Priester fuhr fort:

— Wem auch nur ein Talent geworden, der soll es nicht vergraben, sondern wuchern damit, auf daß es sich vervielfache und der heilige Vater, der das Sinnbild Christi ist auf Erden zu ihm spreche: Du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen.

— Und was ich seit eurer Abwesenheit in Erfahrung gebracht, erwiederte der Andre, ist auch nur wenig. Doch hoffe ich, der Herr werde das Wenige durch Geist und Geschick der Vorgesetzten zu Nutz und Fromm der Kirche verwenden, und mir meine Sünden erlassen.

— Und erlöse uns von allem Uebel, Amen, murmelte der geistliche Herr vor sich hin.

— Wohlan, begann er laut, laßt hören, ob ihr als ein frommer Knecht gearbeitet im Weinberge des Herrn.

— Ich habe, wie der Vogel, der dort auf der Ulme sich wiegt und in's Thal hinab schaut, von der Höhe dieses Berges herab beobachtet, was unten sich zuträgt.

— Und?

— Fast unmittelbar nach eurer Abreise waren die Frauen allein.

Der Priester konnte ein triumphirendes Lächeln nicht verbergen. Ich kenne den Beichtvater des Kriegsministers, sagte er im natürlichsten Ton.

Der Andere ergriff wieder das Wort.

— Als ich die Mutter frei wußte von dem Einfluß des Sohnes, bot ich Alles auf, sie den Zwecken des Ordens geneigter zu machen.

— Ich hoffe, ihr habt dabei mit Klugheit und Umsicht verfahren.

— Ehrwürd'ger Herr, erwiederte der weltliche Coadjutor, man hat mich belehrt, der Zweck heilige die Mittel.

— Ganz recht. Wir wissen, daß Gott die Absicht und nicht die That selbst beurtheilt. Handeln wir also nach menschlichen Begriffen unmoralisch, ja verbrecherisch, so ist doch die That an und für sich vor Gott gerechtfertigt, und somit erlaubt, wenn nur der Endzweck ein guter ist. Der höchste Zweck aber ist die Aufrechthaltung und Verherrlichung der Kirche. Doch laßt weiter hören.

— Der Orden hat, fuhr der Hagere fort, ein Ahnrecht auf die weitläufigen Güter, ja, auf das ganze mobile Vermögen dieser Familie. Ist's nicht so?

— Das hat er und zwar seit mehr denn hundert Jahren, so steht es in unseren Archiven verzeichnet.

— Ich bin nur ein willenloses Werkzeug in der Hand meiner Oberen, deren größere Einsicht . . . .

— Ganz recht, die Gesellschaft Jesu ist eine geistliche Armee, im geheimen Kampf begriffen mit der ketzerischen Welt. Wer zu ihrer Fahne geschworen, der hat keinen eigenen Willen mehr. Wie der Soldat seinem Chef, so gehorcht er, mit Aufopferung seiner eigenen Ueberzeugung, ohne Weigerung noch Widerrede der Verfügung seiner Oberen. Diese finden es an der Zeit, die mehr als hundertjährige Schuld einzutreiben. Zu diesem

Endzweck muß der Bruder aus dem Wege geräumt, die Schwester in ein Kloster gebracht, die Mutter vermocht werden, ein Testament zu hinterlassen, laut welchem . .

— Ihr habt mir das bereits erklärt, frommer Vater, und mir anempfohlen, die Erfüllung der oben ausgesprochenen Wünsche nach Kräften zu befördern — durch Nährung des Aberglaubens bei der Mntter . . . .

— Auch die menschlichen Schwächen dürfen nicht unbenützt bleiben, erwiederte der Feiste, einen neuen Becher Cassis einschenkend und den Teller, davon der Kapaun bis auf das Gerippe verschwunden, von sich schiebend, doch, wie ist euch Zeit, wie Gelegenheit geworden?

— Alle Dinge, erwiederte der Andre, müssen denen, die Gott lieben, zum Besten dienen: Es ist nun schon lange her, daß ich allein in der Schenke wirthschafte mit den wenigen Knechten. Meine Frau liegt an der Felswand begraben, meine Tochter daneben und Gott weiß, wie's um die Küche beschaffen wär, hätte die alte Elle das Backen und Braten nicht von meiner Seligen erlernt.

Der geistliche Herr untersuchte die Reste eines Rehziemers und der Eigner der Schenke fuhr fort:

— Vor dreißig Jahren, ehrwürdiger Herr, trug die Alte ein ander Gesicht, als jetzt. Mein Vater hielt damals die Schenke und hatte mich nach Toulon auf den Pferdemarkt geschickt. Eine Bande Zigeuner lagerte am Thor. Sie hatten ihre Zelte aufgeschlagen, brieten gemeinsam über einem großen Feuer Hühner und Katzen und sahen dabei aus, wie rechte Kinder der Wüste.

Die Frauen riefen die Vorübergehenden an, ihnen die Zukunft zu offenbaren, die Männer rühmten ihre Thiere und boten sie zum Verkauf. Ich trat zu einem derselben, um ein corsisches Gebirgspferd zu unterhandeln und wir waren des Kaufs fast einig geworden, als aus dem nächsten Zelt ein wildschöner Bursche an mich herantrat. „Kauft sein Pferd nicht, Herr," sprach er halb baskisch, halb catalanisch, „es hat den Spath." Ein Streit zwischen den beiden Pferdehändlern war die natürliche Folge; er wurde um so heftiger, da ich das Thier genauer untersucht und die Angabe des warnenden Zigeuners richtig befunden. Ein schönes, sehr junges Weib, hatte sich, gleich Anfangs, herzugedrängt. Sie hatte einen Knaben auf dem Arm und versuchte mit sanften Worten die Streitenden auseinander zu ziehen. Darob entbrannte der Zorn des Beeinträchtigten um desto heftiger. Mit der Linken schleuderte er das Weib weit von sich weg, während die Rechte nach dem Dolche fuhr und eh ich es verhindern konnte, lag der ehrliche Zigeuner blutend, ja sterbend zu meinen Füßen. Aber auch das Kind war todt, der heftige Stoß hatte es den Armen seiner Mutter entrissen und mit solcher Heftigkeit gegen eine nahestehende Mauer geschleudert, daß ihm der Schädel zersprungen. Die Scene, die nun folgt, auszumalen, überlaß ich euch selber. Verzweiflungsvoll warf sich der Mörder zu Boden, verzweifelnd bat er das durch seine Schuld so unglückliche Weib um Verzeihung. Die arme Elle stand regungslos, die beiden leeren Arme noch nach ihrem Kinde ausbreitend, das Andre mittlerweile auf die Seite geschafft. Sie weinte nicht, sie zerraufte nicht ihr Haar.

Ihre Arme sanken langsam herab und ihr Auge wurde plötzlich, wie verglast.

— Herr, sprach sie, zu mir sich wendend, mein Stamm ist ein verfluchter Stamm, ich habe mein Theil Unglück dahin genommen und mag keinen Unsegen bringen in euer Haus. Ich vermuthe, ihr seid der Eigner eines Gehöfts oder sonst ein Grundbesitzer. Nehmt mich mit als eure Magd, damit ich Keinen mehr sehe von Diesen.

— Lebe wohl, Bulbo, rief sie, und warf mit der Hand einen Kuß nach der Richtung, in der man ihr Kind weggetragen, dann kniete sie nieder an der Leiche ihres Geliebten, legte ihre Hand auf sein Herz und murmelte ein paar unverständliche Worte. Hierauf stand sie auf, mir zu folgen. Niemand hinderte sie, am allerwenigsten ich, die unschuldige Ursache ihres Unglücks. Ich war jung, ehrwürdiger Vater, und ich hatte ein Herz.

Die Eltern schalten, als ich statt des Pferdes ein Zigeunermädel nach Haus brachte, besonders die Mutter. Elle aber nahm keine Notiz davon und blieb. Sie war fleißig und rührig im Hauswesen und dadurch versöhnte sie Alle. Dabei verharrte sie, wie noch jetzt, oft Tage lang in vollständigem Schweigen und nur manchmal fand man sie, in einer Ecke kauernd, das Gesicht nach Morgen gewandt, leise vor sich hersummend. Ich hätte sie um die Welt gerne zu meinem Weibe gemacht, aber Niemand konnte jemals erforschen, wie sie's mit der Religion hielt und dann wieß sie jede Annäherung strenge, fast stolz zurück. So haben wir im Lauf der Zeit uns Eins an des Anderen Weise gewöhnt und seitdem die Weiber auf dem Esterel das Zeitliche gesegnet, ist sie mir un-

entbehrlich geworden. Sie scheuert Haus und Hof und hält die Knechte in der Zucht, die ihr mit einer Art Ehrerbietung begegnen. Sodann geht sie zu bestimmten Tagen hinunter in's Thal, um Einkäufe für die Wirthschaft zu besorgen. Nie hat sie mich um einen Pfennig betrogen. Dabei hat sie eine wunderbare Ahnungsgabe, die sich besonders auf das Wetter bezieht. „Meine Mutter", sagt sie, „wurde einige Stunden vor meiner Geburt, da sie hinter der Bande zurückgeblieben, in einer jener öden Haidegegenden der Provence, da die Hirten die Waldung niedergebrannt, vom Maestrelado * überfallen. Ich lag, ein neugebornes Kind, stundenlang an ihrem erkalteten Busen, stundenlang strömte der Regen auf mich, die Unbekleidete, herab, bis ein nachziehender Trupp mich mit sich nahm und die Mutter unter dem nächsten Baume begrub. Von dieser Zeit an war mir ein eigenthümliches Fröşteln geblieben, das wie Eis durch meine Glieder rinnt, wenn das Wetter sich ändert." Auch sagt sie jedesmal Tag und Stunde voraus, wenn der Mistral ** eintrifft oder die Regenzeit beginnt. Drunten im Thale behaupten Viele, wo sie in ein Haus eintrete, da geschehe ein Unglück. Das macht, sie kann die Gewohnheit ihres Volkes nicht lassen, aus der Hand oder Karte die Zukunft zu verkünden und da ihre eigene Geschichte eine traurige war, so macht sie meist lauter traurige Geschichten. Was man ihr gibt, sammelt sie sparsam in ein leinenes Säckchen, das sie sorgfältig bewahrt. Sie sagt, sie spare ihr Reisegeld, denn sie dürfe in Frankreich

* Ein anhaltender starker Regen.

** Ein dieser Gegend eigenthümlicher sehr starker Wind.

nicht sterben. Der große Prophet sei ihr im Traume erschienen und habe ihr Solches gesagt.

— Das habt ihr vortrefflich gemacht, sprach der Priester, ohne die letzten Worte besonders zu beachten. Aber, ihr habt doch dem Weibe nicht direct den Auftrag gegeben? . . . ihr wißt, unsere Mittel sind zuerst reingeistiger Natur.

— Ich habe, erwiederte der Andere, ihre Aufmerksamkeit auf das Schloß zu lenken gewußt. Ich habe mich bedauerlich ausgedrückt über das Schicksal der Wittwe. Elle hat eine eigene Sympathie für das Unglück. Ich wußte, daß sie suchen würde, in das Schloß zu gelangen.

— Und ist sie dort gewesen?

— Ihren einsylbigen Aeußerungen habe ich so viel entnommen, daß es nun gerade die geeignete Zeit wäre, für euch, ehrwürdiger Herr, bei den Frauen einzusprechen.

— Das ist auch meine Absicht, entgegnete der Priester, zog eine sorgfältig verwahrte Brieftasche unter seinem geistlichen Gewande hervor und entfaltete vor den Augen seines Wirths ein beschriebenes Papier.

Es war von Paris aus datirt und nach Rom an den General des Ordens gerichtet.

— Eure Mittheilungen, sagte der geistliche Herr, stimmen durchaus mit dem überein, was der Beichtvater des Kriegsministers, der zugleich Provinzial für den Orden in Frankreich ist, meldet: Die Frauen allein, dem Einfluß des Bruders und Sohnes entzogen; dieser in Deutschland und zwar in derselben Stadt mit dem, der ihn tödtlich beleidigt. Es steht Alles gut und wir

sind auf dem Weg des Reüssirens. Holt einen andern Krug Weins, setzte er schmunzelnd hinzu, indem er aufstand und seinem Wirth auf die Schulter klopfte, wollen uns noch einmal gütlich thun für heute, und morgen steig ich dann hinunter in's Thal, ein Weiteres zu bewirken.

Der Wirth stand auf.

— Ehrwürd'ger Herr, sprach er, nach dem Himmel blickend, das Wetter ist oft tückisch hier oben auf den Bergen; jedenfalls, eh ihr euch für die Abreise entscheidet, will ich euch die alte Elle schicken. Ihr mögt sie fragen, ob sie kein Frösteln und Jucken in den Gliedern verspürt.

— Ihr seid ein besorgter Wirth, aber mir juckt die Kehle vor Trockenheit und euer Cassis ist ein vortreffliches Gegenmittel.

Der Hagere kam bald mit einer frischen Auflage zurück, aber er hatte für sein Theil des edeln Rebensafts genug zu sich genommen und der Geistliche trank und trank allein bis der letzte Tropfen Cassis versiegt.

Mittlerweile hatte die Sonne begonnen, mehr senkrecht hinter der Felswand herab zu steigen, um so mehr, als man im Monat November, dem eigentlichen Herbste dieses mit fast ununterbrochenem Lenze gesegneten Landes sich befand. Die Ulmen warfen kürzere Schatten auf den sandbestreuten Estrich und die eichene Tischplatte herüber und an dem Rand des Meeres stiegen weißliche Wolken empor, aufgejagt von einem scharfen Nordwest, der von den waldigen Höhen der Sevennen in pfeifenden Zügen herüber strich.

Der Wirth war aufgestanden und hinausgegangen, mit der sorglichen Schaffnerin, der alten Elle, sich zu benehmen, damit auf eine würdige Weise für das Nachtlager seines Gasts gesorgt werde. Elle hatte bereits stillschweigend Alles in Ordnung gebracht.

— Der Mistral wird streichen, sagte sie, ehe eine Stunde vergeht, während zugleich ein schmerzhaftes Zucken ihre scharfen, ausgedörrten Züge überfiel, aber Morgen, ehe noch die Sonne im Mittag steht, wird Alles vorüber sein und der Herr mag reisen. Diesen Abend jedoch wird's etwas kühl werden hier oben auf der Höhe und die Schenke ist leicht gebaut und damit ließ sie den Eigenthümer derselben ohne Weiteres stehen und eilte in die Wirthsküche, ein Bündel Reisig zu holen.

Bald flackerten im Kamin der Schenkstube die knorrigen Aeste des edeln Weinstocks, in der ganzen Provence zur Heizung benutzt, hoch auf und erleuchteten mit magischer Helle die Gesichtszüge der Alten, die mit angestrengtem Athem und knieend die knisternde Flamme empor blies.

Der Priester hatte seinen Platz verlassen und war mit schwankenden Schritten herzugetrippelt.

— Deborah, sprach er in unsicherem Ton, seine wohlgenährte Rechte auf die knochige Schulter der Alten legend, Deborah, deine Augen sind schwarz und brennende Funken sprühen daraus, wie aus dem feurigen Busch, da Mose . . .

Das Weib schaute auf.

— Lästere nicht den großen Propheten, sprach sie verweisend, oder ich glaube, Priester, du bist voll süßen Weins.

Der geistliche Herr ließ sich nicht irre machen.

— Deborah, wiederholte er unsicherer als vorher, deine Haare sind, wie der Fittig des Raben, der aus Noa's Arche über die Gewässer dahin flog, deine Lippen, wie die Blume, die am Fuß des Libanon sproßt, dein Leib ist schlank, wie das Rohr, das der Wind des Jordan bewegt.

Und damit streckte er die Hand aus, die Alte zu umfassen. Diese erhob sich von ihren Knieen.

Ihre Augen glänzten, ihre Gestalt wuchs und mit markigem Arm den Priester von sich zurückstoßend, reckte sie augenblicks darauf den Zeigefinger der Rechten empor.

— Der Geist von Bulbo's Vater, sprach sie, hat deine Worte gehört. Er wird mich rächen. Du aber, Priester, wirst des Todes sterben gleich den Gottlosen, die an der Stirne gezeichnet, damit der Würgengel des Herrn sie zernichte.

Darauf verließ sie das Zimmer. Der Geistliche war auf die Kaminbank niedergesunken, woselbst er in einen mehrstündigen, tiefen Schlaf verfiel. Als er erwachte, war er völlig nüchtern und ohne Erinnerung des Vorgefallenen. Der Mond stand am Himmel, das Feuer war fast gänzlich erloschen. Draußen pfiff der Mistral und der Luftzug, der durch das Kamin herein zog, blies hie und da die weißliche Asche hinweg von einer noch spärlich gerötheten Kohle.

— Du wirst das glimmende Docht nicht auslöschen, sprach der Priester, sich Angesichts des Muttergottesbildes bekreuzigend. Dann warf er sich auf seine Kniee, schlug seine Brust und flehte in stets steigendem Affect, daß die

heilige Jungfrau und der heilige Galdrick, St. Barbara und St. Franciskus ihm beistehen möchten, das zur Ehre der Kirche begonnene Werk zu vollbringen.

In diesem Augenblick trat der Wirth bereits zum dritten Mal, seitdem sein Gast sich dem Schlaf überlassen, herein.

— Endlich, ehrwürdiger Herr, finde ich euch wach, sprach er, die Leuchte auf den Tisch niedersetzend. Gewiß, die Reise hat euch angegriffen, und ihr hattet der Ruhe noch nicht genug.

— Wachet und betet, spricht der Herr, entgegnete der Priester, aber ich habe bereits meinen Abendsegen gesprochen und der Arbeiter ist seines Lohnes würdig, sagt die Schrift. Ich will euch folgen.

Früh am andern Morgen empfahl der Schenkwirth des Esterel dem rüstigsten seiner Knechte, die Maulthiere bereit zu halten für sich und den zu begleitenden Gast, denn obgleich der Mistral, jener gefürchtete Nordwest, der in den Sevennen beginnt, der Rhone und Durance entlang, die niedere Provence und das Languedoc durchstreicht, gewöhnlich drei, sechs oder neun Tage währt, so rechnete man, wie immer doch mit vollkommener Gewißheit auf das Eintreffen von Ellens Prophezeihung und siehe da, die Sonne stand noch nicht scheitelrecht über der Felswand, als der Wind sich legte, die Kühle auf der Bergesspitze plötzlich abnahm und die schöne, herbstliche Natur der Provence, von neuer Heiterkeit umwebt, wetteifern konnte mit dem Lenze des Nordens.

Die Maulthiere standen gesattelt und der kräftige Saumknecht des Esterel half dem geistlichen Herrn in

den Sattel. Der Priester bezahlte dem Schenkwirth mit einem freigebigen Segen seine Zeche und die Reisenden ritten fürbaß.

Vom Gebirg abwärts gelangt man zuerst in ein weites Thal, das von Norden gegen die Meeresküste sich ausdehnt. Es war damals, mehr noch als jetzt, einem paradiesischen Garten vergleichbar. Dort, am Abhang des Berges stand die Pinie mit ihrem ewigen Grün, die Eiche dehnte ihre knorrigen Aeste dazwischen; die Myrthe blühte und die schwellenden Knospen der Erica strebten aus dem moosgrünen Laube hervor; der Lorbeer erhob sein geheiligtes Haupt und lockend glänzten, zwischen den weißen Glockenblüthen, des Erdbeerbaums purpurne Früchte. Wachholder, Geisblatt und Thymian erfüllten das Thal mit süßem, würzigem Duft. Die Luft war blau, die Vögel sangen im Aether und der Himmel blickte wohlgefällig auf das schöne Bild aus seiner Meisterhand.

Schweigend ritt der Priester an der Seite seines schweigenden Begleiters, gleich denen, die da Augen haben und nicht sehen und Ohren und nicht hören. Er hatte Besseres zu thun, als die Schönheit der Schöpfung zu bewundern; er betete, vorlehnend auf den Sattel, einen Rosenkranz.

Unmittelbar hinter dem eben beschriebenen Thale, zieht der Weg sich östlich wieder in die Höhe. Man sieht das Meer und darin, wie in einem ungeheuern Bassin, gleich schwimmenden, blüthenreichen Gärten, die Lerinischen Inseln. An des Gebirges Abhang gen Morgen, liegt das alte Schloß Esterelle. Man steigt tiefer herab und begegnet, nachdem man den kleinen Seehafen

Napoule rechts liegen gelassen, den brausenden Wassern der Siagne, die sich ganz in der Nähe mit dem Meere vereinigt. Vom Fuße des Esterel schaut man hinauf zu den Alpen und erblickt zugleich gegen Norden im Thal die Stadt Grasse.

IV.

Ami, telle est la douleur que j'éprouve d'être séparée de vous, tel est mon désespoir que, lorsque je crois chanter, je pleure. *

Fabre d'Olivet, aus dem Provençal. der Clara d'Anduse.

Auf dem Gipfel des Berges, an dessen südlichem Abhang sich gruppenweise und amphitheatralisch eine Reihe ländlicher Wohnungen hinzieht, stand vor fast hundert Jahren ein stattliches Gebäude. Stolz blickte es hernieder auf die sich unter ihm terassenförmig erhebenden Ländereien, auf den lieblichen Kranz der Orangen und Rosenbäume, die, getränkt von dem Wasser der Höhe, das cascadenartig herabschießt, die Mühlen des Städtchens zu treiben, sich ringsum erheben.

Dieß Gebäude, von den Bewohnern von Grasse, im Gegensatz zu ihren bescheidenen Häusern, ebensowohl seiner Größe, als des Imposanten seiner Ausführung wegen, das Schloß genannt, hatte seit Jahren einem alten edeln provencer Geschlecht als ein Aufenthalt der Ruhe und der Zurückgezogenheit gedient.

---

* Freund, so groß ist der Schmerz den ich, von dir getrennt, empfinde, so groß ist meine Verzweiflung, daß ich weine, wenn ich zu singen glaube.

Sein gegenwärtiger Besitzer war derselbe Graf Thorane, dem wir bereits im Goethehaus zu Frankfurt begegnet. Die Ereignisse des siebenjährigen Kriegs und seine damit in Verbindung stehenden Amtspflichten hatten ihn fern von den Seinen in die alte Reichsfreistadt Deutschlands geführt.

Auf dem Schloß, wir wollen diesen Namen beibehalten, waren seine verwittwete Mutter und seine gleichfalls verwittwete Schwester in dem Schutze weniger, doch bewährter Dienstleute zurückgeblieben. Es war in den letzten Tagen des Monats November; auf den höchsten Alpenspitzen glänzte, von dem Gold des Sonnenlichtes und dem ewigen tiefen Blau des Himmels umwoben, der Schnee, dieser Gast des Nordens, der nur selten bis in die Thäler der Provence herab zu steigen pflegt. In dem Städtchen war fröhliches Leben, jenes bunte Gewimmel des glücklichen Südens, da der Mensch überhaupt mehr unter dem großen Zeltdache der Natur, dem freien Himmel, als in den abschließenden Mauern des Hauses zu athmen pflegt.

Der Vespergottesdienst war so eben vorüber; das Geläute der Domkirche schlug verhallend wider in den nachbarlichen Bergen; eine Gruppe Mädchen und Knaben, das Meßbuch noch in der Hand, hatten sich auf dem Cours, der schönsten, zu beiden Seiten mit Mandelbäumen eingefaßten Straße von Grasse aufgestellt. Sie hatten ihre Haare mit grünenden Zweigen umwunden und versuchten, die Farandolà aufzuführen, jenen lebhaften, provençalischen Nationaltanz, von dem Viele behaupten, daß er der Tanz des Theseus der alten Grie-

chen sey, wie ihn die homerische Iliade beschreibt, als gemessenen Schritts und mit ernster Miene, ein wohlbekannter Mann im weißen spitzenbesetzten Gewande und zweigespaltener Mütze daherkam. Es war Etienne de Magrigny, Bischof von Grasse.

Wie vom Sturme zerstreut, flogen die schüchternsten unter den Knaben und Mädchen auseinander, während Andere beherzter hinzutraten, den ehrwürdigen Mann zu begrüßen, der, in Anerkennung ihrer Artigkeit, allerlei buntbemalte und goldverzierte Heiligenbildchen unter die Gebliebenen vertheilte, worauf er seinen Weg, unter wiederholtem ehrfurchtsvollen Grüßen der Vorübergehenden, fortsetzte, bis zum Ausgang des Städtchens.

Licht schimmerte bereits aus den Fenstern des Schlosses herab, als der Priester die Höhe des Berges erreicht. Unangemeldet trat er in der Frauen Gemach.

Eine blasse abgehärmte Gestalt kniete vor einem reichbeschlagenen Betpult, da zwischen zwei brennenden Kerzen das Bild des Erlösers aufgestellt war.

Lautlos war der Bischof hereingetreten, ungehört hatte er die Thüre geschlossen; gespensterartig glitt sein Schatten über die Wand, die Beterin aus ihren ascetischen Betrachtungen aufzuscheuchen.

— Jesus Maria! rief die Gräfin sich bekreuzigend, während sie zugleich in heftiger Bewegung das Haupt nach der Thüre hinwandte.

Der Bischof blieb eine Sekunde lang unbeweglich stehen, dann trat er herzu.

— Gottes Gruß, gnädige Frau, sprach er, angenehm überrascht; mich freut, daß die Gnade des Herrn also sichtlich über euch gekommen.

Bei dem Laut der wohlbekannten Stimme wagte die Angeredete festeren Blickes aufzuschauen.

— Seyd ihr es, ehrwürdiger Herr? sprach sie mit noch unsicherer Stimme.

— Ich bin es, antwortete mit Selbstgenügen Magrigny.

— So seyd mir herzlich willkommen, in diesem Hause der Trauer, erwiederte mit wehmüthiger Freundlichkeit die Matrone, indem sie den Priester nöthigte, einen Sitz dicht neben ihr einzunehmen; ihr seyd schneller von euerer Reise zurück, als ihr glaubtet, und das ist gut für die, die des Trostes bedürfen.

Der Bischof warf sich in die Brust.

— Die Obliegenheiten meines Amts, das Wohl der mir anvertrauten Seelen, bemerkte er, haben meinen Aufenthalt in Italien wider Vermuthen gekürzt.

— Und man wird euch Dank wissen, ehrwürdiger Herr, für die Gewissenhaftigkeit mit der ihr die Pflichten eures Berufs, mit Hintansetzung eures Vergnügens, zu erfüllen bereit seyd.

— Aller Segen kommt von Oben, antwortete Magrigny. Wie der Säemann sein Korn in die Erde, so säen wir den Saamen des Glaubens in die Brust derer, die uns anvertraut. Wohl, wenn er nicht auf steinigten Boden fällt, daß die Vögel des Himmels ihn aufzehren, sondern auf einen solchen, da der Thau und Regen der göttlichen Gnade ihn befruchten mag.

Die Gräfin seufzte leis vor sich hin und der Priester lenkte ein:

— Es sind bereits einige Tage seit meiner Rückkunft verflossen. Ich habe viel zu ordnen gefunden, wie sich denken läßt; darum kam ich erst heute, mich nach eurem leiblichen und geistigen Wohlbefinden zu erkundigen. Mittlerweile erfuhr ich, daß euer Sohn abwesend.

— Ungeachtet, erwiederte die Gräfin betrübt, des auf längere Zeit erhaltenen Urlaubs, wurde er gleich nach euer Hochwürden Abreise zum Regiment einberufen und jetzt ist er in Deutschland.

— So? sprach der Priester, mit dem Ausdruck des Erstaunens. Man hat mich also recht berichtet.

— Leider.

— Warum leider?

— Ehrwürdiger Herr, sprach die Matrone, mit einem leisen Anflug von Empfindlichkeit, der sich selbst Angesichts ihres Seelsorgers und geistlichen Rathgebers nicht verleugnen konnte, ich dächte, das Unglück, das mein Haus betroffen, erkläre hinlänglich den Wunsch der gebeugten Mutter, durch die Gegenwart eines Sohnes, wie Graf Thorane, sich aufrecht erhalten zu können in dem schweren Schicksal . . . .

— Wen Gott liebt, den züchtigt er, sprach der Priester. Auch die Abwesenheit des Herrn Grafen ist ein Heiligungsmittel in seiner Hand.

Magrigny war aufgestanden; er betrachtete bei dem Scheine der Kerzen die in prachtvolle Goldrahmen gefaßten zahlreichen Oelgemälde, womit die Wände des

Zimmers verschwenderisch ausgeziert waren: Es war nicht ein einziges Heiligenbild dabei.

— An diesem weltlichen Luxus, diesem frivolen Geschmack, wandte er sich um zu der Mutter, erkenne ich den Königslieutenant. Wäre er hier, ich hätte euch nicht betend gefunden vor dem Kreuz des Erlösers.

— Doch, erwiederte entschuldigend die Mutter, eifert mein Sohn nur gegen die Aeußerlichkeiten des Kultus; sein Herz ist tugendhaft.

— Es gibt keine Tugend außer dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche.

— Mein Sohn ist Katholik.

— Er nennt sich so, aber der Buchstabe ist todt, wo die Werke nicht leben. O, ich kenne sie, diese Thorane. Der Hochmuthsteufel ist in ihnen und sie halten sich für klüger als die Kirche und ihre heiligen Vertreter. Als nach der Uebergabe von La Rochelle 1627 die ketzerischen Hugenotten, die das Gericht Gottes verschont, des Nöthigsten mangelten, da ließ ein katholischer Edelmann ihnen heimlich Speise und Kleidung zuführen. Die Geschichte hat diese Schandthat nicht verzeichnet, wir aber wissen es, der auf diese Weise dem Teufel gedient, war aus dem Geschlechte derer von Thorane. Als im Jahr 1643 der Abt du Vergers, jener gottlose Anhänger der Jansenisten, — doch, wozu die Vergangenheit aufrufen? Ist's nicht euer eigener, der Gegenwart angehörender Sohn, der dem Cäsar nicht geben will, was des Cäsars ist, der der Kirche die Sühne versagt, die sie ein Recht hat zu fordern?

Der Priester hatte mit steigendem Pathos, mit der ganzen Macht seiner kirchlichen Beredsamkeit gesprochen. Die Gräfin Thorane war verhüllten Angesichts, mit tausend widerstreitenden Gefühlen in ihrer Brust, rückwärts in die Kissen ihres Sitzes hingesunken. Magrigny betrachtete jede Regung der Unglücklichen mit einem durchbohrenden Blick.

Harfenklänge erschallten eben jetzt aus dem Nebenzimmer; eine süße, klagende Stimme, fast wie die eines Kindes, sang erst leise und dann lauter:

„Eine Knospe war mein liebliches Kind,
Gleich jener der süßesten Rose.
Die liebliche Knospe entführet der Wind;
Mein Haar flattert lose, wie lose."

Die Gräfin fuhr auf.

— Wie? diese weltlichen Lieder, sagte der Priester verweisend, so wird's nicht besser werden.

— Seid nicht grausam, ehrwürdiger Vater, sondern urtheilt selbst, ob ich meine Tochter in diesem Zustande von mir lassen kann. Was würde Graf Thorane sagen, wenn er wiederkehrt und die Schwester nicht fände?

Der Priester lächelte bedeutsam.

— Und ich bin alt und gebeugt, fuhr die Matrone fort; ich bedarf des Anblicks meines schwergeprüften Kindes; ich hätte nichts mehr auf dieser Welt, wenn ich von Isabellen mich trennte.

— Christus hatte nicht einen Stein, sein Haupt darauf zu legen; ihr aber seid schwach im Glauben.

Von neuem erklangen Harfentöne aus dem Nebenzimmer und dieselbe Stimme sang:

„Er wollte mich immer und ewig lieben,
Den ich mit Wonne als Gatten umschlang:
Ich hatte das Ewig in's Herz mir geschrieben
Nun läßt mich der Traute so lang, so lang."

— Manchmal scheint es mir unmöglich, bemerkte die Gräfin Thorane, daß Walther so an uns gehandelt; er schien Isabellen so warm, so aufrichtig zu lieben.

— Seht ihr nun, was alle Anhänglichkeit ist dieser Welt? eitel Trug und Schein.

— Und doch sagt man: Gott ist die Liebe und hat den Menschen zu seinem Ebenbilde geschaffen.

— Ja, aber der Mensch fiel ab und ist zum Teufel geworden.

— Ehrwürdiger Vater, das ist eine schreckenvolle Lehre .... eine Welt von Teufeln ....

— Die nur durch Entsagung, das ist durch Zerreißung aller fleischlichen Bande das Himmelreich und ihre ursprüngliche Natur wieder erlangen.

— Ich bin sehr, sehr unglücklich, hauchte die Gräfin, in äußerster Muthlosigkeit.

— Opfert dem Herrn, sprach Magrigny, mit Salbung und auf wird sich heben die Hand seines Zornes, die auf dieser Familie lastet. Sind doch unten im Thal der Zufluchtsstätten genug, wo ein gebrochenes Herz Ruhe mag finden; laßt eure Tochter einkleiden in einem der Klöster von Grasse; mein Einfluß bei der Aebtissin bürgt euch dafür, daß ihr sie zeitweise sehen dürft.

— Isabelle, mein Kind! seufzte die Gräfin mit ersterbender Stimme, doch dieß Mal mit dem Ausdruck jener Schwäche, die bereits innerlich nachgegeben oder doch nachgeben wird.

Magrigny schrack freudig in sich zusammen.

Da erscholl es aus dem Nebenzimmer:

„Hoch treiben die Wolken auf himmlischen Höhn,
Die dunkle Erde tief unten versinkt;
Mit den Engeln hab' ich ihn wandelnd gesehn;
Er neigt sein Antlitz und grüßt mich und winkt."

— Ist es erlaubt, die Kranke zu sehen? fragte Magrigny im Tone des Erheischens.

— Wie euch beliebt, ehrwürdiger Herr. Und die Matrone öffnete dem Bischof die Thür in das anstoßende Gemach. Die Kammerfrau verschwand bei dem Eintritt der Beiden.

Isabelle von Thorane, ein schönes Weib von nicht vollen acht und zwanzig Jahren, saß in einem weißen, fließenden Gewande auf dem Polster eines mit dunkelm Damast überzogenen Sitzes. Ihre langen goldblonden Haare fielen glänzend über ihre Schultern herab. Die gleichfalls dunkeln Damastvorhänge des Gemachs erhöhten durch ihren Schattenwurf den melancholischen Ausdruck des bleichen Gesichts, auf dessen Marmorwangen ein leises, kaum merkbares Roth zurück geblieben war. Vor sich hin hielt Isabelle eine vollsaitige Harfe, während ein rauhhaariges Windspiel zu ihren Füßen ruhte und mit klugeu, treuen Augen zu ihr aufschaute. In der Mitte des Zimmers stand auf reichbronzirtem Fuße der von kostbaren Essenzen und wohlriechenden Kräutern duftende Brasero. Bengalische Rosen, Myrthen und der üppige Berglorbeer waren gruppenweise aufgestellt und verliehen dadurch dem Gemache selbst, sowie dessen Bewohnerin, etwas ungemein Poetisches. Das Erscheinen Isabellens in dieser Umgebung hätte als ein

Bild dienen können der verlassenen Thusnelde, mit südlicher Decoration.

Bei dem Eintritte der Mutter und des Priesters war die Gräfin aufgestanden, den letzteren zu bewillkommnen. Magrigny, mit dem eigentlichen Blick eines Thomas von Torquemata, schaute in ihr umdüstertes Auge. Es sprach tiefe, unbezwingbare Wehmuth, aber es hatte nichts Wildes, nichts Verworrenes, wie das einer Wahnsinnigen.

Der Bischof stutzte.

— Ihr seht, ehrwürdiger Vater, lispelte die alte Gräfin, so, daß nur ihr Beichtiger es vernahm, meine Tochter befindet sich besser, viel besser.

— Mich däucht, antwortete der Bischof, anscheinend erfreut; so habt ihr die Essenz angewandt, die ich euch aus Italien geschickt?

— Nur kurze Zeit, ehrwürdiger Herr; ihre Kraft war zu mächtig, zu überwältigend für den geschwächten Körper, . . . fast von convulsivischer Wirkung.

— Das hatte ich euch ja vorher gesagt.

— Graf Thorane . . . .

— Wie? Graf Thorane? Hatte ich euch nicht ausdrücklich anempfohlen? . . .

— Die Anwendung dieses vortrefflichen Mittels vor ihm als ein Geheimniß zu bewahren . . . ja . . .

— Weil ich weiß, daß er mir mißtraut, nur deßhalb, weil ich dem Priesterstande angehöre.

Die Gräfin Thorane war in sichtlicher Verlegenheit.

— Verzeiht, ehrwürdiger Herr, sprach sie leise, um von der Tochter nicht vernommen zu werden. Es war

ein Zufall; mein Sohn entdeckte das Fläschchen . . . ihr wißt, wie ihm Jedermann unwillkührlich gehorcht . . . und gebot mir, es ihm zu überlassen. Als er bald darauf wegging, besprach er sich vorher mit einem Arzte von Grasse und nahm mir das heiligste Versprechen ab, in seiner Abwesenheit keinen anderen zu consultiren.

— So, sagte Magrigny mit vollkommenster Selbstbeherrschung, ihr seid gehorsamer als Mutter denn als Beichtkind.

— Verzeiht, erwiederte die Gräfin, wenn Graf Thorane allzu ängstlich ist in der Wahl der Mittel. Isabelle war auf's Aeußerste angegriffen; wilde, fieberhafte Phantasien umgaukelten Tag und Nacht ihr Gehirn; das kräftige Heilmittel hatte die allzureizbare Natur nur zu mächtig erschüttert . . . . aber die Nachwirkung, ehrwürdiger Herr, ist desto glücklicher gewesen; überzeugt euch selbst. Und die Gräfin führte den Bischof dichter zu Isabellen heran.

Diese hatte, während des Gesprächs der Beiden ihre Harfe niedergestellt und war, von ihrem Windspiel gefolgt, von einem Blumenbusch zu dem andern getreten. Sie hob die Zweiglein in die Höh, betrachtete die Knospen und redete mit ihnen in ihrer poetischen Weise:

„Myrthe, dich will ich zum Kränzlein mir schlingen,
Wenn der süße Geliebte mir wiederkehrt,
Meine Grüße soll ihm die Rose bringen;
Wie lang es wohl währt, wie lang es wohl währt?“

Sie sprach kindisch träumerisch, Alles wie Mabille in der alten Sprache der Troubadours, über deren Weisen sie tagelang sann. An die Stelle eines jahre-

langen, für unheilbar erklärten Wahnsinns war eine Art dichterischer, sehr hoch gesteigerter Exaltation getreten, die, wenn auch nicht ganz frei von den nachhaltigen Schatten ihres früheren Zustandes, doch einen schmerzlichen unendlichen Reiz und eine selige Hoffnung in sich schloß.

— Unbegreiflich, murmelte der Bischof vor sich hin; doch trat er freundlich zu Isabellen, ihre Hand zu erfassen. Sie schaute ihn an, wie mit einem Seherblick, drehte sich rasch herum und nahm ihren kurz vorher verlassenen Platz wieder ein, immer ihre gefühlvollen, selbstgeschaffenen Weisen singend, ohne auf die Gegenwart des Priesters ferner Acht zu haben.

In diesem Augenblick wurde die Thüre hastig geöffnet und die Kammerfrau trat herein, der Gräfin Thorane einen Brief zu überreichen. Er trug das Poststempel Frankfurts. Im Nu hatte Solches der Bischof erkannt.

— Ich werde mich entfernen, gnädige Frau, sprach er in dem artigsten Tone von der Welt.

— Nicht doch, ehrwürdiger Vater, aber erlaubt mir, euch auf einen Augenblick zu verlassen, da es nicht sehr höflich wäre, das Schreiben in Gegenwart eines so werthen Besuchs zu lesen.

— Ich bleibe nur, antwortete der Priester, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr euch meinethalben nicht entfernt und außerdem ohne Aufschub das Siegel erbrecht, euerem mütterlichen Herzen Genüge zu leisten.

— Wie gütig ihr seid, sprach die alte Gräfin, indem sie zugleich das Schreiben öffnete und mit schnellen Blicken überflog.

Magrigny beobachtete sie aufmerksam, gewissermaßen jede Zeile auf dem Gesichte der Mutter ablesend.

— Der Graf befinden sich wohl?

— Sehr wohl und mit verklärtem Gesicht faltete die Matrone den Brief ihres Sohnes zusammen.

Die Kammerfrau war an der Thüre stehn geblieben.

— Gnädige Frau, nahm sie das Wort, der Postmeister hat zwei Knechte heraufgeschickt mit einer wohlverpackten Kiste; ich wollte anfragen, ob dieselbe hier auf's Zimmer gebracht werden soll . . . oder . . .

— Versteht sich, erwiederte die Gräfin, mein Sohn schreibt . . . verzeiht, ehrwürdiger Vater, verzeiht ihm das, mein Sohn schreibt, daß, um Isabellen zu zerstreuen, er einige neue Bilder abgeschickt; sie liebt Bilder eben so sehr als Blumen und pflegt sich tagelang damit zu unterhalten, das arme Kind . . .

Der Bischof schwieg ärgerlich.

Die alte Gräfin Thorane schien in ihrer Herzensfreude über den erhaltenen Brief alles Vorhergegangene vergessen zu haben. Die Kiste wurde heraufgebracht und von den beiden Knechten geöffnet. Sämmtliche Anwesende traten herzu, den Inhalt derselben zu betrachten. Isabelle hatte gleich Anfangs ihre Harfe im Stiche gelassen und schaute schweigend und sinnend über der Mutter Schulter herabgelehnt, auf des Bruders Geschenk. Es waren die nunmehr fertigen Bilder, die wir, zum Theil erst angefangen, in dem Thorane'schen Atelier des Goethehauses mit Wolfgang betrachtet. Bei jeder neuen Auflage schlug Isabelle voll kindlicher Freude in ihre kleinen, schneeweißen Hände, sich über die Gemälde hinbückend, sie möglichst genau

zu betrachten. Da wurde behutsam das letzte Oelgemälde aus dem Boden der Kiste heraufgehoben. Es war die brennende Mühle, die Kirche mit dem betenden Mädchen von Trautmann, in Rembrandts Manier.

Isabelle schaute es lange und unverwandt an.

— Ach! rief sie aus, während zugleich ein electrischer Schlag durch alle ihre Glieder zu beben schien; ach, Mutter! und damit sank sie auf den zunächst stehenden Sitz. —

In demselben Augenblick drängte sich ein sonnverbranntes hageres Gesicht zwischen Magrigny und der alten Gräfin hindurch und ehe man es noch verhindern konnte, hatte die alte Elle mit ihren ausgedörrten Lippen das Gesicht der im Bilde dargestellten Beterin berührt.

— Was ist das? riefen die alte Gräfin und der Priester zugleich, beide in verschiedenem Sinn, doch ehe man sich dessen versah, war das Zigeunerweib verschwunden und hatte den Weg nach dem Städtchen und von da nach der Schenke des Bergs wieder eingeschlagen.

Der Bischof war zu der jungen Gräfin getreten. Er beugte sich über sie hin, der Halbohnmächtigen zuzusprechen. Die alte Gräfin war an's Fenster geeilt, einen Flügel desselben zu öffnen, die frische Luft in das von Blumenduft und dem Hauch des Brasero erfüllte Zimmer herein zu lassen.

Magrigny griff nach einer in seiner Tasche verborgenen Phiole und schüttete deren ganzen Inhalt auf Isabellens Hände und Gewand. Einen Augenblick und die aromatische Flüssigkeit war verflüchtigt; ein feiner, durchdringender Geruch war das Einzige, was übrig blieb.

— Bringt den Brasero hinaus und sorgt, daß keine Blumen in dem Schlafgemache meiner Tochter aufgestellt bleiben, befahl die Gräfin Mutter der auf ihr Schellen hülfreich herbeieilenden Kammerfrau, dann wandte sie sich zu dem Priester.

— Ich bedauere, ehrwürdiger Vater, den Schrecken, den euch die arme Isabelle unwillkührlich verursacht, aber sie ist so schwach, so empfindsam. Die mit allerlei Wohlgerüchen geschwängerte Luft dieses Zimmers . . . .

— Natürlich, entgegnete Magrigny, aber ihr scheint selbst davon zu leiden, gnädige Frau, darum laßt uns in das Nebengemach treten.

So geschah es, bis nach einer langen Unterredung mit der Eignerin des Hauses, der Priester sich endlich verabschiedete und denselben Weg, den er gekommen, in seine Wohnung zurückeilte.

Die alte Gräfin Thorane aber war mit thränendem Angesicht vor dem nämlichen Betpult niedergesunken, da sie der Bischof getroffen.

Sie rang mit sich selbst, bis der letzte Stern am Himmel verschwunden und begab sich dann in ihr Gemach, doch nur, um sich schlaflos auf ihrem Lager hin zu strecken.

V.

Jede Regel, man sage, was man wolle, wird das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören.

Goethe.

Eine geraume Zeit war verflossen, seitdem wir Wolfgang mit seinem Freunde Pylades auf der Bockenheimer Landstraße verlassen. Der Wind entführte nicht mehr, wie damals, die herbstlich gefärbten Blätter der hohen Roßkastanienbäume; kahl standen Strauch und Gezweige und die Sonne schien nur, wie durch einen Nebelschleier, herab von den sich selbst im Nebel verlierenden Bergen. Von Ferne schimmerten die schneebedeckten Wälle der Stadt und in doppelte Mäntel gehüllt, mit dampfendem Athem, spazierte die Thorwache der Festung auf und ab. Der Winter war mit seiner ganzen Strenge hereingebrochen und hatte, im wahren Sinn des Worts, die alte Kaiserstadt eingeschneit.

Die zehnte Morgenstunde hatte bereits ausgeschlagen auf dem Glockenthurme zur weißen Frauen, als der kaiserliche Rath Goethe in vollem Festtagsornat in das gemeinschaftliche Wohnzimmer der Familie trat.

Frau Prinz, so pflegte man die Räthin in ihrer Mädchenzeit wegen ihres Abscheus vor häuslichen Verrichtungen und ihrer Liebe zum Lesen und weiblichen Handarbeiten zu nennen, saß in einem netten Morgenanzuge am Fenster, ihren geliebten Wolfgang und die nur um ein Jahr jüngere Tochter, Cornelie, neben sich, als der Vater hereintrat.

Sie war eben damit beschäftigt, den Zopf ihres Aeltesten mit einem neuen Bande für den festlichen Tag zu umwinden, als dieser, durch einen schnellen Sprung ihren Händen sich entziehend, die ganze mühevolle Arbeit auf ein Mal zerstörte und mit einem rasch articulirten „Prosit neues Jahr!“ auf den Vater zustürzte, während die Schwester sich etwas schüchterner nachdrängte.

— Guten Morgen, Väterchen, sprach die Räthin sich erhebend, dem Gatten einen langen, wohlgereimten Neujahrwunsch mit guter Laune und komischem Pathos recitirend, während der kaiserliche Rath sich feierlich auf einen Sessel niederließ, ihr bis zu Ende zuzuhören. Noch einmal guten Morgen Väterchen im neuen Jahr und recht viele folgende, aber den Neujahrwunsch, mein kaiserlicher Rath Goethe, setzte sie mit mütterlichem Triumphe hinzu, den hat dein Wolfgang gemacht.

Der Knabe selbst stand hinter dem Stuhle der Mutter und drehte halb verlegen, halb in ängstlicher Spannung sein Sonntagshütchen zwischen den Fingern herum. Sobald die eilfte Stunde geschlagen mußte er nämlich, als ältester Enkel in der Familie, dem Großvater Textor, Stadtschultheißen von Frankfurt, seinen Glückwunsch bringen.

— Komm er einmal hier herüber, sagte der Rath, mit einem leichten Anflug jener Despotie, wie sie der Vater des alten Fritz in so hohem Grade besessen.

Wolfgang gehorchte.

— Wo hat er die Abschrift des Gedichts?

— Die Abschrift .... stammelte der junge Goethe .. ich habe keine Abschrift Vater ...

— Nun er hat doch das Gedicht nicht etwa in lauter Hieroglyphen in die Luft geschrieben?

— Nein, aber . . . . ich habe es Mütterchen so lange vorgesagt, bis sie es auswendig behalten.

— Das ist Alles gut und recht, — und schon begann der kaiserliche Rath sich etwas zu ereifern, — aber hat er das Gedicht denn in den Sand geschrieben?

— Lieber Vater, zürnt nur nicht am Neujahrstage, ich . . . . ich habe das Papier verloren, gestand Wolfgang erröthend.

— Da haben wir's, sagte der Rath. Ordnung wird der Bursche nie lernen, und doch: „Ordnung ist das halbe Leben," sagt ein weiser Spruch, aber . . . . und er schickte sich an, über dieses Thema eine weitläufige Predigt zu halten, die dann jedenfalls in noch weitläufigere Nutzanwendungen ausgelaufen wäre, hätte nicht die Räthin sich begütigend in's Mittel gelegt.

— Laß es gut seyn, Väterchen, für heute, bat sie freundlich. Wenn erst die Gratulationsvisiten vorüber sind und wir wieder Ruhe im Hause haben, soll der Junge dir das Gedicht aufschreiben zum besseren Verständniß . . . . übrigens wird die eilfte Stunde bald herannahen und Wolfgang hat meine ganze Haarkräusler-Kunst zu Nichte gemacht, aus lauter Eifer, dir das neue Jahr abzugewinnen.

— Weiß wohl, erwiederte fast heftig der Rath; der Bursche thut Alles zur Unzeit, nichts mit Ueberlegung; er hat keine Ordnung, sage ich.

— Wolfgang, morgen schreibst du dem Vater das Gedicht auf, sagte die Räthin liebreich, nicht wahr?

Statt aller Antwort umfaßte der Knabe, der den Platz hinter dem Stuhle der Mutter wieder eingenommen hatte, den Hals derselben mit beiden Armen und drückte einen heftigen Kuß auf ihre Lippen.

— Du mußt aber recht schön schreiben und keine Punkte oder Komma vergessen, flüsterte diese ihrem Erstgeborenen zu.

— Prinzessin, sagte der Rath, mit Mühe ein halbes Lächeln auf den sonst ernsthaften Zügen zu unterdrücken suchend, ich glaube, du conspirirst?

-- Doch nur, um dich vergnügt zu machen, sagte die Gattin, ihm die Hand reichend.

— Das laß ich gelten. Was aber ihn betrifft, Herr Flattergeist, so bringt er mir morgen nach Tisch, wenn ich meinen Mittagsschlaf gehalten und mir der Kopf aufgeraumt ist, das Gedicht auf mein Zimmer. Ich will sehen, ob er keine Fehler in der Metrik gemacht oder gar den Reim vernachlässigt hat, wie der Verfasser jener ungereimten Messiade, die ich aus letzterem Grunde doppelt ungereimt nenne.

Ein Blick des Verständnisses wurde zwischen Cornelien und Wolfgang und dann wieder zwischen Mutter und Sohn gewechselt und Alles blieb still. Jedes hütete sich, des kaiserlichen Raths schwache Seite zu berühren. Er haßte Klopstocks Messiade, weil sie reimlos war und nichts brachte ihn in größeren Unmuth, als das blose Erwähnen derselben, als eines Gedichts.

— Was es draußen schneit, sprach ablenkend die Räthin, Wolfgang, du wirst einen schlimmen Weg zu dem Großvater bekommen. —

— Besonders, bemerkte halb bitter, halb launig der Rath, wenn man ohnedieß die schöne Gewohnheit hat, stets auf Umwegen zu gehen, um allenfalls über den Römerberg und den Mainquai nach der Friedberger=Straße zu gelangen. Das ist Alles verlorene Zeit und keine Ordnung.

— Ordnung mag es nicht seyn, lieber Vater, wagte Wolfgang zu entgegnen, aber meine Zeit verliere ich darum doch nicht.

— Wie? er verliert seine Zeit nicht, wenn er halbe Stunden lang die schlecht gekleckſten Bilderbogen einer Buchbinderbude oder den Anschlage=Zettel einer Straßen=ecke betrachtet; er verliert seine Zeit nicht, wenn er mit Georg Frosch auf der Stadtmauer herumläuft, oder den Saalhof und Römer und den Dom und Gott weiß was zum hundertsten Male durchkriecht.

— Nein, Vater.

— Wenn er das behauptet, so beweise er mir's, Ordnung muß seyn und Logik ist weiter nichts als Ordnung im Denken.

Wolfgang besann sich einen Augenblick.

— Vor ungefähr zwei Monaten, lenkte er dann ein, hattet ihr mich Mittags weggeschickt, einen Brief an den Hanauer Juwelier zur Post zu tragen, ihn wegen der Dose zu mahnen, die ihr Mütterchen versprochen, wenn es erst Friede wird seyn.

— Ja, der Friede! wenn nur die vermaledeiten Soldaten nicht wären, die mir mein neugebautes Haus, in eine Kaserne verwandeln. Dieser Königslieutenant ....

— Stille doch, Väterchen, bat die Räthin, bedenke wie schonend er sich benommen und noch benimmt . . .

— Das dank' ihm der Teufel! stürmte der kaiserliche Rath. Hab' ich mein Haus deßhalb vergrößern und herrichten lassen, um mich mit meiner eigenen Familie darin zu genieren? Meine Bücher, meine Sammlungen logieren auf dem Boden, während die Zimmer den ganzen Tag nicht leer werden von dem leidigen zweierlei Tuch . . und er schwieg einen Augenblick in stillem Zorn.

— Soll ich fortfahren? flüsterte Wolfgang der Mutter zu.

Die Räthin nickte und der Sohn hub erst leise und nach und nach, sowie das Schwellen der väterlichen Stirnader abnahm, beherzter an.

— Statt den Brief direct zur Post zu tragen, wie ich hätte thun sollen, machte ich zuerst einen Spaziergang auf die Wälle. Dort kam mir Pylades entgegen und verleitete mich, mit ihm die „Eiserne Jungfrau" zu besuchen, jene schreckliche Richterin, die ehedem ihre Opfer in den Fluthen begrub und mich, ich weiß nicht warum, an die ägyptische Sphynx erinnerte. Es war mir ganz bang geworden bei des Aufsehers Erzählung und es trieb mich unwiderstehlich mit Georg ein Stück den Main auf und nieder zu fahren, damit die freie Luft, die über's Wasser hin zieht, mir alle den Graus wieder aus den Haaren rüttle. Wir ruderten bis in

* Ehemals eine mechanische Vorrichtung, welche durch den Druck einer Feder in Bewegung gesetzt, die Körper der Verbrecher zermalmete, worauf Letztere in den Wassern des Main ihre Grabstätte fanden.

die Nachbarschaft des alten Saalhofs und schlugen, als den nächsten Weg stadteinwärts, den Römerberg ein. Ich hatte in einem ganzen Vierteljahre den Kaisersaal nicht mehr betrachtet; da wir doch gerade daran vorbei gingen, war die Versuchung gar zu groß. Kurz, der Brief kam erst Abends zur Post.

— Worüber ich, wie billig, sehr ungehalten war, warf der Rath dazwischen.

— Ja, erwiederte Wolfgang, aber ich hatte doch meine Zeit nicht verloren.

— Das soll er hören lassen.

— Des anderen Tags hatte Cornelie Gesellschaft, es wurden Pfänder ausgelößt und, wie gewöhnlich bei dergleichen Gelegenheiten, sollte ich ein Mährchen erzählen, als ob ich es nur so gerade aus dem Aermel zu schütteln verstünde. Ich sann und sieh, das in den jüngsten Tagen Geschehene und Erlebte zog an mir vorüber bunt und unzusammenhängend, wie die Bilder einer Laterna magica. Die eiserne Jungfrau und die Sphynx; Der Mainstrom und der Nil; Friedrich Barbarossa und der Meerkönig mit langem Bart; unser eigenes Haus und irgend ein unterirdischer Palast . . . . .

— Das ist ja ein herrliches Mixtum-Compositum, ein wahres poetisches Chaos, bemerkte der Rath etwas aufgeheitert.

— Aber das Mährchen war doch schön, Vater, sagte Cornelie und es lautete gerade, als ob etwas Wahres drin sey.

— Weiter im Text, heischte der Rath, indem er seine Taschenuhr zog.

Die Mutter ergriff den Zopf und Wolfgang begann:

— Ich erzählte also, wie folgt: Eines Abends hatte es mich hinaus getrieben; es war Mondschein; ich schwärmte in der freien Natur und hatte darüber die Stadt und den Hirschgraben ganz und gar vergessen. Der herabsinkende Thau, die immer zunehmende Kühle mahnten mich endlich, daß es spät sey und ich machte mich auf den Heimweg. Aber welche Veränderung war mit unserem Hause oder vielmehr mit dessen Umgebung vorgegangen: Die ganze gegenüberliegende Häuserreihe war verschwunden. Statt derselben floß ein breites Wasser dicht unter unseren Fenstern vorüber. An dem Wasser das mir wie die See vorkam, war ein sehr hoher Berg mit eingehauenen Stufen, und oben auf dem Gipfel saß ein verhülltes Weib. Sie winkte mir zu sich hinauf und als ich die Stufen erklimmt: „Sage mir," fragte sie nach dem Wappen über der Thüre unseres Hauses zeigend, „was bedeuten jene drei Hufeisen im Schilde?" „Ei," sagte ich wohlgemuth: „jenes Haus ist das Meinige und die drei Hufeisen deuten den Pegasus an, der bei meiner Geburt durchgeflogen und mich gebracht hat, wie andere Kinder der Storch und dieß bedeutet wieder, daß ich ein Dichter soll werden." Da that plötzlich die Jungfrau ihre beiden Arme auseinander, mich zu umfassen. Gleichzeitig aber stürzte sie sich mit mir herab, wie die Sphynx, nachdem Oedipus ihr Räthsel gelöst.

Um mich herum vernahm ich zur selben Zeit ein wundersames Rauschen, von dem ich nicht wußte, ob es aus der Höhe oder Tiefe oder aus beiden zugleich erklinge. Ich fühlte nur, daß ich auf einmal in's Wasser

fiel, doch ohne die geringste Beängstigung. Im Gegentheil, mir war unendlich wohl. Nach und nach gewöhnte ich mich an das fremde Element, wie an die Luft. Ich vermochte die Augen aufzuhalten und gewahrte dicht vor mir einen kostbaren Palast, aus lauter blinkenden Muscheln aufgebaut. Ich trat in die Halle und jetzt erst bemerkte ich, wie dicht über meinem Haupte drei goldene Sterne schwebten. Der Meerkönig trat mir entgegen mit einer Krone auf dem Haupt und einem langen, nassen Barte. Als er die drei Sterne über mir erblickte, sagte er: „Ich kenne dich schon, du bist der Rechte. Du hast das Räthsel gerathen, dessen Lösung meine Tochter von einem bösen Zauber befreit und sie mir wiedergiebt." Zugleich trat eine verhüllte Jungfrau hervor, schlug den Schleier zurück und reichte mir die Hand. Es war Prinzessin Poesie. Sie nahm ihr goldenes Gürtelband ab, umschloß damit meine Lenden, und bat mich dann, vor ihrem Vater niederzuknieen. Wie Geharnischte tauchte es rechts und links um mich auf. Drei Jungfrauen spielten dazu auf wohlklingenden Leyern. Dann reichten sie mir die Instrumente hin, weil durch mein Haus, sagten sie, das Flügelpferd geflogen. Ich empfing den Ritterschlag und wollte mich erheben. Die Decke des Saals aber war offen, oder vielmehr der ganze Sternenhimmel, der sich im Wasser widerspiegelte, bildete die Decke desselben. „Wartet ein wenig," bat der König, „daß ich euch, als den Befreier meiner Tochter, mit einem Wappen beschenke." Ein paar Knaben kamen, vor den Stufen seines Thrones niederzuknieen; sie hielten ein Purpurkissen von Sammt, darauf eine leere Pergament-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

rolle lag. Der König aber reckte die Rechte nach dem Wolkenhimmel, daraus alsobald ein Tropfen niederfiel, blau wie Azur. Die Farbe verbreitete sich auf dem Pergament, wie ein blaues Feld. „Nun neige dein Haupt ein wenig," sprach der König, „daß die Sterne, die ob deiner Stirne schweben, sich in der Farbe widerspiegeln." Ich that es, und siehe, vor mir auf dem Sammtkissen lag das schönste Wappen, drei goldene Sterne auf blauem Grund. Der König winkte darauf und befahl, der Prinzessin Leibpferd vorzuführen, damit ich zu den Meinen zurückkehren möge. Ich schwang mich auf und Alles schien hinter mir zu versinken. Wieder erklangen die wundersamen Weisen, aber dieß Mal war mir, als ob sie alle aus meiner eigenen Brust herauf zögen; mir war unendlich wohl. Oben schüttelte das Pferd seine Flügel und setzte mich ab und erhob sich in die Wolken. Ich sah ihm lange, lange nach. Die drei Sterne aber waren über meinem Haupte geblieben. Ich stand vor unserem Haus, das seine alte Umgebung wieder erhalten und die ganze Nacht schienen sie zum Fenster herein auf mein Bett und noch, so oft Sternenschein ist, glaube ich sie über meinem Haupte zu greifen.

Die Räthin hatte noch vor Beendigung dieses kindischen und doch bedeutungsvollen Mährchens ihr Taschentuch ergriffen.

— Ich sage dir, Väterchen, wandte sie sich zu dem verstummenden Gatten, der Wolfgang muß ein Dichter werden, und damit zog sie den Jungen zu sich heran, ihm den kurz vorher erhaltenen Kuß mit reichlichen Prozenten wiederzugeben. Dabei begannen ihre Thränen

Bayerische Staatsbibliothek München

unaufhaltsam zu fließen; denn weß das Herz voll ist, davon gehen die Augen über.

— Mütterchen, flüsterte Wolfgang, die Sterne werden mich doch nicht vergessen; du hast mir erzählt, wie sie über meiner Geburt gewacht.

Die Räthin trocknete sich die thränenfeuchten Wangen.

— Lieber Wolfgang, sagte sie, du mußt auch nicht Alles gar zu buchstäblich nehmen. Wir übrigen Menschenkinder müssen ja auch ohne die Sterne bestehen.

— Ja, erwiederte Wolfgang in knabenhaftem Selbstgefühl erglühend: Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.

Bis hierher hatte der Rath nachdenklich geschwiegen.

— Mutter, unterbrach er dann, setze mir dem Jungen keine Grillen in den Kopf. Die Dichtkunst ist eine schöne Kunst und wohl zu empfehlen, sie nach der Arbeit des Tages zu treiben, zur Lust oder zur Erholung. Wolfgang soll einmal ein tüchtiger Jurist werden. Wenn er dann Abends die Acten bei Seite gelegt, mag er immerhin mit den Musen sich vergnügen. Zuerst das Nothwendige, dann das Angenehme, denn Ordnung muß sein im Leben. Dem ganzen System des weisen Pythagoras liegt nichts zu Grunde, als nur die Liebe zur Ordnung.

Wolfgang seufzte und schaute verstohlen die Mutter an.

— Aber, wagte er, zu dem kaiserlichen Rathe sich wendend, nicht wahr, Vater, nun gebt ihr doch zu, daß ich meine Zeit nicht verloren?

Rath Goethe biß sich in die Lippen. Wie noch jetzt die Mehrzahl der Eltern, war auch er, aus einem ganz

falschen pädagogischen Princip in dem Vorurtheil befangen, daß man den Kindern, dem Vater oder der Mutter gegenüber, nie Recht geben müsse, selbst dann, wenn sie vollkommen Recht haben. Er zog die Uhr, empfahl Wolfgang, ihm Gedicht und Mährchen beides zugleich, zur Correctur auf sein Zimmer zu bringen und entfernte sich, bemerkend, daß es nun hohe Zeit sei, den Weg zu dem Großvater und zwar ohne weiteres Herumflankiren in der Stadt, anzutreten.

Der kaiserliche Rath Goethe war ein Mann, der zu jener Zeit bereits nahe an den Fünfzigen stand. Er hatte eine treffliche Erziehung genossen und seine bedeutenden Studien auf dem Gymnasium zu Koburg begonnen. Reisen, namentlich nach Italien, hatten seine natürliche Vorliebe für Kunst und schöne Wissenschaft genährt und ausgebildet. Seine, durch Erziehung und Stellung bedingte, Bewegung in den höheren Schichten der Gesellschaft hatte ihm jenes Wesen aufgeprägt, das zugleich den Gebildeten und den Mann von Welt charakterisirt. Aber er war kein Genie. Mit eisernem Fleiße hatte er sich vielfache Kenntnisse in den Sprachen, sowie auf dem weiten Gebiete abstracterer Wissenschaften angeeignet und mit eiserner Unbeugsamkeit suchte er das bei sich selbst verfolgte System auf seine Kinder, auf Wolfgang anzuwenden. Seine Bücher, seine Gemälde und Naturaliensammlungen waren mit pedantischer Genauigkeit geordnet und mit derselben pedantischen Genauigkeit, mit der er in seinem Bücherschrank oder seiner Studirstube einrichtete, abtheilte und classificirte, hätte er Wolfgangs Gewohnheiten und Beschäftigungen regeln,

ja, hätte er in dessen Kopfe aufräumen mögen, wenn dieß möglich gewesen wäre.

Daraus entsprangen frühe mancherlei kleinere und größere Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn, die alle nur dazu dienten, den Rath noch pedantischer, noch unbeugsamer zu machen in dem, was er sich einmal, als Mittel zu einer guten Erziehung, durchzusetzen vorgenommen.

Wolfgang schloß sich daher inniger an die Mutter, die ihm an Jahren weniger voraus war, und an die stille, kluge Schwester Cornelie.

Beide Geschwister waren Sprößlinge einer Ehe, die nicht sowohl die Liebe, als das eigensinnige Festhalten des Vaters an dem, was er einmal wollte, geschlossen. Von seinen Reisen in die Vaterstadt zurückgekehrt, hatte dieser beabsichtigt, unentgeltlich eines der unteren Staatsämter zu übernehmen, und von da emporstrebend, sich endlich, ohne persönliches Interesse bei der staatlichen Verwaltung zu betheiligen und nützlich zu machen. Er hatte als einzige Anerkennung, gegenüber der Verzichtleistung auf allen pecuniären Vortheil, die Bedingung gestellt, daß man ihm sein Amt, ohne Kugelung, d. h. ungefähr so viel, als ohne die Entscheidung durchs Loos, unter seinen Mitconcurrenten überlasse. Es war jedoch gegen die Statuten der Freistadt, auf diese Bedingung, wie billig sie auch an und für sich sein mochte, einzugehen.

Goethe wurde mit seinem Gesuche abgewiesen.

Schwer beleidigt, ob dieser vermeintlichen Unbill, hatte der Vater Wolfgangs geschworen, nach derselben niemals irgend eine Stelle im Staatsdienste anzunehmen. Ja, um sich Solches völlig unmöglich zu machen, ver-

schaffte er sich von Karl VII. den Titel eines „kaiserlichen Rath," der ihn den Höchsten im Senate gleichstellte und schon darum die Annahme eines jener subalternen Aemter verbot, durch die er hätte zu größerem Einfluß gelangen können. Sodann, als wolle er sich doppelt und dreifach gegen die blose Möglichkeit eines Rückschritts verwahren, hatte er um die Hand der Tochter des ersten Beamten, Johann Wolfgang Textors, Stadtschultheißen von Frankfurt geworben. Diese, um zwei Decennien jünger als er selbst, war ihm in seinem achtunddreißigsten Jahre zum Altare gefolgt.

Wie ein munteres Kind war sie eingezogen mit dem ernsten Mann in sein wohlbestelltes Haus, die Grillen des Eheherrn verscheuchend; an seinen Kenntnissen sich empor bildend und später, unter seiner Leitung, mit ihren Kindern selbst noch lernend. Sie wetteiferte mit Wolfgang, den Vater zufrieden zu stellen und trat vermittelnd und friedestiftend auf, da wo Gatte und Sohn gar zu sehr aus einander wichen.

Diese Vermittlung war in der letzteren Zeit um so öfter nöthig geworden, als die Kriegsereignisse und die damit verbundenen Unannehmlichkeiten die natürliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit des fast nur gewaltsam aus seinem gewohnten Gange zu bringenden Mannes auf's Aeußerste gesteigert.

Der Rath hatte das von den Eltern ererbte Haus fast neu erstehen, er hatte es bequemer, eleganter, kurz, ganz nach seinem Sinne herrichten lassen. Seine Bücher über Jurisprudenz und über römische Antiquitäten, seine lateinischen Schriftsteller, seine Reisebeschreibungen und

italienischen Dichter zierten in kostbaren Einbänden nicht allein sein Studirzimmer, sondern waren, aus Mangel an genügendem Raum, bis in die Mansarde vertheilt. Seine Gemälde, die zu fertigen er mehrere Jahre hindurch, gleich Graf Thorane, fast alle Maler Frankfurts, sowie Seekatz von Darmstadt, in Anspruch genommen, prangten in neuen, schwarzen Rahmen, mit Goldstäbchen verziert, in einem Zimmer neben der Studirstube. Er hatte seine hübsche, größtentheils aus Italien mitgebrachte Naturaliensammlung auf's Bestimmteste und Geschmackvollste geordnet und überdieß in einem der oberen Stockwerke eine ihn vielfach unterhaltende Seidenzucht angelegt. So glaubte er seine häuslichen Angelegenheiten genugsam bestellt, und sich selbst berechtigt, der Erziehung und dem Unterricht seiner Kinder, den er zum Theil selbst übernahm, ausschließlich leben zu dürfen. Da kam der siebenjährige Krieg, die Einquartirung mußte Platz haben und dieser konnte nur dadurch gewonnen werden, daß der Rath sich nothgedrungen dazu bequemte, das Ganze mit so viel Ueberlegung und Vergnügen zugleich aufgeführte System seiner Hauseinrichtung unbarmherzig selbst zu zertrümmern.

Dieser Umstand hatte ihn in den oben erwähnten nicht sehr rosigen Humor versetzt.

Die Soldaten waren die Ursache all seines Mißgeschicks, und Graf Thorane, wie sehr er sich auch bemühte, durch die musterhafteste Disciplin seiner Leute und sein eigenes Betragen, den Hausherrn mit der Nothwendigkeit des Augenblicks zu versöhnen, ihm ein Dorn im Auge gewesen seit dem ersten Schritt in das Haus.

Sogar die beiderseitige, übereinstimmende Lieblingsneigung konnte den kaiserlichen Rath nicht versöhnen.

Die üble Laune machte ihn noch pedantischer, noch hartnäckiger als die Natur ihn geschaffen, ja, wie gesagt, zuweilen tyrannisch, nur auf eine bei weitem kleinlichere Art als Graf Thorane.

Hier besonders war es, wo der heitere, schlichte Sinn der Räthin, ihre unbesiegbare Munterkeit stets mildernd und begütigend dazwischen trat, mit Tact und Zartgefühl die heraufsteigenden Gewitter zu beschwören und den Frieden des Hauses aufrecht zu erhalten.

Auch heute war sie Wolfgangs guter Engel gewesen, auch heute hatte sie die Fluth des väterlichen Zornes abgedammt mit einem klugen Wort und vergnügt hüpfte der Knabe, mit mütterlichen und schwesterlichen Segenswünschen an den Großvater beladen, zur Thüre hinaus.

In einem der entlegensten Stadttheile, ungefähr an derselben Stelle der sogenannten „Friedberger" Straße, wo jetzt die Normal-Schule Frankfurts sich erhebt, stand vor Zeiten ein uraltes, burgähnliches Gebäude. Ein hohes Spitzthor, mit gothischen Zinnen, zu beiden Seiten an zwei unbedeutende, von der Zeit angerauchte Wohnhäuser anlehnend, war der Rahmen, durch den man in perspectivischer Verlängerung zuerst einen bedeckten Gang und, denselben durchschreitend, endlich einen weiten Hof- und Gartenraum erblickte.

Dieser Letztere, wohl geordnet, bot zur Sommerszeit den freundlichsten Anblick. Hinter grünen Rebengeländen dehnten abwechselnd die zum Nutzen und zur Annehmlichkeit angepflanzten Rabatten sich aus. Küchen-

gewächse und Blumen, Tulpen, Hyazinthen, vorzüglich aber ein üppiger Nelkenflor, Obst- und besonders Pfirsichbäume; unabsehbare Reihen Stachel- und Johannisbeerbüsche glänzten hier dem Auge in ihrer ganzen Frische entgegen, indem sie zugleich einen eigenthümlichen Contrast bildeten mit der rein architectonischen Umgebung, den alten, höchst prosaischen Häusern der Straße. Von dieser, sobald man das erwähnte Thor durchschritten, befand man sich plötzlich, wie durch die magische Kraft des Wunderteppichs aus „Tausend und eine Nacht" in eine andere, anscheinend unwirkliche Welt versetzt. Dazu kam, daß der innere, sich dem Garten unmittelbar anschließende Hofraum, rings von ungleichen Gebäuden umgeben und gebildet, die nun alle zu einer einzigen Behausung vereinigt waren, in seinem tiefen Versteck, mit seinen Mäuerchen, Thürmchen und Erkern, wirklich einem kleinen verzauberten Schlosse ähnlicher sah, als der Wohnung des ersten Angestellten von Frankfurt.

Wolfgang, ausnahmsweise der Mahnung des Vaters, mehr aber der freundlichen Erinnerung der Mutter eingedenk, hatte sich für dieß Mal bequemt, den geraden Weg zu verfolgen. Er hatte sich bereits durch die vor des Großvaters Wohnung aufgestellte Stadtmiliz, die den Schultheißen nach altem Brauch am Jahrestage mit Trommelschlag und Feldmusik zu begrüßen gekommen, hindurch gedrängt und stand in dem inneren Hofraum.

Ein großer, breitästiger Maulbeerbaum, dessen Blätter zu geeigneter Jahreszeit von Wolfgang und der Schwester den Seidenraupen des Raths zur Nahrung gespendet zu werden pflegten, dehnte nun, in seinem weißen, winter-

lichen Schmuck den ganzen Umfang seiner Krone über den oberen Theil eines mit rauhem Sculpturwerk verzierten Pförtchens hin.

„Bäumlein, rüttle dich und schüttle dich,
Wirf lauter Gedanken über mich",

sprach der Knabe muthwillig, von einem hohen Ecksteine aus, einen herabhangenden Zweig erfassend, von dem alsobald ein Heer weißer Flocken wie Schmetterlinge um sein Haupt schwirrten. Er schüttelte sich, fing die Schneeflocken mit der Hand auf und da sie in derselben ihm zu Wasser geworden:

„Wie gewonnen, so zerronnen,
Doch hab' ich indeß mir ein Liedlein ersonnen,"

trällerte er weiter vor sich hin und sprang die thurmähnliche Wendeltreppe hinauf.

Der alte Stadtschultheiß Textor saß in einem hoch mit Eichenholz ausgetäfelten Gemach, den lederbeschlagenen Großstuhl seitwärts in die mit braunem Schnitzwerk verzierte Fensternische gerückt, und schaute durch die runden, alterthümlichen Scheiben nach dem gothischen Bogengang hinab, als der Enkel hereintrat.

— Bist du es, Wolfgang? fragte der Greis, halb zerstreut, wie er es sonst nicht zu sein pflegte und als habe er eben Jemand, aber jemand Anderes, als den Gekommenen, erwartet.

— Ich bin es, Großväterchen, und Herzensmütterchen und Cornelie und ich und der Vater und das ganze Haus bringen dir tausend Glückwünsche zum neuen Jahre.

— So, sagte der Greis, mit einem überaus freundlichen Lächeln und jener sokratischen Ruhe, die ihm be-

sonders eigen war. Dabei zog er seinen Lieblingsenkel dicht zu sich heran, mit der Rechten des Knaben Hand in der seinen haltend, während er die Linke auf dessen Haupt niederlegte, wie zu einem ächt patriarchalischen Segen.

— Ich danke den lieben Eltern für den frommen Wunsch, sagte er eben so ruhig, als er begonnen, und wünsche dagegen, daß sie recht viele Freude an den Kindern erleben möchten, und besonders an dir, mein Wolfgang, als dem ältesten Enkel.

Der Knabe schlug eine halbe Minute lang die Augen zu Boden, dann hob er sie wieder empor, den Großvater zu betrachten. Dieser war nicht, wie sonst an dem festlichen Neujahrstage, mit dem Gallaanzug des Stadtschultheißen angethan. Ein talarähnliches Hauskleid, wie er es gewöhnlich zu tragen pflegte, umschloß seine Lenden und reichte fast bis auf die großen Absatzpantoffeln von farbigem Saffiane herab. Auf dem Haupte hatte er die dem Knaben wohlbekannte Mütze von schwarzem Sammt, mit der er über den Acten zu sitzen und die Registrande seiner Proponenten in Ordnung zu bringen gewohnt war, früh Morgens, ehe er auf das Rathhaus sich begab. Dazu trug der neben dem großen Bücherbrett voll juristischer Werke, Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen aufgestellte krummbeinige Tisch von Eichenholz die Spuren einer noch nicht oder kaum eben vollendeten Arbeit und von dem Getäfel lugten, aus ihren symetrisch aufgehängten Rahmen, die Bildnisse der alten freistädtischen Schöffen und Gerichtsherrn so ernsthaft herab, daß man hätte meinen sollen, es sei

heute schon etwas ganz Besonderes in eben diesem Zimmer vorgegangen und der allgemeine Festtag, für den Schultheißen, so recht eigentlich in einen Arbeitstag verwandelt.

Seit Jahren hatte Wolfgang den Großvater als einen Mann kennen gelernt, den man am besten mit einer alttestamentlichen Stereotypausgabe vergleicht, und heute am Neujahrstage, nachdem der Greis schon so lange das Schultheißenamt verwaltet, so lange schon zur bestimmten Stunde im Festtags-Anzug bei jedem Jahreswechsel die ihn beglückwünschenden Honoratioren der Stadt in Empfang genommen, heute schien er von der alten Gewohnheit gänzlich abstrahiren zu wollen. Da mußte etwas durchaus Besonderes vorgefallen seyn.

Die Neugierde ist Geschwisterkind mit der Wißbegierde, wenn auch von unedlerer Natur und Wolfgang, der den Großvater immer wieder hinab nach dem Hofraum schauen und alle seine Fragen und Bemerkungen außergewöhnlich einsylbig beantwortet sah, war wirklich im Augenblick recht knabenhaft neugierig.

Vielleicht trug der eichene Tisch den Schlüssel zu dem noch ungelößten Räthsel. Der Knabe langte erst verstohlen und dann, als der Schultheiß nicht Miene machte, ihn zurückscheuchen zu wollen, kühn nach einem großen, mit Messingschließen versehenen Folianten, der mitten unter den Papierschaften lag.

— Großväterchen, fragte er inductionsweise, was ist denn das für ein Buch?

Der alte Stadtschultheiß wandte den Blick von dem Fenster ab nach dem Knaben.

— Das ist Lersners Chronik von Frankfurt, antwortete er freundlich.

Wolfgang blätterte. Eine Chronik, dachte er bei sich, hier unter Acten und Scripturen?

— Nicht wahr, Großvater, fragte er weiter, in Frankfurt bedienen sich die Juristen des Corpus-Juris und der Pandecten &c. &c. selbst bei einem außerordentlichen Fall?

— Ja, des sogenannten „Römischen Rechts,“ das ist des Justinianischen Codex und der „Pandecten“; ganz richig, mein Sohn.

Wolfgang war nicht weiter, als vorher.

— Was ist denn das? fragte er, auf's Neue blätternd, indem er eine große Wappentafel aufschlug.

— Das sind die Wappen des adeligen Hauses Limpurg.

— Oder der alten Patrizierfamilien von Frankfurt, nicht wahr, Großvater? Wie lange existiren sie schon?

— Ungefähr seit 924. Sie wurden, wie die Chronik berichtet, von Kaiser Heinrich, dem Ungarn-Besieger, nach dem Aussterben der karolingischen Erbherren in die Städte, und somit auch in die alte Kaiserstadt versetzt, um dort die edelsten Geschlechter fortzupflanzen.

Des Knaben Aufmerksamkeit war plötzlich auf etwas Anderes gelenkt.

— Sind die Textor nicht dabei? fragte er, sich aufrichtend.

— Nein, antwortete der Stadtschultheiß; sie stammen ursprünglich nicht von hier und dann sind sie bürgerlicher Herkunft, gerade wie die Goethe, die eigent-

lich aus Artern in der Grafschaft Mansfeld eingewandert und gleichfalls von Bürgern . . . .

Wolfgang ließ den Schultheißen nicht ausreden.

— Das ist dumm, sagte er, daß wir kein eigentliches Familien-Wappen besitzen sollen, und wenn ich erst groß und selbstständig bin, dann lasse ich mir eines machen, trotz diesen Limpurgern und werde sehen, wer mir es wehren will. Ich lasse das schönste Siegel aus meiner Wappensammlung nachstechen . . .

Der Stadtschultheiß schüttelte mit dem Kopf.

Nun, fragte Wolfgang, sich aufrichtend, wie wenige Augenblicke zuvor, da er nach dem Wappen der „Textor“ geforscht, wer wollte mir denn das verbieten?

— Die Regierung.

— Die Regierung?

— Freilich, erklärte der Stadtschultheiß, ein erborgtes Siegel ist gleich einer nachgemachten Unterschrift; nicht viel besser als Falschmünzerei, — kurz, ein Verbrechen, das der Staat nachdrücklich bestraft.

Wolfgang schwieg und kramte weiter auf dem Tische umher.

Siehe, unmittelbar neben der Chronik lagen in einem Kästchen mehrere dem vergilbten Papiere ausgeschnittene Wappen, von rothem Siegelwachs. Der Knabe betrachtete sie aufmerksam.

— Großvater, sagte er, sind das auch Wappen der adeligen Gesellschaft Limpurg?

— Ja wohl, antwortete der Schultheiß, das mit dem Adler über der Krone und der Faust im Felde, ist

das Familiensiegel der „Faust von Aschaffenburg*;" das mit dem gekröuten Löwen als Helmschmuck und den drei Lilien auf getheiltem Schild das Wappen der „Baur von Eiseneck".

— Und dieses hier mit der stattlichen Krone, den Eichhörnchen und Vögeln im vierfach gespaltenen Feld?

— Gehört der alten Familie der „Fleckhammer von Aystetten" und der Stadtschultheiß Textor, der mittlerweile seinen Großstuhl an den Tisch gerückt hatte und nur zuweilen noch halb ungeduldig nach dem Fenster hin schaute, zeigte dem Knaben die genaue Uebereinstimmung der Siegel-Abdrücke mit den groben Holzstichen der Chronik.

— Großvater, sagte Wolfgang, schenke mir die Wappen für meine Sammlung; bitte, es soll mein liebstes Neujahrsgeschenk seyn.

— Das kann ich nicht, lieber Wolfgang, erwiederte der Schultheiß, indem er die Siegel bei Seite schob, wenigstens jetzt nicht; diese Abdrücke haben vorerst eine wichtigere Bestimmung.

Wieder schaute der Greis nach dem Fenster; ein Mann in Amtstracht hatte so eben den Hofraum durchschritten. Tritte schallten auf der steinernen Wendeltreppe und ein Gerichtsbote trat herein. Er übergab dem Schultheißen ein Päckchen Papiere.

Dieser zog die Klingel.

— Joseph, sprach er zu dem eintretenden Bedienten, ich kann heute Morgen Niemand empfangen; die Herren

* Aus derselben Familie als Fust, der Erfinder der Buchdruckerkunst.

vom Rath aber bitte ich, meiner in dem großen Erkerzimmer zu warten; ich bin sogleich bereit.

Wolfgang schloß, daß der Großvater Geschäfte habe und griff nach seinem kleinen dreieckigen Hute, sich zu entfernen.

— Großväterchen, sprach er, hast du daheim nichts durch mich auszurichten?

Der Stadtschultheiß küßte den Enkel, ihm viele Grüße an die Eltern, vor allen aber an seine liebe Tochter und Räthin auftragend.

— Bei dem Extra-Gruß an die Mutter verklärte sich Wolfgangs ganzes Gesicht.

— Und wenn du die Wappen nicht mehr brauchst, willst du mir solche dann schenken? fragte er mit erneuertem Vertrauen in des Großvaters Güte.

Der Greis schwieg eine Sekunde nachdenklich.

— Das wird lange währen, Wolfgang, sagte er.

— Was lange währt, wird endlich gut, erwiederte wohllaunig der Knabe. Die Wappen sind also mein, Großväterchen? und damit sprang er vergnügt nach der Thür.

Der Stadtschultheiß rückte sein Sammtkäppchen.

— Warte, Wolfgang, sagte er, du könntest dem kaiserlichen Rath Etwas von mir ausrichten.

— Dem Vater? ... Nur nichts was ihn verdrießt.

— Sage ihm, erwiederte der Stadtschultheiß, indem er nachlässig die Siegelabdrücke des Kästchens herausnahm und dann sie wieder in ihren Behälter zurückgleiten ließ, sage ihm, ich laß ihn bitten, mir unverzüglich die

Documente seines Hauses, d. h. die Kauf- und Verkaufsbriefe desselben zu überschicken.

Sonderbar, dachte Wolfgang, aber fragen durfte er nicht. Grübelnd trat er den Heimweg an. Der Stadtschultheiß aber legte unterdessen sein Amtskleid an und stieg in die vorerwähnte Erkerstube hinab, wo die Mehrzahl der Gerichtsherrn ihn mit ernster Miene zu einer besonderen und geheimen Rathsversammlung erwarteten.

VI.

Erschreckt dich Geisterhauch, du zarte Blume?
Es ist der Liebe Wehn, das dich umflügelt,
Leb wohl, ich muß in's Grab, die Hähne krähen.
Uhland.

Während dieß Alles sich zutrug, befand sich Graf Thorane in demselben Zimmer des Goethehauses, da wir ihn zuletzt in der Gewitternacht mit Wolfgang gesehen. Ein stärkeres Feuer, als damals, knisterte in dem Kachelofen, auf dem, von bronzeartig dunkelm Guß und in halber Lebensgröße, eine Statue Hebes, der Göttin der Jugend, sich erhob. Eine chinesische Tapete, blauschattirte Figuren auf gelblichem Grund, bedeckte die Wand. Die frisch mit Gyps ausgeweißte Zimmerdecke, überall symetrisch mit Arabesken in haut relief verziert, durch die sich Blumen und Früchte in stets gleicher Wiederholung hindurchschlangen, hätten ungefähr einen Begriff geben können von der pedantischen Genauigkeit des

Hauseigenthümers, wenn diese nicht schon bekannt gewesen wäre.

Draußen peitschten in wildem Jagen sich dicke Schneeflocken durch einander und die großen, neuen Spiegelscheiben des Zimmers waren, trotz der von der Ofenhitze glühenden Hebe, noch mit jenen weißen Winterblumen bedeckt, die vor dem Sonnenstrahl zerrinnen, wie die zarten Blüthen unserer schwärmerischen Einbildungskraft an dem Tageslichte der Wirklichkeit.

Der Graf stand vor dem offenen Schreibpult gerade so, wie damals, als er St. Jean die Goldstücke hingegeben. Vor ihm stand das Kästchen von schwarzem Ebenholz, über dessen Eröffnung er Wolfgang in dem Maler-Atelier betroffen; daneben lag ein entsiegelter Brief. Der Graf nahm das Papier zur Hand und überflog zu wiederholten Malen mit ernsten, schnellen Blicken dessen Inhalt. Es war ein freundliches Angedenken, ein frommer Wunsch der alternden Mutter, ein zaghaftes, halbunterdrücktes Sehnen, den Sohn lieber als kräftige Stütze neben sich in dem Bereich des friedlichen Hauses, als in dem Drängen und Treiben der fremden, seiner, wie sie meinte, gewiß weniger bedürftigen Welt zu wissen. Sodann Nachrichten von der Schwester und Aeußerungen des Danks für die schönen übersandten Gemälde.

Man hatte sie sämmtlich in Isabellens Zimmer aufgestellt, die darüber eine kindische Freude an den Tag gelegt, besonders aber stundenlang vor dem vorerwähnten Bilde Trautmanns verweilte, der brennenden Mühle, mit der Kirche im Hintergrund und dem betenden Mädchen.

Die Aehnlichkeit zwischen diesem Mädchen und dem Bilde, das der Graf von Hause mitgenommen, war auffallend, schrieb die Gräfin Mutter. Gewiß hatte der Maler das kindliche Portrait bei Ausführung des Oelgemäldes benutzt. Dämmernd war die Erinnerung in Isabellens Seele heraufgestiegen; mahnend hatte diese Erinnerung an das Herz ihr geklopft und mitten durch den Schleier, der, einem Nebel gleich, ihr inneres Bewußtsein verhüllte, war ein Lichtstrahl der Erkenntniß und mit diesem ein Schimmer jener Freude gefallen, die dem Schmerze verwandt und doch den Schmerz selbst besänftigend, in die Wirklichkeit zurückführt, wie an der Hand eines tröstenden Engels, der das Erdenweh nicht negirt, doch es tragen hilft, sein Aug nach dem Himmel erhoben.

Der Graf legte den Brief aus der Hand und betrachtete lange und sinnend das in dem geöffneten Kästchen enthaltene Bild. Es war das eines sehr jungen Kindes. Er rief sich das Gemälde Trautmanns zurück, sowie die Erscheinung eines hübschen, anmuthigen Wesens, das auf Wolfgangs Veranstaltung bei der Ausführung des vielfach besprochenen Oelgemäldes gesessen. Er verglich in Gedanken die beiden Physionomieen. Allerdings war eine Aehnlichkeit vorhanden, aber wie kam es, daß er solche nicht früher entdeckt? Der Graf war kein Schwärmer, er pflegte nicht mit Gewalt einen wunderbaren Zusammenhang aufzusuchen, wo Ursache und Wirkung sich auf natürlichem Wege erklären ließen. Er ging einige Mal im Zimmer auf und ab, sann, warf sich in die Ecke des Rollensophas, strich sich die Haare aus

der Stirn und hatte, er war es überzeugt, die Lösung des Räthsels gefunden.

Obgleich er das Bild im Kästchen zu anderem Zweck als dem, es als Original zu benutzen, mit nach Deutschland gebracht, so hatte er es doch mehrmals den Malern gezeigt. Trautmann hatte sich Anfangs dahin ausgesprochen, das feine, liebliche Gesicht mit einigen durch die Umstände erheischten Modulationen auf dem Bilde der Beterin und in derselben wieder zu geben; er war jedoch von dieser Idee abgekommen und hatte, da Wolfgang nach vielem Herumstreifen endlich so glücklich gewesen, sein Margarethenblümchen aus dem Traume aufzufinden, mit des Knaben Urtheil und Geschmack vollkommen zufrieden, ein ihm zugeführtes, schüchtern liebliches Mädchen, fast in gleichem Alter mit Wolfgang, zu seinem Bilde benutzt.

War auch der Graf nicht selbst Künstler, so hatte die rege Liebe zur Kunst ihm doch ein inniges Verständniß derselben gegeben. Er begriff durch das Gefühl, wie eine künstlerische Idee sich aus mehreren Eindrücken zu einem Einigen gestalten und wie aus dieser Verbindung ein Werk hervortreten mag, darin, wie in dem Buche des Dichters, eine an sich verschiedenartige Conception, zu einem schönen einheitlichen Ganzen verbunden, Dieses darstellt, während es an Jenes erinnert und so Zwiefaches vereinfacht und wiedergiebt.

Trautmann hatte sich mit den Grundzügen des ersten Bildes vertraut gemacht; das zweite war hinzugetreten und in schöner Verschmelzung hatte sich das Ganze gestaltet.

Der Graf war zu der Zeit, da Wolfgang sein Margarethenblümchen oder Maaßliebchen, wie er es zu nennen pflegte, eingeführt, durch die Begegnung mit dem Narbenträger in eine besonders reizbare Stimmung versetzt gewesen. Er hatte sich seltener, als gewöhnlich, in dem Atelier sehen lassen, und so die Beterin nur ein einziges Mal flüchtig in natura erblickt. Sie hatte blonde Haare, blaue Augen, wie das Bild im Kästchen. Was war natürlicher, als daß die beiden Physionomieen sich unter dem Pinsel des Meisters in eine einzige verschmolzen?

Graf Thorane war überzeugt, daß er richtig und vernünftig geurtheilt, dennoch blieb, durch den Brief seiner Mutter in ihm angefacht, ein Zweifel in seinem Innern zurück, den er sich nicht selbst eingestehen mochte.

Sollte er Wolfgangs Margarethenblümchen zu sich bescheiden lassen? . . . Doch wozu konnte das führen, so lange er des Narbenträgers nicht habhaft geworden? Aufsehen machen, ohne die Gewißheit eines Resultats, lag nicht in des Königlieutenants Charakter; er stellte die Begegnung des Mädchens dem Zufall anheim.

Damit war die Sache in Betreff des Bildes erledigt. Der Graf schob das Kästchen bei Seit und nahm den Brief wieder auf.

Die arme Isabelle, schrieb die Gräfin in äußerster Besorgniß, war unmittelbar nach der Ankunft der Gemälde, die ihr so viele Freude zu bereiten schienen, in einen Zustand der größten Schwäche verfallen. Zwar hatte sich ihr geistiges Auge merklich erhellt und erhellte sich zusehens bei dem Anblick des vorerwähnten Bildes, aber ihre Körperkraft sank mehr und mehr zusammen.

Der Arzt fürchtete, Magrigny tröstete und in ihrer Mutterangst hatte die Gräfin ein Gelübde gethan, die Tochter, wenn Gott ihr dieselbe erhalte, dem Himmel zu weihen. Sie hatte dieß Gelübde niedergelegt in die Hände des Bischofs und Magrigny dasselbe gut geheißen.

Magrigny! Bei diesem Namen fuhr der Graf empor, als habe irgend ein giftiges Insect urplötzlich seinen Stachel in das Herz seines Herzens gesenkt. Der Bischof hatte Recht gehabt: der Graf mißtraute dem Priester.

Wiederum maß Thorane sein Zimmer mit hastigen Schritten, dann verbarg er Brief und Kästchen in dem Schreibepult und zog die Schelle.

Im Nu stand St. Jean vor seinem Herrn.

Der Graf betrachtete ihn von oben bis unten mit jenem scrutinirenden Blick seines Falkenauges, mit dem er in dem Innern der Menschen zu lesen pflegte.

— St. Jean, sagte er hierauf, mit einer furchtbaren, kalten Gelassenheit, ich verlange von euch ein aufrichtiges Geständniß.

Die Lippen des Kammerdieners zuckten, er wurde leichenblaß.

— Herr Graf, stammelte er, ich . . . ich wollte; . . ich werde . . .

— Nichtssagende Worte dienen mir nicht, sprach Thorane mit derselben eisigen Ruhe. Ja oder Nein, habt ihr euch Mühe gegeben, meinen Mann ausfindig zu machen?

— Herr Graf! stammelte St. Jean.

— Ja oder Nein?

— Nein, und der beängstete Kammerdiener stürzte zu seines Herren Füßen.

— Steht auf, sprach Graf Thorane, in gebieterischem Tone und merkt, was ich euch sage: „Entweder ihr commentirt keine meiner Absichten und Handlungen, d. h. ihr schafft mir das Individuum, ehe wir diese Stadt verlassen, oder ihr sucht euch einen anderen Herrn. Und jetzt, vorwärts Marsch!

St. Jean schwankte nach der Thür.

— Halt! gebot der Graf.

— St. Jean, sagte er mild, das Gesuch um eine Cadettenstelle für euern Sohn ist durch meine Vermittlung bewilligt; jetzt geht und erfüllt meinen Befehl.

— Gnädiger Herr, stammelte der Kammerdiener . .

Der Graf aber deutete auf die Flügelthüre und St. Jean verschwand.

Auf dem Weg in seine Mansarde begegnete ihm die Räthin, sie war im Begriff, auf den obersten Boden zu steigen, um nach ihrem Wolfgang auszuschauen, der ihr gar zu lange auszubleiben schien. Der Rath hatte nämlich, nach vielem Prozessen mit den Nachbarn, die Erlaubniß erlangt, an der nach dem kleinen Hirschgraben zu stehenden Seite des Hauses ein Fensterlein, mit eisernem Laden, im ersten Stock anbringen zu dürfen. Dieß Fensterlein war für die Familienglieder ganz dasselbe, was die alten Wartthürme der Stadt Frankfurt. Von dort konnte man die Kommenden aus der Ferne gewahren und gar manchmal, wenn Wolfgang bei seinem Herumstreifen durch die Stadt über die Gebühr ausgeblieben und den Vater spähend an dem verhängnißvollen Fenster

vermuthete, mußte er, des lieben Friedens halben, einen Umweg nehmen, von dem allzupünktlichen Rathe nicht gesehen zu werden. Zuweilen aber auch bediente sich die Räthin dieses Belvederes, besonders wenn sie Wolfgangs Außenbleiben mit Ungeduld erfüllte, wie heute, oder wenn sie mit ihrem weißen Taschentuche ihm ein Zeichen geben wollte, daß der Vater daheim und ungehalten über ihn sei, worauf Wolfgang sich stets behutsam hereinschlich, sich dem Anblick des Rathes entziehend, bis dieser wieder bei Laune war.

Seitdem der Königslieutenant den ersten Stock eingenommen, in dem man nun nicht, wie früher, unumschränkt zu walten vermochte, vertrat eine Bodenlucke die Stelle des erwähnten Fensters.

St. Jean hatte so eben die Hand auf die Klinke seiner Mansardstube gelegt, als die Räthin ihn gar freundlich anredete.

— Ei, ei, St. Jean, sagte sie, was macht ihr auch ein so betrübtes Gesicht, wißt ihr nicht, daß wer am Jahrestage lacht, der ist das ganze Jahr hindurch vergnügt und umgekehrt.

— Da mag die Frau Räthin schon recht haben, erwiederte St. Jean, aber ein Schelm macht ein besseres Gesicht, als er kann, und so wahr mir die heilige Jungfrau beistehe, ich wundere mich, daß ich überhaupt noch ein Gesicht habe und nicht längst unter der Erde liege.

Die Räthin trat theilnehmend herzu.

— Na, so schlimm wird's doch nicht sein, sprach sie tröstend. Es ist wahr, euer Herr hat oft wunderliche Manieren, aber im Grund ist er so brav als Einer.

— Das sag ich auch, stimmte der Kammerdiener mit ein.

— Müßt halt das Gute mit dem Schlimmen nehmen, meinte Wolfgangs Mutter, das ist nun einmal nicht anders auf der Welt, oder hat der kaiserliche Rath den Herrn Grafen vielleicht mit Etwas verdrossen, daß ihr es entgelten müßt, St. Jean?

— Ei bewahre, Graf Thorane ist der gerechteste Mensch auf Gottes Erdboden und ich, nun, Frau Rath, ihr mögt mir's glauben oder nicht, ich bin ein kreuzdummer Kerl.

Dabei schlug sich St. Jean vor die Stirne und geberdete sich so wundersam, daß die Räthin laut auflachen mußte.

— Nun?

— Mein Herr hat seine Feiertagslaune und das verdrießt mich, sagte St. Jean ausweichend, denn so redselig er auch sonst zu sein pflegte, ihm war im Augenblick die Kehle wie zugeschnürt und er konnte den wahren Grund seiner Verstimmung nicht aussprechen.

— Launen? erwiederte munter die Räthin, wenn's weiter nichts ist, so will ich den Herrn Grafen schon in einen besseren Humor versetzen, ich muß ihm ohnedieß das neue Jahr auf seinem Zimmer abgewinnen, da er nicht gekommen, mich zu beglückwünschen. Zuerst aber will ich nach dem Wolfgang sehen.

— Wahrhaftig, Frau Rath, sagte St. Jean, ich möchte keinem Andern als euch rathen, meinen Herrn im Augenblick zu besuchen. Aber ihr, ihr seid wie die

Sonne, wenn man euch nur in's Angesicht schaut, so wird man vergnügt.

— In Zeit von zehn Minuten wollen wir sehen, was die Sonne über die Wolken der gräflichen Stirne vermag, sprach die Räthin, indem sie, leicht wie ein Mädchen von sechzehn Jahren, die breite Bodentreppe hinauf hüpfte, den mit dem niedlichen Feiertagshäubchen gezierten Kopf zu dem mehrerwähnten Dachfenster hinaus zu stecken.

— Was doch für ein Unterschied unter den Menschen ist! sagte St. Jean vor sich hin, indem er seine Mansardthüre hinter sich in's Schloß warf. So eine Frau könnte mir auch gefallen, wenn ich noch einmal ledig wäre und den großen Buben nicht hätte!

Wolfgang spazirte unterdessen ganz gemüthlich mitten durch das Schneegestöber hindurch an dem sogenannten Puppenschenkchen, einem nachbarlichen Bierhause vorbei, grüßte die Wirthin gar leutselig und bog dann rasch um die Ecke des Hirschgrabens. Er hielt die Hand vor die Augen, ob er sein Mütterchen nicht auf dem Anstand erblicke und wahrhaftig, da stand die Räthin trotz Wind und Schneegestöber. Aber sie winkte ganz freundlich mit der Hand, anstatt das warnende Taschentuch zu bewegen und dieß war ein gutes Zeichen. Scherzhaft und mit theatralischer Grazie schwang Wolfgang sein Hütchen, trat herein und stand alsbald vor dem Vater, den Auftrag des Stadtschultheißen auszurichten.

Behutsam stieg die Räthin die Hühnersteige des obersten Bodens herab und klopfte einen Augenblick später an der gräflichen Thür.

Statt des üblichen: „Herein!“ erscholl in etwas unwirrschem Tone die Stimme des Grafen.

— Wer ist draußen? rief er aufgebracht, und hab' ich meine Thüre nicht consignirt?

— Ach, was, consignirt! rief die Räthin lachend, das ist in Frankfurt nicht Mode. Ich bin Wolfgangs Mutter, euere Hausfrau, und muß euch das neue Jahr abgewinnen.

— Ich bin ein Franzose und ihr seid eine Dame, va pour la consigne! sprach Thorane, indem er so verbindlich, als ihm im Augenblick möglich war, die Thüre öffnete.

Die Räthin spazirte herein und der Graf bot ihr einen Sitz.

— Also, Prost Neujahr *, mein Herr Graf Thorane! sprach sie munter, ihr seidenes Kleid zu beiden Seiten des Sitzes auseinander breitend, um es nicht zu zerknittern.

— Merci Madame, und der Graf verbeugte sich leicht.

— Wißt ihr auch, daß ich gekommen bin, euch zu zanken?

Ein eigenthümliches Lächeln überflog des Grafen Gesicht und seine Stirne begann, so zu sagen, sich gegen seinen eigenen Willen zu entrunzeln.

— Ihr seid sehr gütig, Madame, sagte er, es ist ziemlich lange her, daß sich Niemand dafür interessirt, den Grafen Thorane zu zanken.

— Ihr wohnt in meinem Hause, ich wache über

---

* Prosit neues Jahr.

euch, als ob ihr mein Kind, als ob ihr Kornelie, nein, als ob ihr der Wolfgang wäret; . . . ich suche wieder gut zu machen, was die üble Laune des kaiserlichen Rath verdirbt . . . und doch, nein, es ist zu arg für einen Herrn, der einen Degen an der Seite und einen Ordensstern auf der Brust trägt, so wenig Lebensart zu besitzen . . . . ihr gratulirt mir nicht einmal zum neuen Jahr!

Der Graf war an die Art und Weise der Räthin gewöhnt, doch konnte er nicht umhin, sie für dieß Mal, im Vergleich mit der Welt, in der er zu leben pflegte, über die Maßen naiv zu finden.

— Verzeiht, bat er, ihre Hand ergreifend, indem er, unbeschadet des ihm inwohnenden Ernstes und nach französischer Sitte, einen Kuß auf dieselbe zu drücken versuchte.

— Na, noch schöner, fuhr die Räthin heraus, wenn ihr nöthig habt, euern Schnautzbart abzuwischen, so will ich euch ein Handtuch besorgen; denn das Handküssen ist auch nicht gerade Mode in Frankfurt, und da küß ich mir lieber den Wolfgang.

Der Graf war nicht vermögend, sich länger zu halten; er lachte laut auf.

— Da haben wir's, sagte die Räthin triumphirend, der Königslieutenant hat gelacht, und daß er gelacht hat, daran bin ich Schuld.

Graf Thoranes Gesicht verfinsterte sich einen Augenblick, ein halb unterdrückter Seufzer hob seine männliche Brust.

Die Räthin gewahrte den Schatten, der über seine Züge schlich und ergriff das Wort mit redseliger Hast.

Launen, sagte sie, nichts als Launen; die müßt ihr abschaffen, mein Herr Königslieutenant. Der kaiserliche Rath hat auch seine Launen, und die vermag ihm Niemand besser hinweg zu scheuchen, als ich. Glaubt mir, ein guter Humor ist das beste Heilmittel gegen die üble Laune und ich will euer Arzt sein.

— Der kaiserliche Rath ist ein glücklicher Mann, erwiederte Graf Thorane, nicht ohne einige Verbindlichkeit und mit seinem gewöhnlichen Ernst.

— Glücklich, sagte die Räthin, tief aufathmend und mit einem vielsagenden Blick; je nun, wie man's so nehmen mag. Er hat ein hübsches Vermögen, eine angenehme Stellung, frische, muntere Kinder, und weiß sich damit zu begnügen.

— Und eine Gattin, die ihn liebt und verehrt, schaltete der Graf dazwischen.

— Verehrt, da habt ihr recht, aber die Liebe ...... Na, ich habe oft sagen hören, daß es eine Hundertjahrsblume sei, wenn Zwei, die einander lieben, was man so nennen mag, einander kriegen auf dieser Welt, und die Räthin war plötzlich von der Munterkeit fast zur Sentimentalität übergegangen. Sie athmete wiederholt tief auf, und zerzupfte dabei das flatternde Band ihrer Haube, während sie auf den Schooß niedersah.

Der Graf schwieg, um nicht indiscret zu seyn.

Wolfgangs Mutter aber schien kein Geheimniß aus dem Gefühl machen zu wollen, auf das sie ihr ganzes Leben lang stolz war.

— Die Liebe sagte sie, ist ein rechter göttlicher Funken, Herr Graf, und wo der einmal geleuchtet, da

zündet der Blitz nicht zum zweiten Mal. Aber in der Liebe ist kein Verstand, denn sonst wär's ja die Liebe nicht. Die aber ist, wie die Kinder, die nach dem Monde und den Sternen greifen, dahin auch der größte Verstand, mit all seinen Rechenexempeln keine Brücke zu bauen vermöchte. Da flüstert er denn der Liebe in's Ohr: „Es geht halt nit", — aber Mond und Sterne bleiben darum doch da und das Kind schaut darnach, gerade wie zuvor.

Und mein Stern, nun rathet, Herr Graf, der ist kein anderer gewesen, als unser glorreicher Kaiser selbst....*

Thorane stutzte und betrachtete die Sprecherin. Sie kam ihm vor, wie ein großes Kind im Geiste; er wußte nicht, ob er sie tadeln oder bewundern sollte.

Die Räthin aber war so bald nicht aus dem Fluß zu bringen, wenn sie auf ihr Lieblingsthema gekommen. Das war ein stattlicher Herr, Karl VII., fuhr sie fort, so groß und edel und doch so unglücklich dabei. Mein Lebtage denk' ich daran, wie er in dem Dom auf den Knieen lag, und wie er dann die Augen aufhob und gerade auf mich; — das hatte getroffen! . . . und wie er Morgens zum Thor hinaus fuhr . . . und ich, Alles stehn und liegen lassen und hinaus; . . . und wie die Posthörner klangen, daß mir's noch heute durch die Seele geht, wenn ich ein Posthorn höre; ... und wie er mir, mir allein, noch einen letzten Gruß zugewinkt .... und fort war er, und ein Jahr darauf war ich die Braut des kaiserlichen Rath . . . . . Seht ihr, mein Herr

* Die Räthin Goethe behauptete Carl VII. sei ihre erste Liebe gewesen.

Graf, daß ich auch Grillen fangen könnte, wie ihr.... Wer weiß, wäre ich vielleicht eine Gräfin Thorane gewesen?

Die letzte Bemerkung schien einen schmerzlichen Eindruck auf den Königslieutenant zu machen.

— Auf den Höhen wohnen die Stürme, sagte er;.... übrigens haben sie zwei liebenswürdige Kinder....

— Dafür dank ich Gott alle Tage, aber ich erziehe sie auch, anstatt sie nur groß zu füttern.

Das Gespräch nahm eine allgemeine Wendung.

Der Graf drückte der Räthin seine Verwunderung über die Art und Weise aus, in der er sie mit ihren Kindern verkehren, ja oft die Studien derselben theilen sah.

Das that der Räthin ungemein wohl, und sogleich gewann ihr guter Humor, auf den sie sich übrigens selbst nicht wenig einbildete, wieder die Oberhand.

— Ja, seht, fuhr sie fort, meine Ansicht ist einmal die, daß eine gute Hausfrau ihr Auge überall haben soll. Das ist die Hauptsache, daß sie zusehe, ob Alles recht und zu rechter Zeit geschehe. Aber da ist Diese und Jene, das hudelt und putzt und mischt sich in der Mägde Arbeit und die Kinder, die doch ein wahres Geschenk unseres lieben Herrgotts sind, ja, daß der Himmel erbarme, die laufen herum und werden vernachlässigt, damit nur der Braten nicht anbrenne und die Wäsche weiß genug werde. Mein Seel', wollt' ich doch lieber einen ganzen Schöps zu Kohlen werden und mein bestes Tischzeug in Scherben zerbrechen lassen, als so zwei Unsterblichkeits-Pflänzchen vernachlässigen, die mir Gott an-

vertraut. Mögen sie mich immerhin Frau Prinz und dergleichen nennen, weil ich mich damit begnüge zuzusehen, wie die dienstbaren Geister, die doch nichts anderes zu leisten vermögen, mit Wischer und Besen das Haus blank scheuern, es ficht mich wenig an. Gerade so viel, als wenn ein Türke einen guten Christen einen Christen schimpft. „Die Poesie, mein Herr Graf, sage ich, ist dazu da, das Edle, Einfache und Große, aus den Krallen des Philisterthums zu retten," und was giebt es denn Poetischeres, als so zwei Kinderseelen? Meine Kinder, das ist das eigentliche Band zwischen dem kaiserlichen Rath und mir und der Wolfgang . . . Na, es ist doch auch ein Staat, dem Vaterland so einen rechten Mann heranzubilden, meint ihr nicht, mein Herr Königslieutenant.

Der Graf hörte mit Verwunderung zu, indem er sich selbst gestand, daß die Sprecherin eine ganz merkwürdige Frau sei.

— An dem Wolfgang, Madame, sagte er mit Ueberzeugung, werdet ihr euere Freude erleben; es ist ein aufgeweckter Knabe, voll Geist und Feuer.

— Meint ihr, Herr Graf? und die Räthin erhielt sich kaum vor Freuden auf ihrem Sitz. Wenn nur der Vater nicht so streng wäre mit dem Jungen. Seht, der Wolfgang ist lauter Beweglichkeit und Leben, so ungefähr, wie eine Fluth, die dahinbraust . . . und der Rath, nun der ist bedächtig, ernst, zuweilen pedantisch; er möchte das Wässerlein einengen, abdammen. Auch ist der einzige Streit zwischen uns von je her nur um den Wolfgang gewesen.

— Beruhigt euch, Madame, der Strom des Genies bricht sich überall Bahn und ich glaube, es in prophetischem Geiste sagen zu dürfen, euch wird Deutschland einst Dank wissen, den Wolfgang erzogen zu haben, wie ihr ihn erzieht .... Frankreich wird ihn anerkennen ... und, fügte er wie von trüber Ahnung ergriffen hinzu, die Thorane, wenn dieser Name alsdann noch auf der Erde besteht, werden vielleicht stolz darauf sein, daß einer der Ihren die Mutter Wolfgang Goethes gekannt und daß sie ihm wohlgewollt .... ihr verzeiht mir doch meine Unart von heute?

— Herr Graf, erwiederte die Räthin in äußerster Bewegung, indem sie sich erhob, denn sie glaubte die Schritte des Raths auf der unteren Hausflur zu vernehmen, und dann war ihr für dieß Mal das Weinen näher als das Lachen, Gott gebe, Herr Graf, daß ihr Wahrheit gesprochen und segne euch und euer Haus.

Thorane zuckte innerlich zusammen und ein bitterer Zug glitt langsam über sein edles Gesicht. Er reichte der Räthin die Hand.

— Warten und Hoffen sei die Losung des Weibes, sprach er mild ... Dem Mann gebührt der Wille und die That.

Der Nachmittag war rauh und kalt; ein wahrhaft sibirischer Frost hatte die weißen Schneemassen auf den Straßen der Stadt gleichsam in eine Art festen Guß umgewandelt, der unter dem eiligen Tritt der Vorübergehenden krachend widerhallte. Wie Rauchwolken stieg der Athem durch die Luft; an Dachrinnen und Brunnensteinen glänzten lange, spitzige Eiszapfen und alle Gassen

waren, zur Belustigung der Frankfurter Straßenjugend, hart und blank wie Stahl.

Vor dem Hause des kaiserlichen Rath Goethe hielt der Gallawagen des Grafen Thorane. Der Königslieutenant hatte die Räthin, unmittelbar nach eingenommenem Mittagsmahl, persönlich ersucht, sich dessen zu einer Spazirfahrt durch die Stadt zu bedienen. Der Rath, der bei dieser Gelegenheit zugegen gewesen, hatte sich, nach einigen kalten Höflichkeitsworten, entfernt. Wie sehr ihm auch der Graf entgegengekommen, niemals hatte er sich bewegen lassen, sich ihm freundschaftlich zu nähern. Thorane war und blieb für ihn der „Königslieutenant," um deßwillen „er sein neuauferbautes Haus in eine Kaserne" verwandelt, seine Zimmer von dem „leidigen zweierlei Tuch" überschwemmt sah, und dabei blieb's auf gut Frankfurtisch.

Dieß störte indeß nicht das angenehme Verhältniß, in dem der fremde Gast mit den übrigen Gliedern der Familie, ganz absonderlich aber mit den Kindern stand. Auch heute hatte er ihnen durch St. Jean das beste Zuckerwerk von seiner Tafel und eine Kristallschaale voll des köstlichsten Eises gesandt, welch letztere die Räthin indeß, aus purer Unschuld und Unkenntniß, zum großen Verdrusse Wolfgangs und Corneliens, zum Fenster hinausgoß.

— Habe ich je in meinem Leben gehört, sagte sie, daß ein menschlicher Magen Eis verdauen kann? Bewahre Gott, daß ich so muthwilligerweise meinen eigenen Kindern das Todtenhemd anziehe und damit mußte Cornelie ihr den rothen, pelzverbrämten Ueber-

wurf, mit der goldenen Halsspange, herüber reichen und die Magd nach der Stiftsdame von Klettenberg senden, mit dem Vorschlag, den von dem kaiserlichen Rath verschmähten Platz in dem gräflichen Wagen einzunehmen.

— Mütterchen, sagte Wolfgang, der seine Schlittschuhe bereit hielt, laß uns nach dem Maine fahren; ich habe gar zu große Lust; bitte, Herzensmütterchen! und dabei umhalste er die Räthin, daß ihre Spitzenkrause bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wurde.

— Da sieh nur Einer, wie mich der Bube zugerichtet, sprach die Räthin, vor den Spiegel tretend, um mit Hülfe Corneliens, dem Unglück einigermaßen wieder abzuhelfen.

— Also nach dem Main? fragte Wolfgang erwartungsvoll.

— Meinetwegen, erwiederte die Mutter, die ihrem Liebling nichts zu versagen vermochte, aber erst fahren wir auf den Roßmarkt, an dem Kronstädtischen Stifte vorbei und nehmen die Klettenberg mit.

So geschah's.

Wie ein breites, weißes Band, hie und da von glänzenden Streifen durchschnitten, dehnte der stattliche Mainstrom sich zwischen den Wällen der Festung und der von winterlich kahlen Bäumen überblickten Häuserreihe der Vorstadt Sachsenhausen hin. Die hochgewölbten Bogen der Brücke schienen nicht fester zu sein an Masse, als die zu Eis erstarrten Fluthen des Stroms. Für die Brücke aber hatte Wolfgang stets eine besondere Vorliebe an den Tag gelegt. Dort, wie auf der Bocken-

heimer Landstraße, pflegte er sich mit Pylades zu ergehen; dort erwartete er das Ankommen der Marktschiffe, sich am Aussteigen der verschiedenen Personen ergötzend, deren Eigenthümlichkeiten er schnell bemerkte und witzig kritisirte. Am meisten aber interessirte ihn der sogenannte „Brückenthurm" am jenseitigen Ufer. Von diesem herab grinzte in die Winterkälte hinaus der im Jahr 1616 dort aufgesteckte Schädel eines Staatsverbrechers; unter dem Thurm aber, an einer Bogenwand desselben, hatte man zur Zeit der Judenverfolgung ein sehr ästhetisches Gemälde angebracht; es stellte einen auf einem Schweine reitenden Juden und eine Jüdin auf einem Bock vor.

Diese, obgleich an und für sich sehr unschönen Dinge, waren oft ein Gegenstand der besonderen Betrachtung Wolfgangs gewesen. An Alles knüpfte der Knabe eine Idee, jede Idee wuchs bei ihm zu einem Gedanken heran und dieser Gedanke selbst war wie die schwellende Knospe, die, ihm selber unbewußt, und im Stillen keimte und trieb.

— Laß uns über die Brücke fahren, Mütterchen, bat er eindringlich. Du und Fräulein von Klettenberg und Cornelie könnt dann eures Weges weiter verfolgen, während ich mich mit Schlittschuhlaufen belustige und später zu Fuß heimkehre.

Die Räthin hatte nichts dagegen einzuwenden; der Wagen machte Halt an der Brückenwacht und Wolfgang stieg aus.

Eine lange grasbewachsene Mauer zog sich unmittelbar zwischen dem Fluß und der angränzenden Vorstadt hin; eine Abart von gothischem Thor führte über baufällige Sandsteinstufen hinunter auf das Wasser.

Schnell waren die Schlittschuhe umgeschnallt und dahin flog der Junge, daß es eine Lust war.

— Laßt uns ein Weilchen hier warten und ihm zusehn, sagte die Räthin entzückt.

Wolfgang aber flog hinauf und herunter, daß einem dabei hätte schwindlich werden können; endlich kam er an den Wagen zurück.

— Also wirklich noch nicht weggefahren? fragte er verwundert, indem er dabei vor Frost in beide Hände bließ und die Schneeflocken aus Haar und Kleidern schüttelte.

— Wir haben dir zugesehn, sagte Cornelie.

— Dann ist es billig, daß ich einen Vortheil haben soll für das Vergnügen, das ich euch bereitet, entgegnete Wolfgang schelmisch. „Mütterchen," fügte er hinzu, „du frierst doch nicht in dem warmgepolsterten Wagen; gieb mir deinen rothen Sammtpelz und ich mache noch ein halb Dutzend Gänge."

— Du willst meinen Ueberwurf anziehen?

— Warum nicht?

Die Räthin besann sich einen Augenblick, dann entäußerte sie sich des wärmenden Kleidungsstücks.

— Das läßt ihm gerade, wie eine Toga, sagte Cornelie, die auch schon hie und da von den Griechen und Römern gehört. Sieh nur, Mutter, seht nur, Fräulein von Klettenberg, und sie legte das rothe Gewand in kunstreichen Falten über Arm und Schulter des Bruders.

Wolfgang strahlte vor Vergnügen.

Für die Dauer von zehn Minuten drehten sich alle Köpfe nach ihm herum, als er in dem eigenthümlichen Aufputz auf der glatten Fläche des Mainstroms auf und nieder glitt.

— Es ist des kaiserlichen Rath Goethe Sohn, der den Pelz seiner Mutter umgenommen, sagte der Eine.

— Wahrhaftig! bestätigte ein Andrer, und so gab es ein Sehen und Zischeln bis die Leute genug hatten.

Die Räthin aber freute sich des Aufsehens, das ihr Wolfgang erregte.

— Sieht er nicht aus wie Apoll? fragte sie die neben ihr sitzende Fräulein von Klettenberg, wie er zu dem einen Brückenbogen hinaus und zu dem anderen wieder herein fährt. Wahrhaftig, er kömmt mir vor wie ein Gott!

Der Schnee aber begann in dichteren Massen herabzufallen; kalt und schneidend pfiff der Wind, so daß eine Menge Schlittschuhläufer und Schlittenfahrer sich an's Ufer begaben, in ihre Wohnungen heimzukehren.

— Holla, Georg! das war meine Nase, wenn du erlaubst, sagte Wolfgang gegen den Schlitten anrennend, darauf Pylades seine verschleierte Dame nach dem allgemeinen Landungsplatz hintrieb.

— Gott grüß, Orest, aber, potz Welt, wo hast du denn den Samielsmantel her?

— Kennst du den Sammtüberwurf meiner Mutter denn nicht? entgegnete Wolfgang lachend; aber warte, Pylades, ich will ihn eben jetzt zurückbringen; es fängt an ganz verteufelt kalt zu werden und Mütterchen wird heimfahren wollen.

— So geh, ich erwarte dich hier, und wie der Blitz war Wolfgang von dannen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so stellte er sich wieder ein, den Hals vorsorglich mit einem Spitzentaschentuche der Räthin gegen die eindringende Kälte geschützt.

— Wahrhaftig, sagte Georg, du wechselst ja heute so viel Mal dein Costüm, wie der Hanswurst im Schauspiel.

— Wenn du meinst, daß ich den Lappen da meinetwegen trage, ... sagte Wolfgang etwas empfindlich, indem er das Taschentuch auflößte und einsteckte.

— Geh, Georg, verwieß Lyda, mit ihrer süßesten Stimme, es ist unrecht von dir, ihn zum Ungehorsam gegen seine Mutter zu verleiten.

— Liebe Lyda, entgegnete Georg, das verstehst du nicht; was ein Mann werden will, das muß sich nicht pflegen, wie ein krankes Hühnchen, und der Wolfgang ist ein gesunder, kräftiger Bursche, den ich mir nicht verhätscheln lasse. Gelt Wolf?

Diese Worte versöhnten den Freund augenblicklich.

— Nun, wohin schlendern wir, Pylades? fragte er, denn geschlendert muß sein, wenn anders Lyda nicht zu müde ist?

Lyda lächelte und blickte ihrem Führer in's Gesicht.

— Sie ist nicht müde, sagte Georg, indem er flüsternd hinzu fügte, so lange sie bei mir ist, und dazu Lyda'n gerade so ansah, wie ihn das Mädchen zuvor.

— Ich muß mir einmal wieder den Brückenthurm betrachten, sagte Wolfgang, nachher magst du vorschlagen.

— Topp!

— Wenn ich mir denke, daß der Schädel da oben schon ein anderthalb Jahrhundert auf unsere gute alte Stadt Frankfurt herabblickt, dann wird mir ganz sonderbar, meinte der junge Goethe.

— Es geht ihm fast, entgegnete Georg mit absichtlicher Hyperbel, wie dem Erostrates, den sein Verbrechen unsterblich gemacht.

— Gerade so, sagte Wolfgang, auf den Scherz eingehend, indem er wiederholt nach den eisernen Stangen hinauf blickte, darauf einst die Köpfe des Vinzenz Fettmilch und Genossen, zusammen ursprünglich vier an der Zahl, allen Aufrührern zur Warnung, von Richters Hand aufgesteckt gewesen. Wie viele Gedanken, fuhr er fort, mögen in diesem Schädel nicht entsprossen sein ... und jetzt ist er leer und hohl.

— Hohl, wie der Schädel unserer größten Männer, die Freund Heinz von dannen geführt, bestätigte Georg.

— Weiß du was, sagte Wolfgang, wenn ich diesen Kopf anschaue, und dann daran denke, daß in hundert Jahren . . . .

— O, stille doch, bat Lyda, es ist gar zu schauderhaft. —

— Ich wollte nur sagen, bemerkte Wolfgang, daß wenn wir auch Philosophie, Juristerei und Medicin und obenein die Theologie selber studiren, so bleibt davon in unserem Schädel nichts mehr übrig, als in dem jenes gerichteten Aufrührers.

— Wir sind Alle arme Thoren, sagte Georg mit jener knabenhaften Würde, die ihm so gut ließ.

Aber Wolfgang war schon mit etwas Anderem beschäftigt, mit dem Betrachten des früher erwähnten Bildes an dem Brückenthurm.

— Das ist mir auch eine saubere Geschichte, meinte Georg.

— Ja, sauber wie ein Schwein und dumm, wie ein Hornvieh, lachte ein vorübergehender Straßenjunge, und Orest und Pylades lachten mit.

— Der Frescokünstler hat einen rechten Bock gemacht, daß er nichts Besseres hergemalt, sagte Wolfgang, den Witz des ungebetenen Mitsprechers fortsetzend.

— Man kann aus Allem Etwas machen, sagte Georg.

— Warte, entgegnete Wolfgang.

— Nun?

„In der St. Walpurgisnacht,
Da statt Fackeln Irrlichter angefacht,
Da geht es über Stein und Stock:
Es flucht die Hexe, es stolpert der Bock.
Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein,
So Ehre dem, wem Ehre gebührt,
Frau Baubo vor, und angeführt.“

— Es ist ja keine Frau, die auf dem Schweine sitzt.

— Was thut's? Man kann aus Allem Etwas machen, sprach Wolfgang, des Freundes Worte mit Betonung wiederholend, versteht sich, durch die Licentia poetica, wie unser Herr Rector sagt.

— Du sollst recht haben, Orest, aber ich meine, wir sollten in die Stadt zurückgehen, sonst wird uns die Zugbrücke vor der Nase heruntergelassen; es ist heute

Neujahrstag und die Frankfurter Gerichtsherren sind so ängstlich wie die Krähwinkler Nationalgarde.

— Das werde ich dem Großvater Stadtschultheißen hinterbringen, lachte Wolfgang.

Die Mainbrücke war bald überschritten und unsere jugendlichen Spazirgänger befanden sich bereits eine gute Strecke hinter den Wällen der Festung. Man war an dem alten Salhof vorüber, in der Nähe der Domkirche angelangt und hielt so eben das vor der Trennung übliche Ständchen, denn Georg wollte Lyda'n zu ihren Verwandten begleiten und Wolfgang nach Hause gehn.

— Nichts Neues? flüsterte Pylades.

— Gar nichts.

— Also nicht wiedergesehn?

— Nicht, seit sie Trautmann zum letzten Mal saß.

— Du weißt nicht, wo sie wohnt?

— Sie ist mir stets entwischt, doch kann es nicht weit von hier sein.

— Sonderbar!

— Sage lieber ärgerlich, und Wolfgang stampfte halb trotzig, halb ungeduldig mit dem Fuß.

— Doch siehst du sie zuweilen in der Kirche?

In diesem Augenblick ließ sich der Orgelton der Abendvesper zu St. Bartholomäi vernehmen.

Wolfgang drehte sich maschinenmäßig herum.

— Da haben wir's, sagte er fast erschrocken, du bist ein Hexenmeister, Pylades.

— Wie so? was giebt's?

Aber Wolfgang war schon auf und davon.

— Gretchen! rief er leise, Gretchen! kennst du mich nicht? und Maaßliebchen aus dem Traum und die Beterin aus Trautmanns Gemälde und das Bild aus dem verhängnißvollen Kästchen drehte sich lebend nach ihm herum.

— Wolfgang! sagte das Mädchen, und weiter nichts.

— Gretchen! erwiederte Wolfgang, und fügte ihren Arm in den seinen.

Georg und Lyda aber hatten einen andern Weg eingeschlagen. Sie wußten wohl, daß man zu gewissen Zeiten am liebsten allein sei.

VII.

Fall'n is thy throne, o Israël!
Silence is o'er thy plains
Thy dwellings all lie desolate,
Thy children weep in chains
Where are the dews that fed thee
On Etham's barren shore?
That fire from Heaven which led thee
Now lights thy path no more.*

Moore.

Die gute alte Kaiserstadt Frankfurt hat nicht herrliche Paläste aufzuweisen und großartig architectonische Trümmer, gleich dem Schattenbilde des einst mächtigen, die Welt überwindenden Rom, nicht Säulengänge von Marmor und geborstene Tempel, wie der unter den

* Es fiel dein Thron, o Israel; Stille lagert über deinen Ebnen; deine Wohnungen alle liegen verödet; deine Kinder weinen in Ketten. Wo ist der Thau, der dich nährte an Ethams unfruchtbarer Küste? Das Feuer des Himmels, das dir als Führer gedient, erleuchtet deine Pfade nicht mehr.

Ueberbleibseln seiner Größe seufzende Boden von Athen. Nicht der erloschene Glanz einer Alhambra streift in magischem Afterlichte die Ufer des Maines entlang; niemals hat der Fremdling hier bleibend geherrscht, der alten Freiherrin, welche die Insignien des Reichs und den kaiserlichen Purpur so oft in ihrem Schooße verwahrt, das Siegel ihrer eigenen Knechtschaft und seiner Macht aufzudrücken. Die freie Stadt Frankfurt rühmt sich nicht, ein einziges Gebäude aufweisen zu können, das da zeugte von fremder Ueberwindung und eigener Schmach.

Der Geist der kräftigen, vormittelalterlichen Zeit, der des aufblühenden Ritterthums, der Geist von Deutschlands Größe wallt ernst und verschleiert durch den Raum, da Karl, der Große, zu Gericht gesessen, Ludwig der Fromme geweilt, und der edle Günther von Schwarzburg seine Gebeine zur Ruhe gelegt.

Die alte Sala, die Römerhalle, das Bartholomäistift und andere mögen, bezugs architectonischer Großartigkeit, nicht verglichen werden mit dem, was oft minder bedeutende Städte dem forschenden Beschauer entgegen zu bieten vermögen, doch füllt Frankfurt und das mit Recht einen großen Bogen in der Weltgeschichte durch das, was an seine Sala, an seine Römerhalle sich schließt und, um auch die Schattenseite, jenes Relief des Lichtes, hervorzuheben, das dem besten Gemälde nicht fehlt und nicht fehlen darf . . . . . durch seine Judengasse.

Bereits im sechsten Jahrhundert waren die Söhne Abrahams in der alten Reichsstadt aufgetaucht, doch findet man dort über dieselben erst um 1240 bestimmtere Nachrichten. Sie hatten ursprünglich unangefochten un-

ter den Christen gewohnt und zwar in dem besten Theile der Stadt, hauptsächlich in den zwischen der Mainbrücke und der sogenannten Fischergasse gelegenen Straßen. Ihre Synagoge befand sich da, wo die jetzige Stadtwage ist. Das alte Rathhaus von Frankfurt stand hinter dem Bartholomäistift und hier besonders hatten ihrer Viele ihr eigenes Haus, da sie sorglos mit ihren Familien und in gutem Einverständniß mit den christlichen Bewohnern aus und eingingen. Den Pfaffen aber war es ein Aergerniß, daß die verhaßten Juden unmittelbar in ihrer geweihten Nähe, in der Nähe der Hauptkirche Frankfurts verweilen und mit ihrem Athem dieselbe Luft berühren sollten, wie sie.

Sie sannen lange auf eine schickliche Auskunft, Juden und Christen zu entzweien und die Ersteren, ohne den Schein der Unduldsamkeit wider sich zu haben, aus ihrem Reviere zu vertreiben.

Der Zufall spielte ihnen bald das gesuchte Mittel in die Hände.

Bei Gelegenheit einer Judentaufe waren einige unbedeutende Streitigkeiten zwischen den Israeliten und Christen entstanden. Da traf es sich, daß eine Secte religiöser Schwärmer, die Flagellanten oder Geißler, nach Frankfurt kamen. Diese schürten, in ihrem christlichen Eifer, die glimmende Flamme und der Bruch war da. Dennoch, als die christlichen Bewohner von Frankfurt ihre israelitischen Mitbürger von der mehr und mehr anwachsenden Zahl der Flagellanten härter und härter bedrängt sahen, wagten sie einen Ausfall zu Gunsten der Juden. Diese, durch die Schleichwege und Intriguen

der Pfaffen mißtrauich gemacht, mißverstanden die Sache, indem sie feindlich gegen die Christen der Stadt auftraten. Es brach Feuer in der Judengasse aus und bald wurde das nahestehende Rathhaus, darinnen viele werthvolle Documente aufbewahrt wurden, ein Raub der Flammen. Die Flagellanten aber erfanden das Mährchen von dem feurigen Pfeil, den ein Jude, Namens Stork, aus seiner Behausung zum Storch oder Stork, die Feuersbrunst beabsichtigend, zu dem offenen Rathhausfenster hinein geschossen und nun begann, mit äußerster Erbitterung, Seitens der Christen, eine furchtbare Judenschlacht.

Das war es, was die Pfaffen gewollt und von nun fing für die Juden in ganz Deutschland jene furchtbare Epoche an, da sie den Sclaven mehr als gleichgestellt, überall an Hab und Gut beeinträchtigt, auf's Grausamste gemißhandelt, ja oft auf die ungerechteste Weise einem martervollen Tode überliefert wurden.

Im Jahr 1246 erließ Kaiser Konrad ein Edict, sie zu erschlagen und auszuweisen. 1349 versetzt der Kaiser Karl ihnen Leib und Gut um 15200 ℔ Heller. 1350 werden sie durch beinahe ganz Deutschland getödtet oder hin und her verkauft wie das Vieh oder die Grundleibeigenen in den barbarischsten Zeiten Deutschlands.

Im Jahr 1462 kauft der Rath von Frankfurt seine Juden los, die Pfaffen aber setzten durch, daß sie von nun an eine eigene Straße bewohnen mußten und sie hielten daselbst, am Johannistag 1462 ihren Einzug.

Im Jahr 1549 verordnete Papst Innocenz, daß sie eine eigene Kleidung tragen, die Männer durch einen gelben Ring auf der Brust, die Frauen aber durch einen

blau und weißen Schleier sich auszeichnen sollten. Kein Jude wurde bei Turnieren oder anderen öffentlichen Feierlichkeiten zugelassen; an Sonn- und Festtagen aber wurde das Thor der Judengasse durch den Bettelvogt abgeschlossen.

In einem engen Raum zusammengepreßt, der durch den Einzug der Nürnberger Juden, im Jahr 1498, noch unzulänglicher geworden, hatten diese Unglücklichen, während einer Reihe von Jahrhunderten, alle Leiden erfahren, welche zahlreich ausbrechende Feuersbrünste, Pest und sonstige Seuchen nur anzufachen vermögen, bis endlich, im Jahr 1694, die Gasse durch angekaufte Bleichgärten vergrößert und dadurch dem Mangel an Raum wenigstens in Etwas abgeholfen wurde.

Dennoch blieb die Kluft zwischen Juden und Christen entsetzlich und erst unter dem Primas des Reichs, Karl von Dalberg, begannen Erstere etwas freier zu athmen.

Zur Zeit unserer Geschichte, also um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, stack die Judengasse förmlich eingepfercht zwischen der Stadtmauer und dem Festungsgraben.

Was seit dem großen Judenbrande von der Gasse übrig geblieben, hat noch jetzt etwas schauerlich Poetisches, dem Eindruck der Gespenster vergleichbar, die aus längst vergangener Zeit an den Raum der Gegenwart gebannt, denselben mit ihrem unheimlichen Geflüster, mit ihren grauen, halb in Nebel zerflossenen Gestalten zu erfüllen und vor dem Auge des Beschauers dahin gleitend, diesen gewissermaßen ahnungsweise und durch Mitempfindung mit einer Welt voll Weh zu verknüpfen scheinen.

Die schmutzige, enge, durch hohe, schindelbedeckte Häuser gebildete Straße, von den Juden des 15. Jahrhunderts nicht mit Unrecht Neu-Aegypten genannt, giebt noch jetzt einen schwachen Begriff von dem, was sie selbst, was ihre ursprünglichen Bewohner gewesen.

Da sieht man Trödelbuden, mit den verschiedenartigsten Gegenständen, alte Kleider, Hausgeräthe und wenig appetitliche Eßwaaren bunt durcheinander; vergilbte Bücher, angelaufene, vielleicht einstmals nicht werthlose Gemälde; Vogelkäfige und Mausfallen; altes Eisen, Blei und was man sonst noch hinzu zu denken vermag.

Vor den Hausthüren sitzen die Juden und Jüdinnen. Die Ersteren ihre Waaren musternd und zurechtlegend, die Anderen etwa mit einem Strickstrumpf und ist es kalt, mit einer Art geschlossener Kohlenpfanne, ihre Hände darüber zu wärmen.

Hie und da wird auf der offenen Hausflur Geflügel gerupft oder sonstiges Fleischwerk auf einem alten, wurmstichigen Tische in Stücke zerlegt und zur Mahlzeit bereitet, Alles öffentlich, da sich Alle als zu einer Familie gehörig betrachten; jeder auswärts Wohnende aber, der es vermag, den Durchgang vermeidet.

Sieht man nun über die dunkeln Hausgänge hinweg, so gewahrt man gewöhnlich eine noch dunklere Treppe und im Hintergrund wie ein zweites Haus, mit Thüren und Thürchen, dem das erste nur als Vorwerk gedient. Die Idee eines Fallkellers, Falschmünzer und andere Geschichten scheinen unwillkührlich aus dem Bereich unserer schöpferischen Einbildungskraft in die Wirklichkeit überzugehen. Zuweilen nur gewahrt man an dem äußersten

Ende einer höhlenartigen Oeffnung, die in die Straße hineingähnt, einen versteckten, gartenähnlichen Winkel, dessen schwach vegetirende Bäume sich zu verwundern scheinen, wie sie hierher gekommen.

Fast in der ganzen Straße sind an der Außenwand der Häuser eiserne Schellen, mit einem gleichfalls nach Außen sichtbaren Strick angebracht.

Einige Blumenstöcke in halbzerbrochenen Scherben vor den vor Alter und Unreinlichkeit blinden Fenstern und unter Hunderten ein Gesicht, das, wiewohl schattenhaft, an Byron's „Hebrew Melodies" erinnert, bilden die einzige unzulängliche Versöhnung in dieser verkörperten Tragödie.

Das Unglück bewahrt immer einen Anhauch von Poesie, besonders wenn es eingehüllt erscheint in den Mantel des Geheimnißvollen, den die Geschichte selbst ihm aus tausend Fäden zusammengewoben, was Wunder, wenn Wolfgang, nachdem seine erste Scheu vor der ihm Anfangs nur unheimlich vorkommenden Judengasse überwunden, gerne, und nun an Grethchens Seite doppelt gerne dahin zurückkehrte?

Ungefähr in der Mitte der Judengasse stand ein kleines, nur drei Fenster breites Haus, das mit dem Nebenhause unter einem Dache erbaut, in einen einseitigen Giebel endete. Ein kleiner Buchladen befand sich in dem Erdgeschoß und über der Eingangsthür las man die Worte: „Hebräische Bücher." Der ganze Straßenraum vor dem Hause zeichnete sich, sowie dieses selbst, durch eine auffallende Reinlichkeit vor seiner Umgebung aus.

Grethchen öffnete die Eingangsthüre und führte ihren Begleiter eine enge, halb erleuchtete Treppe hinauf, in ein oberes, kleines Gemach.

— Sage mir, sagte Wolfgang, sich auf der harten, hölzernen Bank gegenüber einem Spinnrade mit frischer Weife niederlassend, sage mir, Grethchen, warum du mir jedesmal entwischt, wenn ich dir nach der Messe oder Vesper begegnet? warum du mir nie erlauben wolltest, dich zu begleiten?

Das Mädchen schwieg einen Augenblick, dann hob es zwei helle blaue Sterne zu dem Knaben empor.

Wolfgang, sagte es verlegen, ich entging dir, weil ich fürchtete, du möchtest dich vor der häßlichen, alten Judengasse scheuen .... und mich verachten, weil ich darin wohne.

— Aber, du bist ja keine Jüdin, Grethchen ....

Das Mädchen spielte zerstreut mit einem Rosenkranz, der von seinem weißen Halse herabhing.

— Wolfgang, sagte es, indem es dicht zu dem Knaben heran rückte und die kleine zarte Hand vertraulich in die seine legte, ich bin doch froh, daß du mitgekommen und daß das arme Grethchen dir nicht zu schlecht ist. Sieh, ich habe noch nie so einen eigentlichen Freund und Gespielen gehabt.

— Grethchen, entgegnete Wolfgang, liebes Grethchen, indem er die Kleine zu wiederholten Malen küßte, ich will dein Freund sein und dich recht, recht oft besuchen.

— Wolfgang, du bist so gut ....

— Ich werde immer gut gegen dich sein, Grethchen, gewiß. Wenn es erst Sommer ist, dann bring ich dir die schönsten Nelken aus des Großvaters Garten und Pfirsiche und Stachelbeeren aus unserem eigenen vor dem „Friedberger Thore,“ und hübsche Bücher mit Kupfern aus des Vaters Bibliothek, und da sollst du sehen, wie wir uns unterhalten werden.

— O, wie schön wird das sein! sagte das Mädchen, indem es vergnügt in die Hände schlug.

— Und, setzte Wolfgang hinzu, ich schenke dir einen Vogel, den du in das Mittelfenster deiner Stube hängen kannst und wenn dann dein Rädchen geht und der Fink oder Zeisig sein Liedlein dazu singt, dann denkst du an mich.

— Das will ich, Wolfgang, das will ich, aber du mußt auch gewiß wieder kommen und bald und oft.

— Ein Mann, ein Wort, sagte der eilfjährige Sohn des kaiserlichen Rath, da hast du meine Hand darauf, Grethchen, aber, fügte er hinzu, nun ich dein Freund geworden, mußt du mir auch Vertrauen schenken.

— Ich würde dir Alles anvertrauen, Wolfgang, was ich besitze.

— Ja, so ist's nicht gemeint, lächelte der Knabe, du sollst mir deine Geschichte erzählen und wie du überhaupt hierher gekommen, wem du angehörst, wer dich beschützt und wer der Eigner dieses Hauses ist.

— Ach, Wolfgang, sagte das Mädchen, wenn ich wüßte, daß du deinem Vater, dem kaiserlichen Rath, nichts erzählen würdest, oder den übrigen vornehmen Leuten, die ich in euerem Hause gesehen . . . .

— Sei ruhig, ich werde schweigen, wie das Grab.

— Der gute Ben=David, er könnte am Ende noch bestraft werden, wenn Etwas heraus käme ....

— Sei unbesorgt, Grethchen, wie könnte ich auch Jemand bestrafen sehen, dem du gut bist?

Das Mädchen schien einen Augenblick mit sich selbst zu Rathe zu gehen.

— Bitte, bat Wolfgang wiederholt; ich muß deine Geschichte wissen, ich bin gar zu gespannt darauf.

— Nun, weil du es bist und Grethchen begann, wie folgt:

So lange mir gedenkt, habe ich in diesem Hause gewohnt, meine Mutter ....

— Deine Mutter, Grethchen ....

— Ja, meine Mutter war eine gute Christin, die mich in ihrem Glauben erzog.

— Aber warum hatte sie ihre Wohnung hier unter den Juden aufgeschlagen, die Niemand liebt in der Stadt?

— Sieh, Wolfgang, meine Mutter war arm, sehr arm, und es mochte ihr recht übel gegangen sein, ehe sie in das Haus des reichen Ben=David kam; ... denn trotz der schmutzigen Gasse und den winklichen Häusern giebt es hier sehr reiche Leute, Wolfgang; sie verbergen nur ihren Reichthum; so habe ich meine Mutter sagen hören. Nun, ehe sie also in das Haus des Ben=David kam, muß es ihr sehr übel ergangen sein, denn sie sagte mir oft, daß sie jetzt ihre goldene Zeit lebe und es niemals besser gehabt, und doch pflegte sie am Freitag für die Juden zu scheuern und zu putzen und am Sabbath

die Lichter anzuzünden und die Flamme im Kamin anzublasen, wenn Niemand von den Israeliten es thun mochte. Dabei spann sie fleißig und lehrte mich frühzeitig unser kleines Zimmer in Ordnung halten, herzu und wegzutragen und meinen Morgen- und Abendsegen zu sprechen. Sie fristete ihr und mein Dasein, denn ich war ein sehr junges Kind, als sie starb und konnte ihr wenig helfen. Dennoch liebte sie mich zärtlich.

Als es zu Ende mit ihr ging, und Grethchen trocknete sich die Augen, — da blieb sie lange in eben diesem Zimmer mit Ben-David allein. Ich glaubte, er betete mit ihr, wie er oft zu thun pflegte in ihrer Krankheit, aus dem alten Testamente, dem gemeinschaftlichen Religionsbuche der Juden und Christen, und ich gab mich zufrieden, denn ich war sehr unverständig.

Ich ging hinunter in den kleinen Buchladen unseres Wirths und schlug mir die großen, ledergebundenen Folianten mit den sonderbaren Schriftzügen und den alten Holzschnitten auf, die ich so gerne sah.

So saß ich stundenlang über den bärtigen Gesichtern der Propheten, über dem Bilde von Isaacs und Jephthas Opfer und vergaß alles Uebrige.

Als es Abend wurde, kam Ben-David herab, denn er wußte schon, wo er mich zu suchen hatte. Er war so ernst, daß sein Bart mir viel weißer und viel länger erschien, als zuvor. Er faßte mich bei der Hand und führte mich an das Lager meiner Mutter. Sie war todt; ich wußte kaum, was das sagen wollte, und erst, als die Todtengräber kamen, sie hinweg zu tragen, fing ich an zu begreifen, daß ich sie nicht wiedersehen sollte.

Ben-David aber sprach lange und freundlich zu mir, während ich meinen Thränen freien Lauf ließ. Ich kann mich nicht aller seiner Worte erinnern, nur das ist mir im Gedächtniß geblieben: „Grethchen, sagte er, du sollst bei mir bleiben und keinen Mangel leiden, so lange ich lebe und Sonntags in deine Kirche gehen, wenn du größer bist und beten zu dem gemeinschaftlichen Gott der Juden und der Christen,“ denn, fügte er hinzu: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.“ Und diesen Spruch habe ich ihn oft wiederholen hören.

— Aber wer ist denn eigentlich dieser Ben-David?

— Ich kann dir weiter nichts sagen, entgegnete Grethchen, als daß er mir ein recht gelehrter Mann zu sein scheint, der die Einsamkeit liebt und außer mit seiner alten Schaffnerin und seinen Büchern mit Niemanden Umgang pflegt. Zuweilen geht er Monate lang auf Reisen. Ich selbst sehe ihn gewöhnlich nur während der Mahlzeit, den übrigen Theil des Tags sitze ich allein an meinem Spinnrocken oder an meiner Näharbeit, und am Sabbath zünde ich, wie ehemals meine Mutter gethan, die Lichter im Hause an und besorge etwas Weniges, und das gefällt Ben-David und ich, ich freue mich, ihm Etwas zur Genüge zu thun.

— Du bist ein gutes Mädchen, Grethchen, aber sage mir, wohnt sonst Niemand in diesem Hause?

— Es ist vor einiger Zeit ein Fremder eingezogen.

— Wer ist der Mann?

— Ich kann dir seinen Namen nicht sagen.

— Nun, so sage mir, wie er aussieht, forschte Wolfgang, ihm selbst unbegreiflich, wie von einer plötzlichen Ahnung ergriffen.

— O, er ist gar nicht schön, antwortete Gretchen.

— Nicht?

— Nein, er hat eine große, häßliche Narbe über der Stirne.

— Eine Narbe? . . . . und Wolfgang starrte oder fuhr vielmehr so heftig auf, daß das arme Gretchen schier zusammengeschrocken wäre.

— Was ist dir denn, lieber Wolfgang? fragte es, an den Knaben sich schmiegend. Habe ich dich denn so sehr erschreckt?

Wolfgang nahm sich zusammen. Es fiel ihm die Warnung seines treuen Pylades ein; dann gedachte er der Worte St. Jeans, was dieser ihm von der fixen Idee des Grafen gesagt. Er schaute Gretchen an und erinnerte sich des Bildes in dem verhängnißvollen Kästchen. Kein Zweifel, der Narbenmann mußte leben; es war derselbe, auf den Graf Thorane fahndete, derselbe, den St. Jean nicht ausfindig zu machen vermochte. — Doch wie hing dieser Narbenmann mit dem Grafen und dieser wiederum mit dem Bilde, wie Gretchen mit allen Beiden zusammen? Hier war für Wolfgang der Knoten eines unauflöslichen Räthsels. Seine Ideen verwirrten sich und zerflossen, wie ein undeutliches Bild der Phantasie. Er gedachte der Blume im Traume und wie sie so schön war und dann des Blutstropfens und ihrer gesenkten Krone; des unheimlichen Fremden und er schaute

Gretchen, fast mit zu viel Schwermuth für einen Knaben, in die blauen Augen.

— Warum blickst du mich denn so an, Wolfgang? sagte das Mädchen.

— Ich denke mir, erwiederte dieser, du seist wie eine jener einfachen Margarethenblumen, die auf den Wiesen blühen und weiß sind, wie der frisch gefallene Schnee.

— Was für ein sonderbarer Vergleich, Wolfgang!

— Und ich wollte, du wärst wirklich eine solche Blume und ich ein starker Baum, in dessen Schatten du blühen, an dessen Stamm du dich anlehnen könntest, damit Niemand dir ein Leids anthue.

— Wer soll mir denn ein Leids zufügen, Wolfgang?

— Niemand, ich schwör' es bei Gott! aber du hast mir ja die Geschichte von dem Narbenmann nicht auserzählt, und Wolfgangs Neugierde gewann wieder die Oberhand, sage mir, wie sieht er sonst aus?

— Er geht gebückt.

— Gebückt?

— Ja, warum erstaunst du denn so? Ich glaube der Mann ist krank, denn er sieht recht grämlich aus.

— Ist er blaß?

— Ja, aber von mehr gelblicher Gesichtsfarbe, er hat tiefschwarze Haare und dunkle Augen, die einem durch und durch gehen, Wolfgang.

— Er ist wohl ein Jude? Wie würde er sonst in dieser Straße wohnen?

— Ich habe ihn oftmals in der Bartholomäuskirche gesehen.

— Sonderbar, . . . und hast du nie mit ihm gesprochen?

— Nicht mehr als guten Morgen und guten Tag.

— Und magst du den Mann leiden? fragte Wolfgang zu Grethchen empor blickend.

— Er hat mir ja nichts Böses gethan, erwiederte das Mädchen, und dennoch . . . ich weiß selbst nicht wie, . . . ich kann mir"s nicht erklären ... Ich möchte sagen, ich hasse und ich liebe ihn zugleich .... Hassen? .. Warum? . . . ich begreif es nicht . . . und lieben . . er scheint unglücklich zu sein. Aber, weißt du was, Wolfgang, mir ist eigentlich unheimlich vor ihm, und ich gehe ihm stets aus dem Wege, wo ich kann.

— Thue das immer, Grethchen, versprich mir's, bat Wolfgang, der Mann muß, wie du sagst, recht unheimlich sein, und alle Warnungen Georgs schwebten wiederholt vor der Seele des Knaben. „Schweigen kann ich ja immer," dachte er, „wenn ich auch weiß" und abermals begann sich in seinem Innern eine Geschichte aufzubauen, denn jeder Funke zündete in dem ätherischen Brennstoff, damit der Geist ihm geschwängert war, und wie die wechselvollen Gestalten, die in der auflodernden Flamme hin und her zu wallen scheinen, so wogte es durch seine Brust.

— Also in den Dom geht der Mann? fragte er nachdenklich.

— Wenigstens begegne ich ihn dort, erwiederte Grethchen, und was mir am Auffallendsten ist . . . .

— Was ist dir auffallend Grethchen?

— Ich treffe ihn Sonntags in der Kirche, da doch die Straße geschlossen und Niemand um den Gang weiß...

— Welchen Gang?

— Ich hätte das nicht sagen sollen ... doch, versprich mir, Wolfgang ....

— Alles, was du willst ....

— Was mir am Auffallendsten ist, ergriff Grethchen wieder das Wort, ist, daß ich den Mann regelmäßig Sonntags zu St. Bartholomäi begegne, da doch die Straße an diesem Tage geschlossen ist, und Niemand um den geheimen Gang weiß, der auf Umwegen aus diesem Hause in die Stadt führt.

— Ein geheimer Gang, sagte Wolfgang, das lautet ja ganz mysteriös. Ich habe mir ehemals von unserer Amme allerlei grausenhafte Geschichten erzählen lassen von Christenkindern, die man in den Kellern der Judengasse eingesperrt hielt, ihnen das Blut auszusaugen. Dein Ben-David ist doch kein solcher Vampyr?

— Ich weiß nicht, was das für ein Ding ist, Wolfgang, und doch habe ich von Ben-David sagen hören, daß in einem Lande, welches man Polen nennt, vor langer, langer Zeit ein Judenstamm lebte, welcher glaubte, zur Vertilgung seiner Sünden Kinderblut trinken zu müssen. Diese Leute aber wurden von den rechtgläubigen Israeliten selbst verabscheut. Nun, der geheime Gang ist etwas ganz Unschuldiges und nur dazu da, um in der Zeit, da wir hier abgeschlossen sind, wenn es nöthig ist, auf ungesehenen Wegen in die Stadt zu gelangen. Meine Mutter pflegte ihn manchen Sonntag zu wandern, Dieß und Jenes für den Haushalt zu bestellen und ich....

— Du fürchtest dich nicht, Gretchen?

— Gott ist überall, sagt Ben-David.

— Liebes Gretchen, nun mußt du mir Alles sagen.

Gretchen legte den Zeigefinger auf die Lippen.

— Ben-David ist mein Wohlthäter, sagte sie, und die Christen sind hart hinter den Juden, um ein Weniges.

Wolfgang bot alle Beredsamkeit auf, das Geheimniß Gretchens zu erfahren, doch umsonst, die Kleine blieb standhaft bei ihrer Weigerung.

— Nur das muß ich versagen, Wolfgang, sprach sie bittend und sie sah den Knaben dabei so fromm und so liebevoll an, daß dieser ihr nicht zu zürnen vermochte.

Indessen neigte sich der Tag mehr und mehr und der Sohn des kaiserlichen Rath, der Strafpredigt am Morgen eingedenk, und des Vaters üble Laune durch eine verspätete Rückkehr zu erregen befürchtend, wünschte Gretchen eine gute Nacht.

— Schlaf wohl, sprach er, mein Margarethenblümchen, und träume was Liebes und Gutes, wo der Wolfgang auch dabei ist.

Gretchen zündete den Docht der Messinglampe an der Ofenflamme an und begleitete ihren kleinen Freund die Treppe herab auf die enge steinbeplattete Hausflur. Sie zeigte ihm durch das Thürfenster der inneren Ladenwand das ehrwürdige Gesicht des alten Ben-David, der mit ruhiger, gesammelter Miene und wie es schien, studirend über seinen Büchern saß.

— Komm bald wieder, Wolfgang, flüsterte sie, und der Knabe alles Mögliche versprechend, sprang vergnügt auf die Straße und schlug den Weg nach dem Bartho-

lomäiplatz ein, den er mit Grethchen gekommen, denn das Thor der Judengasse pflegte regelmäßig um 5 Uhr Nachmittags d. h. nach dem letzten Gottesdienst, selbst an Sonn- u. Festtagen geöffnet zu werden.

Es stand in der Mitte zwischen zwei hohen Mauerstücken, die mit der anstoßenden Fahrgasse parallel liefen, an der Stelle, die jetzt noch, aus der Zeit, da die alte Stadt Frankfurt sich nicht weiter, als von der Mainbrücke bis hier her erstreckte, die Bornheimer-Pforte heißt. Doch damals schon hatte sich die Stadt bis zu dem sogenannten Friedberger-Thore um ein Bedeutendes erweitert.

Erst vor 12—15 Jahren aber hat man bei Grabung eines Kanals in der obengenannten Fahrgasse einen unterirdischen Gang entdeckt, der bis in die neue Judengasse reichend, gleichzeitig mit einem gegenüberliegenden Keller eben dieser Fahrgasse in Verbindung stand, und was ist wohl natürlicher, als der Gedanke, daß die bedrängten, beängstigten Juden, in der Zeit ihrer härtesten Verfolgung wenigstens, sich geheime Schlupfwinkel und Verstecke gehalten, in die sie bei drohender Gefahr sich zurückziehen oder durch die sie, gegen schweres Geld, heimlich in ein Christenhaus eindringen und auf diesem Wege sich, durch die Flucht, der Nachstellung entziehen konnten?

Wer weiß, wie weit vor so viel Jahrhunderten diese unterirdischen Wege gereicht, was in Spindlers zeitgetreuem Werke Wahrheit, was Dichtung ist?

Noch jetzt birgt die alte Judengasse Frankfurts verschüttete Gänge, höhlenartige Vertiefungen und ist auch die Zeit mit dem Hauch der Zerstörung und Vergessen-

heit hingestrichen über so Manches, das gewesen, noch bis heute existiren hier wenigstens katacombenartige Spuren einer schauerlich-geheimnißvollen Welt.

Wolfgangs Phantasie verfolgte grübelnd den Gedanken des angedeuteten unterirdischen Gangs; der Gedanke wuchs, der Gang wurde zum Gewölbe, das Gewölbe bevölkerte sich. Die Strophe, die er vor dem Brückenthurm improvisirt, glänzte in feurigen Buchstaben von dem schwarzen Wandgestein herab und Frau Baubo mit einem ganzen Chor von Hexenzofen ritt schnaubend und prasselnd durch den unheimlichen Raum.

Durch die hohen gothischen Fenster der Bartholomäuskirche schimmerte Licht und Wolfgang trat hinein.

Diese Hauptkirche Frankfurts wurde, wie die Chronik besagt, bereits in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, bei Gelegenheit eines hier abgehaltenen Frankenconventes gestiftet. Ihr Anfang war eine Kapelle. Diese wurde bald erweitert und mit vielen Gütern beschenkt, und schon im Jahr 794 sagt Reuser, von der alten Mainesstadt sprechend:

„Sie ist mit schönen Kirchen gezieret, unter welchen die St. Bartholomäikirch den Vorzug behaltet, welche vor Zeiten von Pipino, der Franken König, zu Ehren Salvatoris gestifftet und mit einem schönen priesterlichen Collegio gezieret, nachmals von dem König Carolo Magno, des Pipini Sohn, herrlich und kostbarlich beschenket wurde.“

Viele der nachfolgenden Herrscher verschönerten und vergrößerten diese Kirche und als Kaiser Karl IV. im

Jahr 1356 die goldene Bulle herausgab, befahl er darin ausdrücklich, daß alle deutschen Kaiser in der St. Barholomäikirche zu Frankfurt sollten erwählt werden.

Die Kirche ist von Außen nach mehreren Seiten von einer Mauer umgeben, die einen von alten Linden beschatteten Rasenplatz und auf diesem die zerfallenen Grabsteine derer umschließt, die einst hier zur Ruhe gelegt worden. Das Innere der Kirche ist ein geräumiges Schiff, dessen Kreuzgang sich breit unter den hohen gothischen Bogen der Wölbung hin zieht.

Zahlreiche, von frommer Hand mit Sorgfalt ausgeschmückte Altäre erheben sich hier und dort. Der Hauptaltar ist mit einem herrlichen Gemälde, die Himmelfahrt Mariä, geziert.

Außer einer künstlichen, im Jahr 1470 verfertigten astronomischen Uhr mit ewigem Kalender, enthält die Bartholomäuskirche eine Menge anderer Sehenswürdigkeiten, als da sind Bildwerke der Heiligen, alte dort aufgehängte Wappenschilde und gut erhaltene Epithaphien. Links von dem Hochaltar ist die Grabstätte Günthers von Schwarzburg.

Der Mensch ist einmal so beschaffen, er liebt, was in die Sinne fällt, und der Eintritt in eine katholische Kirche hat auch für den Nichtkatholiken, besonders zeitweise und bei gewisser Stimmung, einen eigenthümlichen Reiz.

Schwingt er sich auch nicht selbst empor zu dem unbekannten, nur empfundenen Reiche einer für uns unerforschlichen Welt, so zieht er doch vielleicht dieses Reich ahnend zu sich herab. Die Engel von Marmor, die

Heiligen auf Leinwand gezaubert, leben und treten zu ihm heran; die weißen Lilien neigen sich in den Händen der Maria und die Osterpalmen und

„Christ ist erstanden!"

bebt es leise von der stillen Orgel herüber durch den lautlosen Raum.

Es ist eine heilige Paradieses-Poesie!

Aber in das Paradies trat der Engel mit dem Schwerte; der Böse lauerte dorten, wie der Schatten hinter dem Lichte sich drein schleicht . . So neben den Heiligen und Engeln, die Nacht hinter dem Tag, steht der Abtrünnige des Herrn.

Wolfgang, da er in die Kirche getreten, fühlte sich, wie von einem geheimnißvollen Zauber ergriffen.

Ein Sarg, mit einem schwarzen Tuche überhangen, darauf ein weißes Kreuz angebracht war, stand in dem Kreuzgang vor den Stufen des Chors. Der Knabe dachte wiederum unwillkührlich an seinen Traum und an den unheimlichen Fremden. Neben dem Sarge waren hohe Wachskerzen auf silbernen Leuchtern aufgesteckt und der einsame Küster war damit beschäftigt, die während des Gottesdienstes gebrauchten Gewänder wegzuschließen und andere herbeizulegen, denn am folgenden Tag, so bezeugte der Sarg, sollte ein Todtenamt abgehalten werden.

In dem Pfarrthurme der Kirche erklang die große Karolusglocke, die Feier des Tages zu Grabe zu läuten, aber Wolfgang konnte sich, trotz des strengen Vaters und trotz des kaum gefaßten guten Vorsatzes nicht trennen. Er wanderte selbst, wie ein irrer Geist, von Gemälde zu Gemälde, von Denkstein zu Denkstein umher, bis er

sich endlich, ermüdet und von dem Küster unbemerkt in einem dichtvergitterten Beichtstuhl, unmittelbar Günthers Grabmahl gegenüber, niederließ.

Ein einziges Licht brannte vergessen auf dem Hochaltar und die ewige Lampe sandte einen matten magischen Schimmer durch den Chor.

Der Küster war weggegangen.

Wolfgang war kein eigentlicher Schwärmer, aber ein empfängliches, leicht berührtes und durch die Außendinge poetisch angeregtes Gemüth. Nicht das Geringste, was er gesehen, gehört oder erlebt, ging spurlos an ihm vorüber.

Sinnend saß er in dem Beichtstuhl und wie von ungefähr fielen seine Augen auf Günthers Grabstätte.

Da war die Gedenktafel des ermordeten Kaisers in der Nähe der Gruft aufgerichtet. Sie lehnte an der Chorwand, gerade so, wie sie Wolfgang beim Durchblättern der Frankfurter Chronik, gleichzeitig mit den Wappen des Hauses Limpurg, bei dem Großvater gesehen.

Mit geharnischter Sohle auf zwei Löwen fußend, einen gekrönten Löwenkopf in der einen, ein Schild mit einem Löwen in der andern Hand, stand der Gepanzerte da, ausgehauen in Stein. Ihm zur Seite waren, je zwei und zwei über einander, vier allegorische Figuren angebracht, Heiligenbilder und Ritter. Ueber seinem Haupte wölbte sich ein gothischer Bogen. Zu beiden Seiten aber dieses Bogens saßen, rücklings gegen ein gothisches Thürmlein anlehnend, so über den Häuptern der vorerwähnten Figuren schwebte, zwei alte bärtige

Männer, welche auf einem flatternden Bande eine Schrift über ihren Köpfen schwangen.

Wolfgang konnte diese Schrift von ferne nicht lesen, aber er hatte ein gutes Gedächtniß und rief sich die Worte von Lersners in dessen Chronik vollkommen zurück:

„Untreu, Schand ziemt
„Des die Treu Schaden nimmt
„Untreu man Gewins hat
„Untreu mit Falsch belohnet ward.“

Alles dieses zusammen füllte den inneren Raum von Günthers Gedenktafel, welche groß wie eine steinerne Thür, oder vielmehr wie ein Schlußstein in dem Chor sich erhebt. Die äußere Einfassung, gleich einem Doppelrahmen, bilden die verschiedenen königlichen und churfürstlichen Wappen, achtzehn an der Zahl, davon sechs zur Rechten, sechs zur Linken, drei zu Haupten und drei zu Füßen.

Unter dem Mittelwappen der Letzteren sind zwei kleine Buchstaben N. B. angebracht.

Wolfgang schaute unverwandten Blicks nach der Stelle, da die Buchstaben sich befanden, denn also berichtet die Chronik:

„Wo dieses N. B. an dem Stein stehet,
Solches Theil kann man heraus thun.“

Und siehe da, der Adler im Felde des Mittelwappens schien sich plötzlich zu regen. „Es ist das Flackern der Kerze, das darüber streicht,“ dachte Wolfgang und schaute nach dem Altar hinüber, dann zurück auf das Grabmahl.

. . . . Der Adler war verschwunden; eine viereckte Oeffnung, die immer größer und größer zu werden schien, starrte ihm statt dessen entgegen.

Wolfgang war wie festgebannt auf seinen Sitz, er athmete kaum; . . . . eine Sekunde länger und ein Mann stieg langsam, nach beiden Seiten vorsichtig umschauend, aus der geheimnißvollen Pforte hervor.

Er war von bleichgelber Gesichtsfarbe, hatte dunkle Haare, hohle dunkle Augen und über dem linken Schlaf eine breite unverwüstliche Narbe.

Wolfgang unterdrückte einen Schrei.

Das war also der geheimnißvolle Halbgeist, der den Schlummer des Grafen Thorane verfolgte?

Der Mann trug ein langes, schwarzes Gewand, das mit einer Art breiter, flatternder Schärpe um die Hüften festgehalten war; sein Haupt war zur Hälfte geschoren. Sein Körper, ursprünglich schön und kräftig, nun zerstört und gebeugt, mochte am ersten an einen jener Bäume erinnern, die im Lenze dastehen, blätterlos und verdorrt, weil der Wurm in ihr Inneres sich geschlichen.

Der Unbekannte warf sich vor dem Hochaltare nieder und zerschlug sich die Brust.

— Herr, sprach er, wenn es möglich ist, daß dieser Kelch an mir vorüber gehe . . . . und lange, lange lehnte er mit der brennenden Stirne an dem eiskalten Boden, als wolle er das Fieber seines Gehirnes an dem Steine abkühlen.

Endlich sprang er auf.

Es ist nicht möglich, sprach er langsam vor sich hin, was vermag auch Gott gegen das? und aus den Falten der vorerwähnten Schärpe zog er ein schwer gesiegeltes Couvert. Das Postzeichen war ähnlich demjenigen, das

dem von Magrigny auf dem Esterel vorgezeigten Schreiben aufgeprägt war.

Der Fremde starrte es lange schweigend an; seine Haare sträubten sich gewaltsam empor und ein geller Laut, der wie ein Hohngelächter der Hölle in Wolfgangs Ohren drang, entfuhr endlich seiner bebenden Lippe.

— Der Zweck heiligt die Mittel .... und ... blinder Gehorsam .... das ist die Losung, sprach er dumpf, indem er dem vorerwähnten Couvert ein schwarzes, anscheinend unbeschriebenes Pergamenttäfelchen entnahm. Es war zusammengefalten nach Art der Alten und schien völlig harmlos für den Uneingeweihten.

Wolfgang rührte sich nicht.

Die Kerze auf dem Altar erlosch und ein tiefes Halbdunkel lag über dem Chor.

Der Fremde hielt das Täfelchen vor sich hin und eine geheimnißvolle Flammenschrift glänzte ihm phosphorartig entgegen.

Wolfgang dachte an den Teufel.

Aber die Hände des Fremden umklammerten das Crucifix des Hochaltars.

— Herr, Herr, betete er mit Inbrunst, erlöse mich, denn ich bin elender, als Hiob, und ruheloser, denn Ahasver, und wieder hielt er das Täfelchen vor sich hin.

— „Das Gericht Gottes ist unausbleiblich," sprach er in dem vorigen dumpfen Ton .... Sie nennen es ein Gericht Gottes; ... „der Zweck heiligt die Mittel und blinder Gehorsam" .. „Sie darf nicht leben. Niemand darf leben, der diesem Hause entstammt" .... und du, du

Unglücklicher, was hast du gethan? . . . . „du hast nicht morden können!"

Und ermattet sank der Sprecher in die Kniee.

— Heilige Maria, Mutter des Erlösers, sprach er, seine Hände zu dem Bild der Jungfrau erhebend, du hast an dem Kreuz gestanden des eingeborenen Sohnes, habe Mitleid mit mir! . . . Ihr Heiligen, erbarmet euch meiner!

Hierauf verwahrte der Fremde das Täfelchen an seinen vorigen Platz. Wolfgang schwindelte; er hatte unwillkührlich sein Haupt hinweg gewandt.

Der Unbekannte streckte den Arm in den leeren Raum hinaus, als wolle er an dem Zug der Luft das Athmen eines Menschen durchfühlen. Eine Minute verfloß und als Wolfgang die Augen nach der vorerwähnten Seite zurück wandte, war der geheimnißvolle Fremde verschwunden.

Das untere Mittelwappen des Epithaphiums schien unverrückt und Alles ein bloses Spiel von des Knaben aufgeregter Phantasie gewesen zu sein.

Jetzt ließ sich Schlüsselgerassel an der Eingangspforte vernehmen. Es war Pylades mit dem Küster.

— Wolfgang! Wolfgang! rief der treue Georg, daß es weit durch das Schiff der Kirche hinschallte und Wolfgang trat aus seinem Versteck hervor.

— Gott sei Dank! rief Pylades, daß du da bist, Orest; die Frau Rath und das ganze Haus sind deinetwegen in Angst und hätte ich nicht positiv gerathen, daß du hier seist, du hättest die Nacht in der kalten Kirche

zubringen und dich zu Tode frieren können oder so was Aehnliches.

— Pylades! sagte Wolfgang, des Freundes Hände ergreifend, als wolle er sich versichern, daß Niemand Anderes vor ihm stehe.

— Hu, wie du kalt bist, sagte Georg, und wenn ich mir denke, daß du hättest bis zur Frühmesse hier sitzen können. Aber jetzt vorwärts, und spute dich, denn in euerm Hause ist's ein wahres Lamento und die Räthin meint nicht anders, als ihr Wolfgang sei auf dem Eise verunglückt.

— Das nicht, sagte Wolfgang nachdenklich, aber komm, laß uns eilen.

Der Küster ging mit der Laterne voraus.

Orest und Pylades aber wanderten Arm in Arm dem großen Hirschgraben zu.

VIII.

> Ich höre eine mächtige Stimme. Es ist die Stimme der Jahre. Sie rollen vor mir dahin und lassen mich die zukünftigen Ereignisse schauen.
>
> Ossian.

Der Winter in der Provence dauert gewöhnlich nicht länger, als von Anfang December bis in den Januar, ungefähr 20 — 24 Tage; das Sonnenauge des Himmels scheint kaum, selbst mit dem kleinsten seiner Strahlen, sich von dieser reizenden Landschaft trennen zu können.

Der Schnee, der eine kurze Frist die Gipfel der Berge bedeckt, war größtentheils in hellen Bächen herabgeronnen in's Thal, ein kräftiges Labsal der neuentsprießenden Grüne; nur die höchsten Alpenspitzen umglänzte er dauernd mit einem demantartigen Schimmer.

Ueberall hatte die Fourca, jener Ackerpflug der Römer, von dem Virgil in seinem Georgicon schreibt, und dessen man noch jetzt sich in der Provence bedient, das Erdreich gelockert. Das Korn stand in aufstrebenden Halmen, der Oel- und Weinbaum waren beschnitten und sproßten dem kommenden Lenze entgegen. Es war die Zeit der letzten Orangenerndte, zwischen Ende Februar und Anfangs März.

Das ganze Land war ein einziger, üppiger Garten, auf den der Esterel in seinem frischen Kranze stolz, wie ein König, herabsah.

Oben stand wie immer die Schenke des Bergs, zuweilen öde, dann wieder von einzelnen Reisenden besucht, die sich an dem Cassis und seinen Abarten und noch mehr an den sorglich zubereiteten Gerichten der alten Elle gütlich thaten.

Der Wirth war immer derselbe, hager, wenig sprechend, doch beobachtend. Nur wenn Gäste aus der nächsten Umgegend von Grasse oder aus dem Städtchen selbst bei ihm eintrafen, pflegte er mit ihnen sich zu Tische zu setzen, ihnen Geschichten zu erzählen und dafür ihre Reiseabenteuer und sonstigen vertrauten Mittheilungen entgegen zu nehmen.

Die Rede kam dann gewöhnlich auch auf das Schloß des Grafen Thorane, auf die Gräfin Isabelle, deren

eigenthümlichen Gemüthszustand und die Ursache desselben. Es wurden gegenseitige Vermuthungen eingetauscht und der Schenkwirth des Esterel hatte gerade Verstand genug, das Wahrscheinliche vom Unwahrscheinlichen, das Mögliche vom Unmöglichen zu sondern und daraus einen Schluß zu ziehen, der der Wahrheit wenigstens nahe kam und nur einer Nachhülfe von Seiten Magrigny's bedurfte, um ein Spiegel der Wahrheit selbst zu sein, denn, pflegte der Bischof zu sagen, die Logik ist eine Wissenschaft, die auf den Grund aller Dinge geht; mit ihr, mit Combinationsgeist, mit durchgreifendem Muthe, Ausdauer und Geld ist nichts unmöglich.

Das war der Wahlspruch, den der Geistliche verfolgte.

Seit seinem letzten Besuche auf dem Esterel hatte er den Schenkwirth nur ein Mal gesprochen, desto öfter die alte Gräfin Thorane, in deren unmittelbarer Nähe, in der besten Lage des Städtchens, er seine Wohnung wieder eingerichtet und bezogen.

Wir erinnern uns des Abends, da die Gräfin an Leib und Seele ermattet, vor ihrem Betpult niedergesunken war, des Abends da Isabelle, von einer plötzlichen Ohnmacht befallen, die äußerste Besorgniß der trauernden Mutter erregt.

Seit diesem Abend war mit den beiden Frauen eine merkwürdige Veränderung vorgegangen.

Immer noch stand oder saß Isabelle stundenlang vor dem bereits erwähnten Bilde Trautmanns, die Züge des betenden Mädchens mit ihren Augen verfolgend. Es waren für sie diese Züge, wie ein lichter Punkt geworden, in der Masse verworrener Erinnerungen; wie ein Sonnen=

strahl brach er heller und heller durch den Nebel ihres Geistes hindurch; wie von einem warmen Sonnenstrahl war das Herz ihr aufgethaut bei der lieben Erinnerung und Isabelle von Thorane war zum gänzlichen Bewußtsein erwacht.

Aber dieses Bewußtsein war schmerzlicher, als der sinneverwirrende, betäubende Wahnsinn und, so meinte die Mutter, so bekräftigte Magrigny bei jedem seiner oft wiederholten Besuche, der Körper litt unter diesem Wiedererwachen des Geistes; der Schmerz eines klar vor ihr liegenden Unglücks arbeitete zerrüttend an Isabellens physischem Dasein und ihre zarte Gestalt, von Tag zu Tag mehr dahin schwindend, war dem leichten Schilfgrase vergleichbar, das ein böser Wind hin und her bewegt und vertrocknet und endlich spurlos entführt.

Die Gräfin Mutter sah weniger bleich, weniger abgehärmt aus, seit Isabellens geistiger Genesung, aber ihr Verstand begann schwach und kindisch zu werden und sie lauschte zuweilen den Vorschlägen Magrigny's mit einer Art Ruhe, die der Geistliche früher umsonst bei ihr gesucht.

Ihre Energie war gebrochen durch die religiöse Zerknirschung, in der der Bischof sie zu erhalten gewußt und sie hatte keinen Willen mehr. Sie war ein lenksames Werkzeug in der Hand ihres Meisters und selbst die Briefe des Grafen Thorane, ihres Sohnes, unbegleitet von des Königlieutenants Blick, von seiner gebietenden Stimme, vermochten nichts über sie.

Isabelle hatte nicht aufgehört, auf ihre eigenthümlich poetische Weise der Schmerzensfluth, die ihr Inneres

durchwogte, einen Weg nach Außen zu bahnen, denn

„Alle Poesie ist tiefes Klagen“

sagt einer unserer neueren Dichter mit Recht, . . . aber sonderbar, und als ob der Geist ihrer Mutter und dadurch mittelbar der des Bischofs über sie gekommen, ihre Weisen begannen einen durchaus religiösen Charakter anzunehmen und wenn sie sang zu der Harfe, während ihre aufgelößten Haare ihre bleicher und bleicher werdenden Wangen umflatterten und das treue Windspiel so traurig und verständig zu ihr aufblickte, dann glich sie nicht mehr der verlassenen Thusnelde, wohl aber dem Bilde Genovevas, der man selbst das Kind ihrer Schmerzen entrissen. Sie war gleich einer Heiligen geworden und die Welt taugte nicht länger für sie.

Je mehr sie ascetischen Betrachtungen sich hingab, desto mehr schien ihre Abneigung gegen Magrigny sich zu mindern. Sie empfing die Besuche des Bischofs, sie lauschte gleich der Mutter seinem Wort, sie wallfahrtete mit der Letzteren, auf Anrathen ihres Beichtigers, nach der Grotte von St. Baume, in der Nähe von Fréjus, in welche einst der heilige Honoratus sich geflüchtet, sie wohnte, so viel es ihr Gesundheitszustand gestattete, den zahlreichen Processionen bei, die in der Provence zu Ehren eines gefeierten Patrons oder der heiligen Maria selbst so häufig vorkommen, und kehrte davon jedes Mal ruhiger, aber auch jedes Mal schwächer und stiller nach Hause zurück.

Sie schien an einem neuen, unbekannten, an einer Art tückisch schleichendem Uebel zu leiden, das der Arzt

nicht zu begreifen, dem keine Kunst Einhalt zu thun vermochte. Es wurde eine Luftveränderung und zu diesem Zweck ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in der Stadt Hyères vorgeschlagen, die durch ihre herrliche Lage und ihr überaus mildes Klima vollkommen mit Nizza, Pisa oder irgend einer klimatisch bevorzugten Stadt Italiens zu rivalisiren vermag.

In geringer Entfernung vom Meere dehnt halb zirkelförmig eine Bergkette sich aus, die nach der Küste hin geöffnet, die Stadt Hyères wie mit einem natürlichen Walle umschließt. Diese liegt, ähnlich Grasse, amphitheatralisch an dem Abhang eines Berges, auf dessen Rücken, gleich einem in sich zusammengesunkenen Geiste der Vorwelt, ein altes Schloß sich erhebt. Seine Bauart erinnert an das achte Jahrhundert. In seinen Mauern haben die Nachkommen Amelins gewohnt, Roger d'Hyères, Bertrand de Foz und die Dame Mabille, alles Namen, die noch nachhallen über das Land aus jener herrlich-poetischen Zeit, da unten im Thal die Liebeshöfe abgehalten wurden und die goldene Leyer der Troubadours von Liebe und Sehnsucht erklang und dem Siege der Sängerkunst.

Nordwestlich vom Schloßberg liegt die Höhe des Fenouillet. Zwischen diesem und zwei anderen Bergesrücken, dem Goudon und Farron, zieht das Thal von La-Garde, während auf der Westseite, nach Süden hin sich verlängernd, sein Haupt von der immergrünen Seefichte bekränzt, der Col noir seine leuchtenden Spitzen in dem Stahlblau des Himmels verliert.

Hier erheben sich die Berge „des Oiseaux“ und „du Paradis“, Letzterer mit einer Einsiedelei und Kapelle, welche der Mutter Gottes geweiht ist und „Notre Dame de la Consolation“ heißt.

Das Thal von Sauvebonne, darin einst die Templer gehaust, scheidet von dem Schloßberge von Hyères einen anderen mäßiger hohen Gebirgsrücken, der von Norden nach Ost und Süd-Ost sich verlängernd, in dem Ilot von Breganson endigt, dessen Strauchwerk die Welle des Meeres bespült. Oestlich schauen die kahlen Gebirge von Pignans und Laverne zu Thal. Eine Ebene von ungefähr drei Stunden zieht sich ganz mit Weinfeldern, Oliven- und Orangen-Gärten bedeckt, bis an die sandige, theilweise von Sumpfstellen eingenommene Küste herab. Unmittelbar gegenüber liegen die herrlichen Hyèrischen Inseln und der Blick schweift entzückt über das freie unendliche Meer.

Hier in Hyères suchen Hunderte von Fremden aller Nationen Jahr aus, Jahr ein, Genesung und Kraft und auch die alte Gräfin Thorane war mit der leidenden Isabelle dem Rath ihres Arztes gefolgt.

Magrigny, dessen Meinung die ältere der Frauen nie einzuholen verfehlte, hatte beigestimmt und versprochen, sein Beichtkind bei Gelegenheit eines in der Kürze zu begehenden, religiösen Festes in der Nähe von Hyères zu besuchen.

Es war an einem überaus heiteren Tage des vorgenannten Monats März, der Himmel war blau und die Athmosphäre frisch und würzig zugleich von dem landwärts wehenden Hauch des nahen Meeres, vermischt mit

dem duftigen Athem der Rosen- und Veilchenbeete, der Orangen- und Mandel-Gehölze, als früh, da eben die Sonne vergoldend über die Berge zog und in dem weißgrünen Schaume des Meeres mit gebrochenem Strahle sich widerspiegelte, ein heller, silberner Glockenklang, wie auf Flügeln der Lüfte klar und zitternd herüber schwebte, sich in den nachhallenden Bergen zu verlieren.

In der Stadt war reges Leben. Da sah man Franzosen des Nordens, Russen und Deutsche, Italiener und je zuweilen auch ein braunes, edelgeformtes Gesicht von iberischem Stamme, Alles bunt durcheinander, Männer, Frauen, Greise und Kinder auf den verschiedensten Wegen und die verschiedenste Weise nach einer einzigen bestimmten Richtung sich hinziehen. Es war die nach dem „Mont du Paradis", von wo aus das Glockengeläute ertönte, die halbandächtige, halb neugierige Menge zu der Frühmesse zu versammeln, die heute in der Kapelle: „Notre Dame de la Consolation" zur besonderen Ehre Marias und dem besonderen Segen des Volks abgehalten wurde.

Die ganze Umgegend von Nah und Fern schien an diesem Feste Theil nehmen zu wollen. Viele fuhren in bekränzten Kutschen daher, Andere gingen zu Fuß. Zuweilen sah man einen wohlgenährten Esel, eine ganze kleine Familie auf dem schwerbelasteten Rücken, zwischen zwei großen, mit Opfergaben für die Heiligen angefüllten Binsenkörben daher gehen. Dann wieder eines jener munteren corsischen Gebirgspferdchen, dessen Gewieher fröhlich in den Bergen widertönte, sich vermischend mit dem schwellenden Liebessang seines jugendlichen Reiters.

Junge, weiß gekleidete Mädchen mit Palmzweigen und Cypressenkränzen, Musicanten mit Blechinstrumenten und lachende, lärmende Soldaten schlossen dem Zuge sich an.

Die Kapelle war festlich geschmückt, der Hauptaltar mit mehr denn hundert brennenden Kerzen umstellt, die Mutter Gottes selbst mit einem neuen Gewande aus azurblauer Seide bekleidet. Die Kirche hatte keine Orgel, ein Umstand, dem die verschiedenartigsten Blechinstrumente durch ein lautes Potpourri, zusammengesetzt aus Bruchstücken von französischen und italienischen Opern, abzuhelfen suchten. Dazwischen tönte das Geschrei der Kinder und das laute Sprechen der Erwachsenen und nur in unregelmäßigen Zwischenräumen war es möglich, durch dieses Chaos von Tönen und Stimmen, das Solo und den Chor der Geistlichen zu vernehmen, welche das heilige Amt zu verrichten hier her gekommen.

Die Gräfin Thorane, nebst Isabellen, hatten nicht verfehlt, sich zu der Feier des Festes einzustellen. Sie saßen beide Angesichts des Hauptaltars und warteten, da eben der Geistliche die Schlußworte gesprochen und die heilige Wandlung beendet, daß die Masse des Volks sich verlaufe, um gleichfalls aus dem engen Kirchlein hinaus in das Freie zu treten.

Die frühe Morgenluft, das bunte Gewimmel des Volks, die verworrenen Stimmen von Menschen und Thieren hatten angreifend auf Isabellen gewirkt. Dazu kam der Dampf der Kerzen, der Geruch des Weihrauchs und vor Allem ihre eigene, schwermüthige Stimmung. Die Kapelle war fast leer und noch immer stand die junge Gräfin auf den Arm der Mutter gelehnt, regungs-

los da. Sie schaute nach dem Marienbilde mit dem Jesuskinde auf dem Arm; ein Schwert schien durch ihre Seele zu gehen.

— Laß uns vorschreiten, bemerkte die alte Gräfin Thorane, du bist bleich und die frische Luft wird dir wohl thun.

Isabelle gehorchte maschinenmäßig.

Am Ausgang des Kirchleins hing, mit Blumen bekränzt, ein Weihkessel von glänzendem Metall, mit dem eine nach langen Leiden in Hyères genesene Dame dasselbe beschenkt.

Heute sollte der Inhalt des Gefäßes die sich mit seiner Fluth Besprengenden eines besonderen Segens theilhaftig machen.

Ein Mann, in einfacher Priesterkleidung, stand an der Ausgangspforte. Er tauchte die beiden Vorderfinger in das geweihete Wasser.

— Der Herr segne euch, sprach er leise, die Stirne der jungen Gräfin, wie zum Gruße berührend, dann verbeugte er sich gegen die Mutter. Es war Magrigny.

Eine momentane Todtenbläße überzog Isabellens Gesicht, während derselbe durchdringend feine Geruch, der an dem letzterwähnten Abend in dem Schlosse zu Grasse ihr Zimmer erfüllt, einen Augenblick zu predominiren schien.

Die alte Gräfin schaute besorgt auf ihre Tochter.

— Ihr ist nicht wohl, flüsterte sie dem Geistlichen zu; helft mir, ehrwürdiger Vater, sie dem Wagen zuzugeleiten, der am Abhang des Bergs unserer harrt.

Magrigny ergriff Isabellens Arm mit unterdrückter Aengstlichkeit, die junge Gräfin so schnell als möglich nach dem Ausgang der Kapelle hindrängend.

Die Mutter dankte ihm mit einem vielsagenden Blick.

— Ihr habt Wort gehalten, ehrwürdiger Vater, sprach sie beruhigt, da Isabelle unmittelbar nach ihrem Austritt aus der Kirche und in der freien Luft sich schnell zu erholen schien; werdet ihr mir das Vergnügen machen, uns in unsere Wohnung zu begleiten?

Der Bischof dankte mit außerordentlicher Verbindlichkeit, für die Dauer des Tages Amtsgeschäfte vorschützend, doch versprach er am Abend in der von der Gräfin bezeichneten Behausung sich einzufinden. Er schien sehr eilig und kaum war der erwähnte Wagen in der Ferne zu erblicken, als er beiden Frauen auf's freundlichste die Hand drückend, sich empfahl und rasch in dem Gedränge des Volks sich verlor.

— Ein vortrefflicher Mann, bei all seiner Strenge, und ein würdiger Geistlicher, sagte die Gräfin-Mutter, aber wie ist dir, mein Kind?

— Besser, antwortete Isabelle, mit einer Art Gleichgültigkeit, die fast Etwas von dem Charakter einer augenblicklichen Lethargie an sich trug . . Aber der Morgenwind wehte frisch und belebend und sie schien in der That sich nach und nach zu erholen.

Der ganze Raum rings um die Kapelle war mit Marktbuden und Weintischen umstellt. Dort wurde Manilla gespielt, hier gewürfelt oder mit dem Kugelspiele, das in der Provence üblich, sich vergnügt.

Hie und da waren Tücher auf dem Boden ausgebreitet, an den Enden mit Steinen beschwert, um von dem zeitweise sich erhebenden Winde nicht entführt zu werden. Singende Mädchen und schäkernde Bursche lagerten vergnügt, wie die Beduinen, an der Erde vor dieser leicht improvisirten Tafel.

Eine Gesellschaft Soldaten hatte im Schatten der Oelbäume ein Zelt aufgeschlagen. Pferde, Esel und gaffende Menschen umstanden es zugleich und das verschiedenartigste Idiom von diesen und jenen vermischte sich in der Luft.

Die Damen mußten dicht an der kriegerischen Niederlassung vorüber, um den harrenden Wagen zu erreichen.

— Horch! sagte Isabelle, was ist das?

Die alte Gräfin Thorane wandte den Blick nach der ihr angegebenen Richtung.

Eine braune, hagere Gestalt, mit pechschwarzen Haaren, mit einem kurzen, hochrothen Rocke und abgetragenen blauen Zwickelstrümpfen bekleidet, stand mit aufgehobener Rechte mitten unter den lustigen Söhnen des Mars. Eine große Pauke, darüber ein altes Brett gelegt, diente ihr als Postament.

Seitwärts im Grase lag ein verlechendes Marketenderfäßchen und ein abgebrauchtes Spiel Karten drohete von einem nebenanstehenden Tische hinweg nach allen vier Winden entführt zu werden.

— „Ich sage euch, wahrlich ich sage euch, sprach die hagere Gestalt, in dumpfem, prophetischem Tone, eine Zeit wird kommen, da Jeglicher wird sein Schwerdt

um sich gürten und sie werden ausziehen zum Kampf und der Vater wird nicht opfern den Stier, wie Abraham dem Herren gethan, sondern den eigenen Sohn wird er opfern dem Götzen, der da schlimmer ist denn Baal, das ist der Geist der Zwietracht, der kommen muß über dies Volk. Und der Kain wird den Abel erschlagen, daß das Blut des gemordeten Bruders zum Himmel empor schreit. — Da wird der Herr sein Antlitz verhüllen und wenden von diesem Volk und das Land wird wüste sein und die Stätte zerstört und der Thron wird wanken und das Scepter zerbrochen hin rollen zu den Füßen der Kön'ge. Und es wird da sein ein Meer von Blut und die Kinder des Landes werden ertrinken in dem Blut ihres Vaters. Und die übrig Gebliebenen werden zu Absalom halten und ausziehen mit ihm. Er aber wird Füchse fangen zu Hunderten, gleich Simson, und sie mit Feuerbränden schicken unter das stehende Korn und die Weinberge bis sie ihn werden fangen und binden und wird ihn Niemand erretten, denn er wird ferne liegen von Sidon.

Da wird es stille werden.

Und sie werden den Thron wieder aufrichten und das Blut abwaschen und die Stücke zusammenfügen und einen anderen König darauf setzen und wird sein ein großes Freudengeschrei.

Und dieser König wird gleichen Einem, der mitten im Meer schläft und Einem, der schläft oben auf dem Mastbaum.

Der Sturm kommt und treibt ihn von dannen.

Und der Sippe des Absalom wird daher fahren, wie der Löwe, der der Felskluft entronnen und wie der Adler auf dem Blitze des Himmels und ihre Augen wird er verblenden, daß sie den Blitz gleich halten einem Oelzweig und den Rauch und die Flammen nicht sehen, so in der Ferne aufsteigen. Er aber wird zu ihnen sprechen:

„Ich will Gold anstatt des Erzes und Silber anstatt des Eisens bringen, und Erz anstatt des Holzes, und Eisen anstatt der Steine und will machen, daß deine Vorsteher Friede lehren sollen und deine Pfleger Gerechtigkeit predigen und sie werden ihm glauben, der da redet mit den Worten des Propheten; er aber wird sein gleich dem falschen Messias und gleich dem goldenen Kalb in der Wüste und der Herr wird die Erde erschüttern in seinem Zorn."

Hier schwieg das Weib.

Es war aber plötzlich eine Stille entstanden, unter den zunächst Stehenden, so daß man deutlich jedes Wort der Sprecherin vernahm. Selbst die muthwilligsten unter den Soldaten schienen von einer Art abergläubischer Scheu ergriffen zu sein und keiner wagte das Weib zu verspotten.

Viele unter den Umstehenden drängten sich hinzu, aus der Hand ihr Schicksal zu vernehmen; Andere wichen erschrocken zurück.

— Das ist die Hexe des Esterel, flüsterten sie, sich bekreuzigend.

Die alte Gräfin Thorane hatte die Erscheinung stark in's Auge gefaßt.

— Mir däucht, sagte sie, zu Isabellen gewandt, es ist das Weib, das an dem Abend, da die Gemälde aus Deutschland angekommen, in das Schloß sich gedrängt.

— Dasselbe, antwortete die Tochter, welches das Bild des betenden Mädchens geküßt; laß uns ihr ein Almosen reichen, sie scheint arm.

— Aber, antwortete die Gräfin-Mutter, sie sagen, es sei die Hexe des Esterel, und ihre Berührung bringe Unglück.

— Unglück, erwiederte Isabelle, als wolle sie sagen, wer könnte mir, wer könnte uns auch noch mehr des Unglücks bringen?

Die alte Gräfin Thorane war abergläubisch von Natur; sie verlangte nicht besser, als ihre Meinung widerlegt zu sehen, um sich dem Weibe zu nähern.

Die französischen Soldaten hatten nicht sobald die Absicht der Damen bemerkt, als sie, zu beiden Seiten Spalier bildend, mit der höflichsten Zuvorkommenheit ihnen einen Weg zu öffnen suchten, zu der Sprecherin zu gelangen.

Die ältere der Frauen schritt vor, anscheinend nur in der Absicht, das Weib mit einem Geldgeschenk zu überraschen.

Elle nahm das blanke Fünffrankenstück, das ihr die Gräfin Thorane gereicht, es in einem weißen leinenen Säckchen zu verbergen, das an einer Schnur ihr am Halse hing.

— Dank euch, sprach sie, und der große Prophet möge euch segnen, denn meines Bleibens ist nicht hier, und ihr habt einen Zehrpfennig mir geschenkt auf die

Reise. Aber der Geist von Bulbos Vater spricht zu mir und er war stolz, Bulbos Vater; er würde mir zürnen, so ich eine Gabe nähme zum Geschenk, darum laßt mich sehen die Zeichen eurer Hand, auf daß ich, was zukünftig, euch entziffre.

Die Gräfin Mutter zögerte zwischen Furcht und Aberglauben getheilt, bis der Letztere den Sieg davon trug. Sie entäußerte sich ihres Handschuhs und hielt die Rechte dahin.

— Die Linke, entgegnete Elle, sie ist die Hand, die dem Herzen am nächsten steht und das Herz ist der Thermometer in der Schöpfung, die da heißt Microcosmus.

Die Gräfin reichte ihre linke Hand dar und Elle beschaute andächtig die Fläche derselben.

— Die Lebenslinie, sprach sie, ist am schärfsten ausgeprägt, aber sie ist schmal und von kleinen Querlinien unterbrochen; euch ward ein schwaches, leicht zu leitendes Temperament. Doch werdet ihr lange leben auf Erden.

— Und werde ich glücklich sein im Alter? fragte die Gräfin mit zitternder Stimme.

Elle untersuchte eine andere Linie.

— Eure Glückslinie, sagte sie gedämpft, ist bloß und ohne Zweige gegen das Ende hin. Das deutet auf Unglück und ein kinderloses Alter.

Die Gräfin Thorane erschrak, dennoch schien die Prophezeihung mit dem, was sie von der Zukunft zu erwarten hatte, zu sehr im Einklang zu stehen, als daß sie sich nicht schnell hätte fassen sollen. Und wenn der Königslieutenant abwesend blieb, wenn Isabelle den Schleier nahm, war sie dann nicht auch kinderlos?

— Jetzt sagt auch mir, was ihr wissen mögt, gute Frau, bat Isabelle, der Alten ihre zarte Hand darreichend.

— Seid ihr nicht, sprach die Zigeunerin leise, die Besitzerin jenes schönen Bildes, ein Mädchen, glaube ich, das zu dem Christengott betet?

— Ja.

— „Es ist schön, dieses Bild," sprach die Alte fast in sich hinein, und dann wieder lauter, „und wenn es Leben hätte und Bewegung, und wenn es zu euch spräche und euch liebkoste, wie mein kleiner Bulbo gethan, würdet ihr nicht glücklich sein?"

Isabelle von Thorane behauptete mit Mühe ihre Fassung.

— Ich würde es sein, gutes Weib, denn ich habe ein zartes, liebes Töchterlein verloren.

— Habt ihr? und glich es dem betenden Bilde? fragte die Zigeunerin mit seltsamem Mitgefühl.

— Ich glaube, es glich ihm.

— Seht, flüsterte Elle, ich bin auch einmal Mutter gewesen, und mein Knäblein war so herzig, als eins. Euer Mägdlein im Bild ist hell, wie das Morgenroth, gleich euch. Das Aug meines Knäbleins war feurig, wie der Abendstern auf dunkler Wolke und doch ist ein Band zwischen Abend und Morgen, denn die Nacht selber gebieret den Tag. So gleicht auch das helle Gesicht eures betenden Kindes meinem dunkelen Knaben und es hat mir die Lippen geneigt, daß ich ihn im Bilde geküßt.

Eine stille Thräne perlte langsam über Isabellens bleiche Wangen herab.

— Und ist euer Knäblein gestorben? fragte sie kaum hörbar.

— Gestorben, hauchte die Gefragte.

— So ist es glücklich und bei Gott, entgegnete die Gräfin und ihr mögt ruhig sein, armes Weib.

Elle hatte bereits begonnen, Isabellens Hand zu untersuchen.

— Eure Lebenslinie, sprach sie, ist fein, gerade und schlank, das deutet auf einen edeln, hochherzigen Geist, aber sie hat ein Kreuz unmittelbar unter dem Jupitershügel . . . ein Kreuz am Anfang dieser Linie deutet auf Untreue in der Liebe oder Ehe.

Die junge Gräfin Thorane hob einen fragenden Blick zum Himmel empor.

— Eure Glückslinie, fuhr Elle mit gedämpfter Stimme fort, ist blos und ohne Zweige und das deutet auf großes Unglück und hier . . . . Elle zögerte einen Augenblick, aber Isabelle regte sie an, weiter zu sprechen, und die Zigeunerin fügte hinzu . . . . hier ist der Hang zum Lebensüberdruß. Wenn die Glückslinie an ihrem Anfang einen Winkel mit der Geisteslinie bildet, so bedeutet das einen frühzeitigen Tod . . . Selbstmord oder die Schlange des Verraths, die im Dunkeln kreucht, uns zu verderben.

Die alte Gräfin erschrak über dies bedenkliche Horoscop ihrer Tochter, Isabelle jedoch schien es ruhig zu nehmen. Ob gläubig oder nicht, dieß hätte vielleicht nur Magrigny zu entziffern vermocht, denn sie beherrschte sich vollkommen.

— Hier, sagte sie, der Alten ein zweites Geldstück hinreichend, indem sie leise hinzu fügte, und wenn euch

verlangt nach dem Anblick der Morgenröthe, weil euer Abendstern untergegangen, so kommt auf das Schloß des Grafen Thorane bei Grasse, so oft ihr herabsteigt vom Esterel.

Elle neigte schweigend das Haupt und Mutter und Tochter fanden endlich ihren Wagen, durch die wogende Menschenmasse hindurch, nach der Stadt zurückzufahren.

Der Tag verstrich, es war Abend, einer jener herrlichen Abende, wie nur die reizende Provence sie bietet. Der Himmel war heiter, wie fast unausgesetzt in diesem bevorzugten Lande. Der Mond, gleich einem silbernen Kahn, zog friedlich auf dem blauen Wolkenmeere herauf und wiegte sich schaukelnd über den rauschenden Baumwipfeln des „Palmenplatzes" von Hyères, den er mit seinem magischen Lichte übergoß. Die letzten Spaziergänger waren verschwunden, der letzte, störende Laut des lärmenden Tags war verhallt.

Ein alterthümliches, doch wohlgebautes Haus schaute mit offenen Balkonthüren unmittelbar auf die wehenden Palmenbäume, den Mondschein und den Abendfrieden hinaus.

In einem großen, nach der Sitte des Landes wenig ausmöblirten, der sommerlichen Hitze wegen mit glasirten Backsteinen ausgelegten Zimmer befanden sich drei Menschen.

Zwei davon saßen unmittelbar einander gegenüber und waren in einem Gespräche begriffen; die Dritte lehnte stehend an der offenen Thüre des Balkons. Ihre Blicke schweiften zu den fernen Bergen hinüber und sie schien keinen Antheil an der Unterhaltung zu nehmen. Ein rauhhaariges Windspiel lag, den Kopf auf beide Vorder-

füße gestreckt, ihr zur Seiten; es war still, wie seine Herrin.

— Glaubt ihr, fragte eine ältliche Dame, einen etwas corpulenten Herrn in feiner schwarzer Kleidung, glaubt ihr, daß es möglich sei, aus der Zukunft zu weissagen?

— Der Herr, antwortete der Schwarzgekleidete, trat zu Mose in der Flamme des feurigen Busches; er hat durch den Traum geredet zu dem Sohne des Jacob.

Aber Mose ist lange dahin gegangen und der Günstling des Pharao, und sie sagen, die Zeit der Wunder sei vorüber.

— Nicht die Zeit der Wunder ist vorbei, aber die Zeit des Glaubens, denn so ihr Glauben hättet, groß wie ein Senfkorn, sagt die Schrift, so vermöchtet ihr Berge zu versetzen.

— Und mag da ein anderer Glaube bestehen neben dem Glauben an die Heiligen und Apostel, an die göttliche Jungfrau und den eingeborenen Sohn?

— Wer da sündigt gegen den Vater oder gegen den Sohn, dem mag seine Sünde verziehen werden; wer aber sündigt gegen den heiligen Geist, der wird keine Vergebung erlangen. Und so ihr nicht glaubt an den Geist, der wie Feuerzüngelein herabgestiegen auf die Jünger, so sündiget ihr gegen den Geist und wird euch nimmermehr vergeben werden.

Die Fragerin schlug das Zeichen des heiligen Kreuzes und der Bischof, denn der Redner war kein andrer, als Magrigny, fuhr fort, sie zu belehren.

— Hat doch Christus die Teufel ausgetrieben in die Schweine, daß das Meer aufbrauste über denen, so hinab sich gestürzt und das Brausen und Schäumen der Wogen ist geworden ein redendes Zeugniß von der Wunderkraft Gottes und ein Zeugniß, das ist eine Prophezeihung von dem endlichen Untergange des Bösen; warum sollte die Gottesgebärerin Maria nicht Macht haben, den heiligen Geist zu verleihen denen, die sie berufen, ihren Willen zu verkündigen, auf daß die Zukunft uns offenbar werde, und wir das Heil unserer Seele bedenken, und dem Rathschluß des Himmels entgegen kommen, so lange es noch an der Zeit ist, die Rache des Herrn zu vermeiden.

Isabelle machte eine leichte Seitenbewegung und ihr Gewand rauschte, als sie sich umwand. Das Windspiel sah auf . . . und dann war es wieder dasselbe Bild, wie zuvor.

Wie, aber kann der heilige Geist, der da spricht mit prophetischer Zunge, auch herabkommen auf die, so in Sünden empfangen und geboren wurde und das Heil der alleinseligmachenden Kirche nicht kennt?

— Maria Magdalena, sprach der Priester mit scharfer Betonung, war eine große Sünderin vor dem Herrn und doch ist der heilige Geist zu ihr getreten, da sie zerknirscht und weinend lag in der Grotte von St. Baume.

Und der Priester heftete sein Auge mit einem festen, magnetischen Blick auf die leichte Gestalt Isabellens, die immer noch hinab schaute bald auf die sieben, vom Abendscheine durchleuchteten Wipfel des „Palmenplatzes,“ bald auf die fernen, weitschimmernden Berge.

Das Windspiel fuhr auf und zeigte knurrend seine elfenbeinähnlichen Zähne. Isabelle aber drehte sich rasch herum, ihr Gesicht den Sprechenden zuzuwenden.

— Ehrwürdiger Vater, bat sie, wiederholt uns die Legende der Grotte von St. Baume und damit ließ sie sich auf einen Sitz neben der Gräfin, ihrer Mutter, nieder.

Magrigny betrachtete erst die ältere, dann die jüngere der Frauen; er fühlte sich gleich Gott an dem letzten Tage der Schöpfung; er sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, ihm dünkte es sehr gut. Er griff nach einer nahestehenden Cristallschale, sich mit dem Fleisch einer köstlichen Majorkaorange zu erfrischen und begann dann, wie folgt:

— Die Provence ist gleich dem gelobten Lande Europa's, da die Herrschaft der Gottlosen zernichtet und den Rechtgläubigen ihre Wohnung aufgebaut ward.

Hier hausten ehemals die Salier mit ihren menschenopfernden Priestern, die Phocäer aus Vorderasien, die von hellenischer Aberweisheit bethört. Cajus-Marius, Pompejus und Cäsar hinterließen hier die Spuren jener Größe, die vor den Augen des Herrn ist ein Gräuel, da geschrieben steht: „Was hülf's dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele oder was kann der Mensch geben damit er seine Seele wieder löse?"

Der Bischof machte eine beredte Pause, räusperte sich und fuhr fort:

„Aber darum hat Gott in die Welt gesandt seinen eingeborenen Sohn, daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Wie

Arab, der Kananiter-König, und Moab; wie die Madianiter und Amoriter das Land mußten räumen, da Israel herangezogen aus Aegypten auf Anstiften des Herrn, so führte dieser aus und vertilgte mit dem Schwerte der Zeit, die da opferten den Göttern und auf den Trümmern der Heidentempel steht die Kirche, davon Petrus ist der Stein und die Gläubigen, so der Kirche gehorsamen, genießen Milch und Honig, das ist die Quelle des Ueberflusses, die da fleußt in dem gesegneten Lande.

Gott selbst aber hat seine Heiligen herabgesandt, ihre Fußtapfen einzuprägen diesem Boden, daß die Kinder der alleinseligmachenden Kirche diese Fußtapfen sehen und sich der Worte des Erlösers erinnern: „Wer mich liebt, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“

In der Provence baute der Schüler des Paulus, der heilige St. Trophimus, noch bei Lebzeiten derselben, der Mutter Gottes die erste Kapelle und predigte das Evangelium. St. Sidonius, St. Maximin; Maria-Jacobe und Maria-Salome und viele andere Jünger schifften zu der provençalischen Küste. Zu Marseille aber, dem alten phocäischen Massilia „landete Lazarus mit seinen Schwestern, Martha und Maria, und, wie die heilige Legende berichtet, mit einer dritten Schwester, Magdalene.“ Dieß geschah kurz nach der Himmelfahrt des Herrn.

Magdalena aber — und der Priester heftete auf's Neu seinen magnetisirenden Blick auf die immer noch reizende Gestalt Isabellens, Magdalena war ein schönes Weib, und wußte die Herzen zu berücken mit dem Gifte der irdischen Liebe.

Die junge Gräfin Thorane zuckte fast unmerklich zusammen und Magrigny sprach weiter:

„Gott aber ist ein eifersüchtiger Gott und die Rache ist mein, spricht der Herr." Und auch Magdalena empfand, was da geschrieben steht: „Stricke des Todes hatten mich umfangen und Angst der Höllen hatte mich troffen; ich kam in Jammer und Noth."

Und wiederum schaute der Priester auf Isabellen; eine Thräne stand in ihrem Auge, wie erstarrt; ängstlich umkreiste das treue Windspiel seine Herrin.

„Aber, schloß Magrigny, der Gott, der in dem Schwachen mächtig ist, rührte das Herz der Sünderin, daß sie bereute den Fehl ihrer Jugend und dreißig Jahre lang, mit Buse und Gebet lag auf ihrem Angesicht in der Grotte von St. Baume, und führete ein heiliges und abgeschiedenes Leben. Da traten die Engel zu ihr und redeten mit ihr und sprachen mit den Worten des Psalters: „Der Herr hat deine Seele gerissen aus dem Tod und dein Auge von den Thränen."

Der Quell der Grotte aber hat bis auf den heutigen Tag eine göttliche Wunderkraft bewährt, also, daß wer einmal von ihren Wassern gekostet, davon einst auch Magdalena getrunken, desselbigen Segens theilhaftig wird wie sie, und vermag der Welt zu entsagen und ihren Lüsten.

. . . .

Wenige Wochen nach Mittheilung dieser Legende waren die alte Gräfin Thorane und Isabelle auf das Schloß bei Grasse zurückgekehrt. Isabelle streifte einsam durch den Park, ihre Harfe lehnte in dem Schatten einer duftenden Laube; das treue Windspiel aber folgte leise

ihren Schritten und ein gezämtes Taubenpaar flog von Baum zu Baum des Weges, den sie ging. Eine schlanke, africanische Gazelle, die sich in dem provençalischen Klima leicht daheim fand, weidete auf einer frischen Grasrabatte unmittelbar neben dem Eingang der Laube und hob nur zuweilen ihr treues dunkles Auge nach der Richtung, da Isabelle wandelte, zu sehen, ob die Herrin nicht bald ihr gewohntes Lieblingsplätzchen wieder aufsuchen würde. Es war eine eigene, unausgesprochene Sympathie zwischen dieser und dem Windspiel, den Tauben und der Gazelle; alle zahmen Thiere hätten sich ihr anschmiegen mögen, als ob sie mit ihrem Schmerze bekannt und zu Tröstern desselben bestellt wären.

Isabelle hatte jetzt die Runde durch den Park gemacht; sie kehrte in der Laube ein; ein Büschel wohlriechenden Bergthymians verschwand so eben unter den weißen Zähnen der Gazelle, Isabelle bückte sich und zog, sie zu retten, eine einfache Wiesenmaßliebe, sogenannte Margarethenblume, zwischen dem Büschel Thymian hervor. Sie setzte sich sinnend in der Laube nieder und löste ein Blättchen der Blume nach dem andern von dem gelben Runde, daran der weiße Blätterkranz sich schloß.

— „Er liebt mich", sprach sie leise vor sich hin, „von Herzen; mit Schmerzen; ein Wenig; klein Wenig; gar nicht; . . . Er liebt mich"!

Sie barg die zerstörte Blume in ihrem Busen und fuhr in ihrem Selbstgespräch fort:

— „Er liebt mich; ... ja, er hat mich immer geliebt bis zu dem Tage und über den Tag hinaus, da er mich verließ; meine Mutter verurtheilt; mein edler Bru-

der, sonst so gerecht, verdammt, verfolgt ihn sogar; und mir, mir sagt ein unbekanntes Etwas, daß er nicht schuldig, nicht so schuldig ist, als er scheint.... Und wenn er wiederkäme, ... aber der Tod ... von dem Tod ist noch Niemand erstanden ... und ich will beten für ihn, auf daß er drüben ein Vaterland finde .. . und glücklich sei ..... Vielleicht ... Magrigny sagt, Gott sei ein eifersüchtiger Gott, ... vielleicht habe ich ihn zu sehr geliebt ... und die Rache des Herrn hat ihn von dannen getrieben; ich bin die Sünderin und mir gebühret die Sühne."

In diesem Augenblick trat die alte Gräfin Thorane mit dem Bischof herzu.

Isabelle schaute auf.

— Wißt ihr, meine Mutter, fragte sie, was für ein Jahrestag dieser hier ist?

Die Gräfin-Mutter schien sich nicht zu entsinnen.

— Es ist der Jahrestag meines ... und eures und auch der Jahrestag von Walthers Unglück.

— Nennet den Elenden nicht, sprach der Bischof; sein Name verunreinigt eure Lippen.

— Schmäht ihn nicht, ehrwürdiger Vater, sagte halb bittend, halb erheischend, Isabelle; ich werde, ich will ihn nicht schuldig glauben, nicht schuldiger, als er ist, von dem Tag an, da er mich verlassen und meines Lebens Leben mit sich nahm.

— Er hat uns Alle unglücklich gemacht, sagte die ältere Gräfin Thorane; mit der prädominirenden Idee des Wortes mich und jenem Egoismus der Persönlichkeit, der bei älteren Leuten so häufig hervortritt.

— Wenn ich jenes Abends gedenke, da wir seiner umsonst harrten, sprach Isabelle, nach langen Jahren zum ersten Mal bei voller Besinnung die Ursache ihres Kummers berührend, jenes Abends, da er nicht kam, jener Nacht der Verzweiflung und jenes Morgens, da ich gleich einer Rasenden an das Bett meines schlummernden Mägdleins eilte, es an meine Brust zu drücken und ihm zu sagen, daß es verwaist sei; daß ein bößer Zufall, ein Sturz in den Abgrund, vielleicht ein Ueberfall der Barbets * ihm den Vater geraubt.

— Hier verhüllte Isabelle mit beiden Händen ihr Gesicht, — jenes Morgens, da mich Gott so hart gestraft, daß auch mein Kind spurlos verschwunden war von der Stätte, da es sonst mir entgegen gelacht.

— Isabelle! flehte die Gräfin Thorane.

— Schont euch, sagte der Priester, der Mann, den ihr betrauert, ist euerer Thränen nicht werth.

Isabelle schien nichts zu hören.

— Auf dem Bettchen lag noch das weiße spitzenbesetzte Kissen, entgegnete sie, darauf eine einzige Margarethenblume und eine Rose von meinem Lieblingsrosenstock, demselben, den er mir zuerst zum Geschenke gab. Oben drüber hing noch sein Bild. Es blickte so traurig, als wollte es sagen: „Lebt wohl, ihr zwei Herzensblumen, Glück der Liebe und Vaterglück!“ Er hat wohl eine böse Ahnung gehabt, als er ging, mein armer, armer Walther!

Und wiederum verhüllte Isabelle ihr Gesicht; sie weinte still.

---

* Ehemals die Räuber des Esterel.

— Erinnert euch, sprach der Bischof, der Nachforschungen des Herrn Grafen, des lange nach dem Verschwinden eingesandten Todtenscheines, des Betrugs, gespielt von dem, den ihr betrauert und ....

— Stille, stille, bat Isabelle, nennt nicht das Wort Betrug.

— Wie euch gefällig ist, antwortete der Geistliche etwas empfindlich, doch würdet ihr wohl daran thun, das Heil euerer Seele zu bedenken, anstatt fruchtlosem Kummer euch zu überlassen. Als Magdalene gesündigt ....

Ein Schatten glitt über Isabellens schöne Stirne gleich einem Gewölk.

— Sagt mir, ehrwürdiger Vater, sprach sie ernst, wenn eine schlichte Blume am Zaune steht und der Wind jägt den Staub des Wegs auf ihre Blätter, mögt ihr die Blume schuldig nennen, daß sie nicht rein sei?

— Hütet euch, vor der verderblichen Aberweisheit der Menschen, sagte der Bischof, hütet euch auch vor der Vernunft. Sie ist gleich dem Apfel der Eva, der in's ewige Verderben führt. Eure Seele aber wendet zu Gott und thuet Buse.

— „Ich werde Buse thun", antwortete Isabelle mit einer Bestimmtheit, die den Geistlichen überraschte, „und ledig seines Fehls und gerechtfertiget vor Gott wird er dastehn vor seinem Schöpfer, er, den ihr schmäht."

— Ihr seid entschlossen, den Schleier zu nehmen? fragte der Bischof.

Isabelle antwortete nicht.

Der Geistliche aber zog aus seiner Tasche ein zusammengerolltes Papier. Es war die Legende von der

heiligen Magdalena, dem Bischof von Cavaillon, Pierre de Cabassole, gewidmet. Magrigny hatte die schönsten und treffendsten Stellen aus dem Lateinischen des Petrarca übersetzt und las diese Uebersetzung den Frauen vor.

Die Sprache des gefeierten Dichters schien einen tiefen Eindruck auf Isabellen zu machen.

Sie wurde, wie zuvor, still und sinnend.

Fast zu derselben Zeit ging langsam über den Cours von Grasse eine hagere Gestalt. Sie schritt in der Richtung des Berges hin und lächelte für sich, als ob sie droben etwas Angenehmes erwarte. Die Leute aber traten scheu zur Rechten und Linken auseinander und Einer flüsterte dem Anderen zu:

— Seht, da ist die Hexe des Esterel. Gewiß geht sie wieder auf's Schloß und das muß wohl ein Unglück bedeuten; vielleicht den Tod des Grafen Thorane oder sonst ein heranziehendes Uebel. Gott sei ihnen gnädig!

IX.

So man, the moth, is not afraid, it seems,
To span omnipotence and measure might,
That knows no measure by the scanty rule
And standard of his own that is to-day,
And is not ere to morrow's sun go down. *
Cowper.

Ein ganzes Jahr war unterdessen verschwunden und noch mehr. Die Winterzeit, zu der Pylades seinen Freund

* Der Menschenwurm erbebt nicht, wie es scheint, die Allmacht auszumessen und die Kraft, die keinen Maßstab kennt nach seiner eigenen kleinen Regel, nach den Verhältnissen, die heute noch bestehn und nicht mehr sind, noch eh die Sonne morgen untergeht.

im Dome abgeholt, war vorüber. Der Lenz hatte der alten Kaiserstadt seine Blumen gebracht und auch der Herbst ihr seine Annehmlichkeiten nicht vorenthalten. Ein besonders reges Leben schien sich aber gerade jetzt in ihren Mauern zu rühren, ein Leben, fast so reg, wie bei dem Einzug der französischen Truppen, nur von anderer Art.

Von dem steingefaßten Brunnen des Römerbergs waren die Flagge, mit dem Frankfurter Adler zur einen, und die roth und weiße Fahne mit den Farben der Stadt zur anderen Seite, die daselbst, als Zeichen der Marktfreiheit, aufgesteckt zu werden pflegten, verschwunden und der Hirschgraben mußte sich, zum großen Aergerniß des Raths, bequemen, als Marktplatz zu dienen. Auf dem Römerberg aber bot sich ein anderes Schauspiel dar. Da waren Bretterbuden in doppelten Reihen aufgestellt und der Zwischenraum mittels großer Tücher von ungebleichtem Leinen gegen den Regen gedeckt. Wer einmal eine Beschreibung des jetzigen Jerusalem gelesen, der könnte sich dasselbe hier im Bilde versinnlichen, was die zeltartige Bedeckung der Straße betrifft.

Da waren Gegenstände aller Art, Aesthetisches und zum gewöhnlichen Gebrauch, Nützliches und Angenehmes vereinigt, Gesichter jeden Ausdrucks und Alters; kurz, Krämer, Possenreißer, Musikanten, Hausirer und Bettler, denn es war die berühmte Frankfurter Messe. Diese aber war von guter Herkunft und der alten Freiherrin selber ebenbürtig. Schon Kaiser Friedrich II. hatte die Herbst- oder Bartholomäusmesse im Jahr 1257 definitiv nach Frankfurt verlegt.

Es ist keine Ursache so gering, sie hat ihre Wirkung. So blieb denn auch die Frankfurter Herbstmesse, die wir zu einer Zeit, da die Menschen noch zufriedener und vielleicht überhaupt weniger geneigt waren, über alles Bestehende zu murren, gewiß nicht gering hätten nennen mögen, nicht ohne Einfluß auf das innere Zusammenleben der Familie des kaiserlichen Rath Goethe.

Graf Thorane behauptete noch immer den ersten Stock. Die Bücher, Sammlungen rc. konnten immer noch nicht in ihre gewohnte Ordnung gebracht werden, und die französischen Rothhosen gingen nach wie vor im Hause aus und ein. Dazu kam nun noch der Marktlärm, dicht unter den Fenstern der Studirstube des Raths, und, um das Maaß aller Unannehmlichkeiten voll zu machen, hatte die Räthin, in ihrer gewohnten Gutmüthigkeit, den dem Hause zunächst sitzenden Obst- und Gemüsehändlerinnen erlaubt, ihre Waaren, sobald die Marktzeit vorüber, auf der Hausflur einzustellen. Der Rath brauchte nur ein einziges Mal dieses vegetabile Spalier von Zwiebeln und Kohl, Rüben und Salat auf dem Vorsaal des unteren Stocks zu passiren, um für den ganzen Tag der empfindlichste Mensch von der Welt zu sein. Ihm wollte bedünken, als gezieme sich eine solche Decoration nicht für das Haus eines kaiserlichen Raths und vielleicht hatte er Recht. Die Räthin, wie umsichtig auch sonst, merkte nicht, was den Gatten choquire, und dieser hielt es unter seiner Würde über Gegenstände, die er doch wichtig genug fand, um sich darüber zu ärgern, eine Bemerkung zu machen. Er begnügte sich, wie gesagt, während der vollen Dauer der Messe extra mürrisch zu

sein, und die ganze Familie, doch vorzugsweise Wolfgang, hatte darunter zu leiden. Die zahlreichen Zurechtweisungen und Ermahnungen, sich endlich an Ordnung zu gewöhnen, nahmen von Seiten des kaiserlichen Rath kein Ende und hätte man sie im Drucke bewahrt, so wäre uns wenigstens ein Duodezbändchen in Makulatur überkommen. Wolfgang aber war von Natur Epicuräer, im guten Sinne des Worts; er suchte die Annehmlichkeit, den Genuß und wenn er diese zu Hause nicht fand, so wandte sich sein Streben nach Außen. Leben und Bewegung war einmal sein Element und gleich jener elastischen Feder, die man hundert Mal in eine andere Richtung zu bringen versucht und die stets mit der ganzen Schnellkraft, die ihr eigen, wieder zurückprallt in ihre natürliche Form, so war auch er immer wieder derselbe, spätestens einen halben Tag nach dem letzten Verweise des Vaters.

Eine Erkältung, die er sich an dem früher erwähnten Jahrestage durch seinen Aufenthalt in dem hohen, frostigen Dome zugezogen, hatte ihn eine kurze Zeit an's Bett gefesselt. Die Räthin, erschreckt durch die furchtbaren Phantasien des Knaben, die dem Arzte, bei dem durchaus fieberlosen Zustande des Kranken, unbegreiflich schienen, hatte seiner mit wachsender Angst und mütterlicher Sorgfalt gepflegt. Wolfgang war bald hergestellt gewesen und nun glaubte der Rath, als ein in dem Erziehungsfache kundiger Vater, das Seine thun zu müssen, um das Haus vor der zweiten Auflage einer so ängstlichen Historie, Wolfgang selbst aber, vor einer zu großen Anzahl von Freistunden sicher zu stellen, darinnen derselbe,

wie er sich ausdrückte, eine überflüssige Muse habe, in der Stadt herumzuflankiren und die Seinigen, durch sein Außenbleiben, in Angst und Schrecken zu versetzen, sich selbst aber in Schaden und Nachtheil zu bringen.

Der Knabe hatte, unter der Leitung des wie bereits früher erwähnt auch in Sprachen erfahrenen Vaters, für sein Alter nicht unbedeutende Studien gemacht. Die Griechen und Römer waren ihm nicht fremd, Tasso's und Shakespear's Sprache ihm frühzeitig vertraut. Auf sein besonderes Anliegen, das vielleicht theilweise aus seiner Sympathie für das Haus des alten Ben-David und dessen Bücherschatz entsprang, mußte der Rath ihn von dem alten Rector Albrecht, vom Frankfurter Gymnasium, im Hebräischen unterrichten lassen. Die französische Sprache war ihm durch die obwaltenden Zeitverhältnisse und namentlich durch den Besuch des französischen Theaters, welches man zu dieser Zeit, da Frankfurt damals noch kein Schauspielhaus besaß, in einem Concertsaale eingerichtet, besonders geläufig geworden. Diese Sprachkenntnisse aber waren eben so viele Schlüssel zu einer frühzeitigen, wissenschaftlichen Ausbildung in der Hand des aufgeweckten Knaben.

Wolfgang lernte gerne und leicht, aber er lernte wie ein geborenes Genie, d. h. ohne Regel.

Der Rath, dem ein solches Wesen, als seiner pedantischen Natur unmittelbar entgegen, zur förmlichen Verzweiflung gereichte, hatte nach Wolfgangs letztem Unwohlsein beschlossen, der Unordnung in der Lebensweise seines vielversprechenden Sohnes ein für alle Mal zu steuern. Er hatte ihn dem Privatinstitute, das ein ge-

wisser „Pfeil" unter dem besonderen Schutze und Einfluß des kaiserlichen Rath, als erste Anstalt der Art in Frankfurt begründet, anvertraut. Die Privatstunden, an denen auch die Schwester sich mehr oder minder betheiligte, dauerten nebenbei fort und zur Erholung blieben Fechten, Reiten, Musik und Zeichnen nicht eben links liegen.

Wolfgang wäre im Ganzen mit dieser Lebensweise, die seiner Wißbegierde, seinem Drang nach Bewegung entsprach, vollkommen zufrieden gewesen, hätte eben diese Lebensweise ihn nicht an die Stunde gebunden, ihn nicht gezwungen, Dieß zu treiben, wenn er eben Jenes vorgezogen haben würde; daheim zu bleiben, wenn es ihn nach Außen trieb, oder das Institut zu besuchen, wenn er lieber zu Hause hinter seinen Papparbeiten und seiner Naturalien- und Wappensammlung gesessen oder mit der Schwester Cornelie sich im vertraulichen Zwiegespräch ergötzt hätte.

Die eingetretenen Meßferien hatten zwar für den Augenblick, das so zu sagen zwangsweise angelegte Gängelband in Etwas gelockert, aber ein Punkt blieb denn doch immer zu berücksichtigen. Der kaiserliche Rath hatte nach dem Vorfall in der Bartholomäuskirche bestimmt befohlen, daß Wolfgang, um ähnliche Verlegenheiten der Seinigen zu vermeiden, ein für alle Mal, außer um sich in seine Lehrstunden zu begeben, das Haus nicht mehr verlassen solle, ohne bei einem der beiden Eltern anzufragen und genau auszusagen, wohin er sich begebe. War die Räthin daheim, so mochte eine solche Verpflichtung leicht umgangen oder der nachgiebigen Mutter alles an und für sich Erlaubte abgeschmeichelt werden. Heute aber war

sie schon am frühen Morgen hinausgegangen in den Garten vor das Friedberger-Thor, wo sie in der milden Herbstluft mit einer Arbeit auf der Bank saß, zuzusehen, wie die Mägde verschiedene Herbstfrüchte in die Körbe sammelten. Cornelie saß neben ihr an der Erde und wählte, von der Mutter belehrt, die sich dazu eignenden zu Einmachfrüchten aus; die allerschönsten aber that sie in eine zierlich geflochtene Strohtasche, um sie dem Wolfgang mitzubringen. Der Rath war also allein zu Haus, Er war ebenfalls früh aufgewesen und Wolfgang hatte gehört, wie er der Mutter gesagt, daß er heute an seiner Berichtigung des Keißler und Nemeitz arbeiten und nicht unterbrochen sein wolle. Wie hätte Wolfgang ihn stören können? Und doch hatte er Pylades versprochen, ihn zur bestimmten Stunde auf der Römertreppe zu treffen und Bezugs des Freundes oder dessen, was er mit demselben verabredet, pflegte er immer pünktlich zu sein.

Zweifelnd stand er einen Moment vor der Thüre derselben Mansardstube, die man seit Wegschaffung der Bilder zu seinem besonderen Gebrauch wieder eingerichtet hatte. Er wußte, der Vater war streng, wenn man sein Gebot übertrat, aber die Mutter? Die Mutter wird schon Mittel finden, ihn wieder zu begütigen, dachte Wolfgang und dann, so gestand er sich leise und schelmisch, wäre ja auch der Genuß ein Ersatz für die nochmals zu empfangende Strafpredigt. Somit war der Entschluß gefaßt und Wolfgang stellte sich auf eigene Verantwortlichkeit bei dem Rendez-vous ein.

Der „Römerberg," von dem sogenannten Samstagsberg, darauf in uralter Zeit die öffentlichen Gerichte ab-

gehalten wurden, und nach dem Maine zu von der alten Sala begränzt, ist unter den wenigen freien Plätzen Frankfurts, wenn nicht unbedingt der größte, doch jedenfalls der bedeutendste zu nennen. An ihn schließt sich die Geschichte der deutschen Kaiser, er war von jeher vor allen anderen Straßen der Stadt ein Hauptschauplatz der zu Frankfurt abgehaltenen Krönungsfeierlichkeiten. Seine Mitte ziert ein hochaufsprudelnder Springbrunnen, mit einer in Stein gehauenen Figur als Capitol. Angesichts dieses Brunnens und mit den Häusern des Samstagsbergs parallellaufend, steht ein alterthümliches Gebäude. Die Chronik verweist sein Entstehen auf das 8. Jahrhundert, d. h. auf die Zeit Karls des Großen. Dieses Gebäude, mit pfeilergestützten Hallen und Vorhöfen versehen, scheint nach demselben Plane, wie der nachmalige Kaiserpalast zu Aachen aufgeführt worden zu sein und vielleicht deutet selbst sein Name nur auf die Vorliebe Karls des Großen für alles altrömische Wesen. Der Römer, wahrscheinlich seit Anfang des 15. Jahrhunderts das Stadt- oder Rathhaus von Frankfurt, steht zwischen zwei ihm im Style ähnlichen Gebäuden, welche beide mit der Entwickelungsgeschichte der Stadt innig verknüpft, gewissermaßen, wie zwei getreue Vasallen, neben ihrem Monarchen die Wacht halten. Diese beiden Gebäude sind der Frauenstein und das Lateran, in welch Letzterem die adelige Gesellschaft des Hauses Limpurg von 1495 an ihren Sitz gehabt.

Die Geschichte des Römers zu Frankfurt am Main ist wie ein Zweig an einem vielastigen, weithin schattenden Baume, so mit der Geschichte von ganz Deutschland,

ja theilweise und mittelbar mit der von ganz Europa verwachsen.

In dem Archiv dieses Rathhauses liegen, unter anderen wichtigen Documenten, die Ablaßbriefe, welche wegen des Neubaus der Peterskirche zu Rom und zur schnelleren Betreibung der Geldmittel, abgefaßt wurden, und das Original der goldenen Bulle.

In dem Römer befindet sich die Conventstube, die ehedem bei Reichstagen, Krönungen und anderen feierlichen Gelegenheiten den fremden Gesandten als Berathungszimmer gedient. Hier ist der deutsche Kaisersaal, den Wolfgang so gerne besuchte, dieser Saal, der, eine Doppelerinnerung zurückrufend, das Ritterthum gewissermaßen anzuschließen schien an die classische Geschichte des alten Rom, einen Riesen an einen im Sturz noch gewaltigen Gott.

Heute jedoch war es nicht der Kaisersaal, nicht die goldene Bulle, welche demselben gezeigt und erklärt, den Knaben Wolfgang nach dem Stadthause rief. Ein anderes Schauspiel harrte seiner und schon war die versammelte Volksmenge so groß, daß er nur mit Mühe sich Bahn brach, zu der verhängnißvollen Römertreppe zu gelangen, auf der der getreue Georg seiner harrte. Endlich war der Strom mit kräftigen Armen getheilt.

— Ich gratulire, sagte Georg, daß du mit heiler Haut dich zu mir gefunden und wette, wenn die Räthin dich in dem Gedränge gesehen . . .

— Quid times? Caesarem vehis,* sagen wir, Cäsar

* Was fürchtest du, du fährst den Cäsar? — Worte von dem Letzteren zu dem ihn im Sturme übersetzenden, fürchtenden Fischer gesprochen.

fährt, antwortete Wolfgang, sich scherzhaft in die Brust werfend, aber du bist ja solo?

Das macht, daß ich kein Cäsar bin, antwortete Georg, und die Barke des herzenfischenden Gottes kaum durch diese Menschenfluth hindurch in den Hafen der Erwartung zu bringen verhoffte.

— Immer besonnen, entgegnete Wolfgang, ich wette für mein Theil, du hättest an der Stelle des griechischen Pylades zehn Olympiaden mit der Ueberlegung verbracht, ob du die verhängnißvolle Urne des Aegisthes Gemahlin überbringen solltest oder nicht und dann wäre Gott Saturn dem Dolche des Orest freundlich zuvorgekommen.

— Desto besser, dann wäre kein Unglück geschehen.

— Du hast immer recht, auch wenn du unrecht hast.

Das macht, ich bin ein paradoxer Kerl, Wolfgang.

— Einverstanden! lachte der Sohn des kaiserlichen Rath, aber horch! das scheint mir nicht gerade gleich der Musik zu klingen, wie ich sie mir improvisiren möchte zu des Sophocles oder Euripides Electra, in der wir Beide eine so große Rolle spielen.

Die Töne einer schallenden Musik ließen sich jetzt vernehmen; eine ungeheure Menschenmasse strömte nach dem Römerberg zu; es galt Willenskraft, seinen Standpunkt auf der Römertreppe zu behaupten und ohne Drängen und Stoßen ging es ohnehin nicht ab.

Als der erste Zulauf vorüber und Jedermann, so schnell und so gut er konnte, an den Straßenseiten Platz gefaßt, sah man in der Richtung von der neuen Kräme nach dem Fahrthor, wie ein geregeltes Corps sich die Straße herauf bewegen. Vorn schritten drei Männer in

blauen, goldverzierten Gallaröcken, einen kleinen, silbernen Schild auf der Brust; ihre Notenstücke hatten sie auf den Aermeln befestigt. So spielten sie, so gut es die durch den Luftzug und ihre eigene Bewegung hin und herflatternden Blätter erlauben mochten, mit so viel Tact, als unter den obwaltenden Umständen möglich, die Schalmei, den Baß und das Hoboe.

Das Volk jauchzte dem Kleeblatt zu.

Unmittelbar hinter den Musici kamen drei würdig aussehende Männer, denen ein Gefolge von Dienerschaft sich anschloß. Der ganze Zug näherte sich dem Stadthause.

Bisher waren Wolfgang und Georg ruhig auf ihrem Posten verblieben, sich gleich anderen Leuten mit dieser natürlichen Parterreloge begnügend, als aber die drei Vordermänner des Zugs, die drei Pfeifer genannt, erst die Rathhaushalle betreten, um über die breite Römertreppe hinweg sich in den Kaisersaal zu begeben, da hielt sich Wolfgang nicht länger und, von dem Freunde begleitet, folgte er dem abenteuerlichen Zug. Schildwachen und Pedellen ließen den Sohn des kaiserlichen Rath und den Enkel des Stadtschultheißen von Frankfurt ungehindert passiren. So traten die Knaben, sich unter demselben verlierend, mit dem Gesandtschaftsgefolge in den Saal. Dort wurde, nach altem Herkommen ein öffentlicher Gerichtstag abgehalten. In dem erwähnten Kaisersaal saßen rechts die bevollmächtigten Procuratoren der verschiedenen Partheien, weiter hinauf die Schöffen und mitten unter ihnen, eine Stufe höher, der Stadtschultheiß Textor, unmittelbar unter dem Bildniß des

Kaisers. Er war mit seinem Gallakleid angethan und trug überdieß wie er bei feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegte, an einer goldenen Kette, das ihm von der Kaiserin Maria Theresia verehrte Bildniß, zum Andenken, daß er über ihren Gemahl, Franz I., den Krönungshimmel getragen.

Wolfgang bildete sich heute besonders nicht wenig darauf ein, seines Großvaters Enkel zu sein.

Doch jetzt begann sich vor den Blicken der gespannten Knaben eine Doppelscene zu entfalten. Der Actuarius hatte — wie es denn altherkömmliche Sitte war, für diesen feierlichen Tag eine wichtige Gerichtsverhandlung aufzusparen — schon vor Ankunft des eben eingetretenen Zugs ein Protocoll verlesen:

„Ein Jude war beschuldigt, ein vor Jahren dem Zuchthause entsprungenes Christenweib bei sich aufgenommen, mit demselben in vertrautem Umgange gelebt und dasselbe, nach dessen Absterben, gegen eine große Summe Geldes, von Unbefugten und nächtlicher Weise, an der äußeren Mauer des Judenfriedhofs haben bestatten zu lassen.“

Der Delinquent gab die erste und letzte dieser Beschuldigungen zu, die andere verneinte er standhaft.

Hierauf erklärte ihm der anklagende Procurator, daß er, so lange die Untersuchung währe, die Stadt unter keinerlei Vorwand zu verlassen, auch jedes Mal an beliebigem Tag und vorgeschriebener Stunde einem hochlöblichen Rath, bei Verlust des vom Kaiser bewilligten Schutzes der Juden, sich zu stellen und fernere Rechen-

schaft abzulegen habe. Der Actuarius klingelte und ein Gerichtsdiener führte den Angeklagten ab.

Fast in demselben Augenblick traten die Pfeifer vor die Schranken und die Knaben, deren ganze Aufmerksamkeit sich auf die mittelalterliche Scene gerichtet, die sie umgab, hatten kein besonderes Acht auf den Abgeführten, um so mehr, da sie erst mit dem Gesandtschaftsgefolge, also unter den Letzten vom Zuge hereintretend, nur wenig von dem vorgelesenen Protocolle vernommen hatten. Jetzt traten die Pfeifer vor die Schranken und die Gesandten der drei Städte, Worms, Altbamberg und Nürnberg begrüßten einen hochlöblichen Rath im Namen ihrer Bürger.

Der Schultheiß und die versammelten Schöffen dankten im Namen der Stadt und nun überreichten, während die Pfeifer dazu aufspielten, die Gesandten ihre symbolischen Geschenke: drei Paar geschlitzte mit Seide gesteppte Handschuhe und einen alten Räder-Albus, dazu einen künstlich aus weißem Holze gedrechselten Becher mit Pfefferkörnern, darauf ein weißes Stäbchen lag. Worms aber gab überdies einen alten Filzhut und zwei Goldgulden. Mit dem einen dieser Goldgulden wurde der Hut sogleich wieder eingelößt; die übrigen Gaben empfing der Schultheiß an des Kaisers Statt.

Hierauf fragte er jedweden Gesandten, um die Ursache seines Erscheinens und Jeder gab der Reihe nach zur Antwort:

— Herr Schultheiß, ich erscheine von eines ehrvesten Raths der Stadt N. N. und ihrer Burger Seiten von der Zollfreyung wegen,

so sie in dieser Stadt haben, mit Bitt, solche Zollfreyung, wie von Alters herkommen ist, denen Burgern der Stadt N. N. gedeyen zu lassen.

Der Schultheiß entgegnete hierauf:

— Ich frag' euch, ob ihr einem ehrvesten Rath der Stadt N. N. mit Eyden und Pflichten zugethan seyd?

Nachdem die Gesandten dieß bejaht, sprach der Schultheiß also:

— So gebiet ich euch, bei den Eyden, damit ihr einem ehrvesten Rath der Stadt verwandt, daß ihr Niemanden, der nicht ein seßhafter Burger zu N. N. sei, in solcher Zollfreyung vertheidigen und unterschleifen wollt und erkenne diese Freyung wie vor Alters.

Die Gesandten gaben das sogenannte Zuggeld; der Actuarius schrieb ihre Namen in dem Gerichtsbuch ein und, von den Pfeifern begleitet, begaben sie sich zurück in ihre Herbergen.

Dieselbe Ceremonie wiederholte sich regelmäßig vor Eintritt der Bartholomäimesse.

— Hast du den Mann betrachtet, sagte Wolfgang, indem er mit Georg die Römertreppe herunterging, der meinem Großvater Becher und Stäbchen überreicht?

— Warum?

— Mir kam es vor, als habe er eine große Perücke auf.

— Vielleicht gehörte das zu seinem Gesandten-Ornat.

— Aber die Anderen trugen doch keine Perücken.

— Nun, er wird fritzisch gesinnt sein, wie du und

hat vielleicht, deinem König von Preußen zu Liebe, sich eine Voltaire'sche Allonge machen lassen.

— Ich bin auch fritzisch gesinnt, und unser ganzes Haus ist es, sagte Wolfgang etwas empfindlich, aber das gehört nicht hier her, und kurz und gut, ich meine, der Gesandte trug eine Perücke.

— Ich meine auch.

— Und wahrhaftig, er glich dem unheimlichen Menschen . . .

— Dem Geist, den du in der Bartholomäuskirche gesehen?

— Scherz bei Seite, Georg, der Gesandte glich dem Narbenmann.

— Mein lieber Wolfgang, bist du denn immer noch nicht von den Phantasien aus deiner Krankheit geheilt?

Hier ereiferte sich Orest ganz außerordentlich.

— Phantasien, sagte er, Phantasien? ich dächte, Pylades, du solltest mein gutes Naturell besser kennen, als zu glauben, daß ich bei einem blosen Schnupfen in ein Delirium verfalle.

— Deine Mutter, die Räthin, glaubte doch . . .

— Das hat ihr der alte Dr. Senkenberg, mit den Schwefelholzbeinen dictirt, entgegnete Wolfgang komisch aufgebracht; die Leute sagen schon lange*, er habe sich den lächerlichen Zickzackgang nur darum angewöhnt, um den Gespenstern der von ihm zu Tode Medizinirten aus dem Wege zu gehen und fürwahr, wenn Einer behauptet, daß man,

* Siehe Wahrheit und Dichtung.

bei einem leichten Schnupfen phantasire bei dem mag's nicht weit her sein mit der Gunst Aesculaps.

— Beruhige dich doch, sagte Georg, ich meine nur, du habest eine übergroße Einbildungskraft und deine Liebe zum Geschichtenmachen . . . .

— Du mußt auch nicht Alles für ein Mährchen nehmen, was ich erzähle.

— Das thue ich auch nicht.

— Für was hälst du denn mein Begegniß in der Bartholomäuskirche?

— Für einen natürlichen Spuck, über den man schweigen muß.

Wolfgang sah, daß mit dem Freunde auf diesem Feld nichts anzufangen sei; er schnitt eins, zwei Mal ein ärgerliches Gesicht und beschloß dann, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Die Knaben waren bereits auf dem Römerberg angekommen und Wolfgang wollte sich eben Gewalt anthun, nach dem Hirschgraben zurück zu wandern, anstatt den weit interessanteren Spazirgang zwischen den Meßbuden hindurch vorzunehmen.

— Du gehst? fragte Georg.

— Der Vater, . . . entgegnete Wolfgang.

— Dein Vater, sagte Georg, indem er sein braunes Hütchen tiefer in die Stirne drückte, hätte eigentlich Thurmwart werden sollen, anstatt kaiserlicher Rath.

Eigentlich, sagte Wolfgang, ist doch nur der alte Senkenberg mit seinen improvisirten Fieberphantasieen daran Schuld, daß man sich so sehr um mein Weggehen

und Außenbleiben bekümmert, und ich hätte Lust, ihm zum Trotz, noch eine halbe Stunde herum zu schlendern.

— Das ist vernünftig gesprochen, sagte Georg, und so wanderten die beiden Knaben Arm in Arm den Römerberg entlang zwischen den aufgeschlagenen Meßbuden hin.

Die bei der Ankunft des Pfeifergerichts zugeströmte Menge hatte sich größtentheils, dem abziehenden Zuge nacheilend, in entgegengesetzter Richtung verloren; nur an der dem Römer schräg gegenüber stehenden Nicolaikirche war eine kleine Gruppe zurückgeblieben.

Den Mittelpunkt derselben bildete, auf einer hölzernen Erhöhung, die in einen blauen, abgetragenen Kittel gehüllte Gestalt eines Puppenspielers, der seine Purzenelle neben sich hatte.

— „Hier her, meine Herren, hier her, meine Herren * und Damen, rief er mit einer durchgreifenden Stimme, hier ist zu sehen die wunderbare Mordgeschicht des Teufelsbeschwörers und Hexenmeisters, Dr. Johann Faust, geboren zu Sondwedel, in der Grafschaft Anhalt, oder aber in dem Städtlein Knittlingen in Würtemberg, wenn sie erlauben, meine Herrn und Damen."

Georg und Wolfgang hatten sich sogleich der Gruppe von Zuschauern angeschlossen.

Der Blaukittel drehte eine Schraube seines Wunderkastens und alsbald bewegten sich verschiedene Figuren auf der kleinen Bühne hin und her.

— „Hier", sagte der Blaukittel, mit einem spanischen Rohrstäbchen auf die rührigen Automaten seines Kastens

* Es herrscht die Tradition, daß Goethe auf diese Art zuerst mit der Faustsage bekannt worden.

deutend, „hier ist zu sehn der graue Mönch, wie er dem Dr. Faust erscheint, nachdem solcher ihn mit allerlei gottlosen Zaubersprüchen, Hexenkreisen und brennenden Kerzen herauf beschworen. Mönch und Teufel aber, das ist einerlei. Der Teufel, dem der hochgelahrte Dr. Faust seine Seele verschrieben, damit er ihm in allen Dingen zu Willen sei, und ihn die Herrlichkeit genießen lasse dieser Welt, hieß Mephistopheles. Faust aber versprach, eher in die Kneipe als zur Kirche zu gehen, auch niemals, so lange der Teufel ihm diene, ein ehrliches Mädchen zu seiner ehrbaren Eheliebsten zu erheben, vielmehr wolle Mephistopheles ihm zur Entschädigung die schöne griechische Helena aus der Unterwelt herauf zaubern, daß er nach seines Herzens Gelüst mit ihr lebe. Solchen Teufelspact aber unterzeichnete Faust mit seinem Blut auf 24 Jahre."

Und das ist die erste Vorstellung meine Herren, erlauben sie gefälligst meine Herrn und Damen, jetzt beginnt der zweite Act.

Der Blaukittel fuhr mit einem zerlumpten Taschentuche über seine erhitzte Stirn und auf das Herumdrehen einer anderen Schraube, veränderte sich alsobald der Schauplatz.

— „Schauens, meine hochwohlgeborne Gesellschaft, da haben wir wieder den Dr. Faust, wie er eben einen Christallgeist betrachtet, den ihm Mephistopheles verschafft. Vor ihm auf dem Tisch liegen allerlei Bücher und gelehrige Instrumente, aber hier, hier öffnet sich die Thür und spazirt Einer herein und macht dem sonderlich erstaunten Herrn Doktor eine tiefe Reverenz. Und als die-

ser erfuhr, daß er eines Priesters Sohn aus Wasserburg an dem Bodensee wäre und Christoph Wagner heiße, nahm er ihn an zu seinem Famulus und unterwies ihn in der Astrologie und wie man zu erforschen habe eine menschliche Complexion. Hier aber in der Stubenecken", und der Blaukittel zeigte auf eine kleine Mißgestalt, die einen Hund vorstellen sollte, „hier liegt Prästigiar, d. h. der Hexenmeister, den Mephistopheles dem Faust übergeben, auf daß er immer Speiß und Trank, und Alles, was er an Prästigiar verlangen würde, zur Hand habe; und hat Faust diesen Hund später einem Abte verehrt, der darüber nach einem Jahre zur Höllen gefahren."

„Und jetzt, meine Herren, will ich ihnen zeigen einen absonderlichen Schwank. Sehens, wie ich drehe eine dieser Schrauben, also verwandelt sich das Spiel im Kasten, aber nicht durch des Teufels Gewalt, sondern vielmehr durch die große Kunstfleißigkeit der Menschen."

— „Sehens, da waren einmal drei reiche Junkherrn, aus einem Land, das man Polen nennt und liegt mitten in den Eisgebirgen von Rußland. Diese drei Junkherrn, als sie mit Dr. Faust zu Wittenberg studirten, war eine Lust überkommen nach der Leipziger Messen und setzten sich auf den Mantel des Faust und fuhren alle Vier zusammen gen Leipzig und die Weinschröter, als sie nicht vermögend seynd, ein Faß aus dem Keller zu schroten, sagt Faust, meine Herren, mit Verlaub, meine Herrn Schröter, das mag ich alleine thun und geht hinunter und setzt sich auf das Faß, wie ein Bachus, und reitet's die Kellerthür herauf, als ob es ein Flügelpferd wär oder eine große Fledermaus und hier, meine Herren,

hier schauen sie, wie der Faßreiter über die Bühne fliegt und ein ganzes Gewimmel von Volks um ihn herum. Das seynd lauter zum Tod verwunderte Leipziger, meine Herren, wenn sie erlauben, meine Herren.

Aber die Wunderbarlichkeit dieses Kastens ist so groß, und so unhandgreiflich die Kunstfleißigkeit der Menschen, daß da seynd eine andere Schrauben, womit ich Ihnen vorführen mag, meine Herren, sammt einer herzergötzlichen Musik, einen anderen Teufelsspaß des Johannes Faust aus Sondwedel oder Knittlingen, wie ihnen beliebt, meine hochwohlgeborene Gesellschaft."

Und der Blaukittel berührte auf's Neu die Mechanik des Puppenspiels.

„Hier sehn sie, meine Herren, einen Tisch, daran eine Cumpanei Studenten sitzen und liegen Flaschen auf der Erden und tanzen alle rings herum, d. h. nicht die Flaschen, meine Herren, sondern die lustigen Brüder und der, der in der Mitten steht und ein Kelchglas in der Hand hält, der bringet Fausten einen Trinkspruch und lautet also, meine hochwohlgeborne Versammlung:" Und der Blaukittel recitirte mit einem Pathos, das ihm beinahe die Mundwinkel aus den Angeln trieb, diesen in der Originalfaustsage enthaltenen Spruch:

„So werde deiner froh gedacht, —
Dir sei dieß volle Glas gebracht!
Ach, wo wird unser Faust nun sein?
In Böhmen oder Polen?
O, könnt' ich den fidelen Kerl
Mit meinen Seufzern holen! Juchhe!"

Bei dem „Juchhe" warf er seine Mütze in die Höh und der ganze versammelte Bubentroß, vielleicht Georg

allein ausgenommen, schrie aus voller Kehle mit „Juchhe!“ und das nahm der wandernde Dramaturg für einen ungeheuern Applaus, denn er verbeugte sich tief, als er in der Erklärung fortfuhr:

„Stand zu Erfurt in der Schlossergassen ein Haus, zum Erker genannt, meine Herren, darin gab ein Junker eine große Festivität oder Virtuosität, wie es auch zu nennen ist, denn es war sein Namenstag und hatte alle seine Freunde beisammen, nur den Faust nicht, da derselbige eben ein bischen nach Prag gereiset war. — Als aber Nacht worden und sie Alle gar sehr anhielten mit Zechen und Schmausen, da fehlte ihnen der Faust in allen Ecken und brachten ihm den Spruch, den ich ihnen vordeclamirt, meine Herren. Und auf ein Mal thut sich die Thür auf und der Faust thut herein spaziren, dieweil er auf seinem Rößlein, das Niemand Anders als Mephistopheles selber war, in einigen Minuten von Prag anher geritten. Darob verwunderten sich die Studenten bis in den Himmel.

Der Faust aber nicht faul und: meine lieben Brüder, sprach er, der Faust, ich bin höchlich entzücket, daß ihr meiner in der Fremde gedacht und will auch also eurer gedenken mit einer Verehrung und nimmt einen Bohrer und bohret vier Löcher in den Tisch und verstopfet sie mit vier Zäpflein und spricht: Sagt an, beliebet euch Rheinwein, Malvasier, Madera, Malaga, Franzwein oder sonst dergleichen? Die Studenten aber halten die Gläser darunter und fließet viererlei Weines hinein, daß sie sich höchlich verwundern.“

Hier machte der Blaukittel eine Pause.

— „Mein ehochwohlgeborne Gesellschaft,“ hub er dann wieder an, „so ich ihnen wollte vortragen, Alles, was da zu wissen ist, von dem Leben und den Thaten des hochgelahrten Doctor Faust aus Sondwedel und Knittlingen, wenn sie erlauben, meine Herren und Damen, ich würde vor Abend zu keinem Ende kommen, darum wollen wir jetzt das Schlußstück aufführen, das da vorbringet oder hervorbringet, wie es besser gesagt ist, die griechischen Neronen, mit denen der Doctor Faust durch des Teufels Gewalt verkehrt.

Schauen sie her, meine Herren, dieß hier ist der Riese Polyphemos, dem noch das Bein eines verschlungenen Kindes zum Munde heraushängt. Daneben stehet der Cardinal Campegius, dem zu Ehren Faust eine Luftjagd veranstaltet. Hier ist der Ritter mit dem Hirchgeweih, so ihm Faust im Schlafe aufgesetzt, Alles aus der Geschichte der griechischen Neronen, meine Herren.

Griechenland aber liegt mitten in dem türkischen Ocean, wo die krummen Säbel fabriziret seyn.

Aber jetzt, haben sie Acht, meine Herren und Damen, denn das Beste kommt immer zuletzt.

In der Nachbarschaft des gelehrten Doctor wohnte eine arme schöne Dirne, so bei einem Krämer in Diensten stand und Faust machte ihr einen Heirathsantrag. Der Teufel aber erinnerte ihn an sein Versprechen und den Pact, den er mit ihm eingegangen und drohete, ihn in Stücke zu zerreißen, so er die Dirne zu seinem ehrlichen Ehegemahl zu nehmen nicht abstehe und führete ihm vor, wie sie hier sehen, meine Herren, die schöne Helena, mit der er einen Sohn zeugte, Justus Faust genannt.

Als aber die 24 Jahr um waren, da kam der Teufel auf dem Sturmwind gesessen zur Mitternachtsstunde heran und zerschmetterte den Doctor Faust an den Wänden seines Zimmers und fuhr mit seiner Seele zur Hölle.

Faust aber hatte im Grabe nicht Ruh und als ein kleines höckeriges, graubärtiges Männlein pflegte er im Fenster zu liegen, im Mondschein, in demselben Hause, das er bewohnt. Sein Famulus aber beschwur den wandernden Geist und von da an ist's stille geworden und ich will jetzt auch stille sein, meine Herren, wenn ich ihnen zuerst schönen Dank gesagt haben werde für die neuen Dreier und Sechser, die sie nun wohl in meine Purzenellenbüchse zu werfen gedenken" und damit stieg der Mann von seinem Podest herab und machte die Runde.

Wolfgang und Georg leerten ihre Sparpfennige aus, Jeder gab, was er mochte oder konnte und die Gassenjungen, die nichts hatten, liefen davon mit einem schallenden Hallo!

— Wahrhaftig, an dem Menschen ist ein Dramaturg verloren gegangen, sagte Georg in seiner trockenen Weise.

— Man sollte ihn bei dem französischen Theater engagiren lassen, meinte Wolfgang scherzweise; sein Stück müßte sich wenigstens so gut machen, wie die Diderot und Palissot und Lemierre und wie da Alle nach einander heißen, die die Franzosen uns mitgebracht.

— Du könntest es ja für das Puppenspiel zurichten, das deine verstorbene Großmutter euch zu Weihnachten bescheert.

— Da möcht ich es noch lieber in Wirklichkeit aufführen; du Georg, machst den Mephistopheles, ich den Faust.

— Sehr gütig, warum willst du die Teufelsrolle nicht lieber deinem Geist aus der Bartholomäikirche zukommen lassen oder sie selbst übernehmen?

— Nun, ich meine nur, Gretchen stellt die schöne Helena vor.

— Du bist wahrhaftig in allem Ernste verliebt, Wolfgang.

— Und wenn ich's wäre?

— Gustibus non est disputandur,* da hast du deinen lateinischen Cäsar wieder.

— Wohin gehst du nun, Georg?

— Nach Haus.

— Das heißt?

— Meint man doch, du seist peinlicher Inquirent geworden, Wolf. Du gehst wohl zu deiner schönen Helena?

— Und du zu der deinen, neckte Wolfgang.

— Ich bin zu Tische gebeten.

— Ich auch.

— Doch nicht bei dem alten Ben-David?

— Nein, bei dem Großvater.

— Dann wünsche ich dir einen gesegneten Appetit und streiche mir den Fritz nicht zu sehr heraus.

— Heute ist Pfeifergericht, lachte Wolfgang, da darf ich den Großvater nicht verdrießen.

— Ha, ha, du könntest um den Becher des Perückenträgers kommen. Wer weiß, was es dieß Mal für ein Bewandtniß damit hat.

---

* Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.

— Du bist ein Schalk, Georg, und die beiden Knaben trennten sich scherzend nach verschiedener Richtung.

X.

Sie spricht so ganz mit Kindersinne,
So fromm ist ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich schau in Tiefen ohne Ziel.
Ja! Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.
Uhland.

Zu allen Zeiten haben politische Factionen geherrscht, zu jeder Zeit haben die Mitglieder ein und derselben Familie Verschiedenheit der Meinungen behauptet, denn das Privatleben ist nur eine Wiederholung der staatlichen Interessen im Kleinen, wie der einzelne Mensch der Repräsentant der ganzen Menschheit. Auch die Familie Goethe blieb nicht ganz unangefochten von dem Geist der Parthei. Der Rath mit seinen Hausgenossen entschied für Preußen, während der alte Stadtschultheiß Textor, eingedenk der Auszeichnung, die er von Marien-Theresien empfangen, auf der Seite Oestreichs stand. Dieß gab zu einigen Mißhelligkeiten Anlaß und, obwohl das gute Vernehmen der Familie im Ganzen nicht aufgehoben wurde, so sah man sich doch weniger als gewöhnlich, wenn auch nur um den so leicht herbeigeführten Streitigkeiten aus dem Wege zu gehn. Der kaiserliche Rath Goethe besonders ließ sich selten bei dem Schwiegervater sehen und nur, wenn Geschäfte ihn zu demselben beriefen. Wolfgang, wie wir bereits gehört,

war zwar auch „fritzisch“ gesinnt, aber sein Enthusiasmus galt nicht dem Lande, sondern dem Mann; es war Friedrich, den er bewunderte und nicht Preußen, das er gegen die Anfälle der anders Gesinnten mit knabenhafter Lebhaftigkeit zu vertheidigen meinte. Als ältester Enkel hatte er seit seinen frühesten Jahren an Sonn- und Feiertagen, mit wenig Ausnahmen, bei dem Großvater gespeist und nur die Aussicht, seinen Helden tadeln oder schmähen zu hören, hatte ihn in letzterer Zeit vermocht, den Großvater an Sonn- und Festtagen oftmals im Stiche zu lassen. Heute aber war das Pfeifergericht abgehalten worden und das war ja auch ein Feiertag für die schaulustige Jugend und absonderlich für Wolfgang. Er schlug also den Weg von dem Römerberg nach der Friedberger-Straße ein.

Der Großvater war bereits zu Hause, denn die Vorstellung des Blaukittels, alle Pausen und Variationen mit eingerechnet, hatte länger gedauert, als man hätte denken sollen. Der Stadtschultheiß saß in der hoch mit Eichenholz getäfelten Stube in seinem Sorgenstuhl und schmauchte nachdenklich sein Pfeifchen Tabak.

— Guten Morgen, Großpapa, sagte Wolfgang, sein dreieckiges Hütchen ablegend, und sogleich mit einer Anklage beginnend.

Der Stadtschultheiß drehte sich herum.

— Guten Morgen, Junge, sagte er freundlich, aber du bist ja ganz erhitzt?

— Das macht, Großväterchen, daß ich mich geärgert habe.

— So, so, hat dir etwa Einer deinen Fritz angefeindet?

— Das nicht, antwortete Wolfgang, am heutigen Tage und dem Pfeifergericht zu Gefallen, allen weiteren politischen Erörterungen klug ausweichend, das nicht, aber man hat mich selbst angefeindet.

— Wie so?

Nun, da ich eben über den Römerberg die neue Kräme herabging, lief mir ein ganzes Rudel Gassenjungen nach; sie verfolgten mich bis an den gothischen Thorbogen, Großpapa.

— Sie haben dir doch nichts zu Leide gethan?

Wolfgang zeigte trotzig seine beiden Fäuste.

— Du bist gut bewehrt, wie es scheint, aber was wollten die Jungen?

Sie hatten mich aus dem Römer heraustreten sehen und bemerkt, wie Pedell und Schildwachen, mich ungehindert passiren lassen, und da paßten sie mir auf, bis ich allein sei.

— Und was war ihr Begehr?

— Der Eine sagte, ich sei ein Hochmuthsteufel und bilde mir was darauf ein, daß mein Großvater Stadtschultheiß von Frankfurt sei.

— Und du antwortetest?

— Ich bilde mir auch was darauf ein, sagte ich, und schlug dem Ersten Besten auf die Nase, daß das Blut in hellen Strömen davon floß.

— Das hättest du nicht thun sollen, Wolfgang.

— Warum nicht? Nun fielen drei auf ein Mal über mich her. Der Eine sagte, ich sei stolz, wie ein

verwünschter Prinz und der Andere meinte, es fehle mir weiter nichts, als mich rühmen zu dürfen, der Sohn eines Karl VII. oder sonst eines Potentaten zu sein, es sei nun auf welche Art es da wolle.

Der Stadtschultheiß lächelte in sich hinein und blies den Dampf seiner Meerschaumpfeife in die Luft.

Wolfgang aber fuhr eifrig fort:

— Ich wußte wohl, daß der blose Neid aus den Jungen rede und daß sie mir auffäßig geworden, weil sie mir zu gemein sind, um mit ihnen zu spielen und da antwortete ich denn gerade aus, daß es schon mehr verwünschte Prinzen gegeben und daß ich gar nicht böse sei, einer zu sein, vorausgesetzt, daß der Zauber sich seiner Zeit löse und mir mein gutes, angestammtes Recht wieder zu Theil werde.

— Du bist ein kleiner Thor, Wolfgang, und der Stadtschultheiß klopfte sein Pfeifchen auf dem Fensterrande aus. Wolfgang aber sprach weiter:

— Da haben wir's, da haben wir's ja, schrie der ganze Chor, wie aus einem Munde, und ein Regen von Faustschlägen fiel auf mich nieder. Aber ich habe sie tractirt, Großvater, ich wette sie haben alle blaue Flecken davon getragen.

— Das war Simson gegen die Philister, lächelte der alte Stadtschultheiß.

— Ungefähr, nur daß mir der Eselskinnbacken abgeht, bemerkte witzelnd der Enkel.

— Du solltest in der Zukunft solche Händel vermeiden.

— Ich suche sie ja nicht, aber wenn man mich anfeindet und mir mein gutes Herkommen zum Vorwurf machen will, dann sage ich es frei heraus, ich bilde mir auch Etwas darauf ein, daß mein Vater kaiserlicher Rath und mein Großvater Stadtschultheiß von Frankfurt ist.

Der alte Textor schaute zum Fenster hinaus nach dem großen Maulbeerbaum, den reichbeladenen Obstspalieren und den Herbstblumen seines Gartens.

— Aber sage mir, Großvater, fragte Wolfgang einleitend, warum wir eigentlich kein Wappen haben?

— Lieber Sohn, antwortete der Greis, alle weiteren Erörterungen umgehend, ein Jeder sollte suchen, durch sich selbst Etwas zu werden, damit er dem Staat nütze als ein guter Bürger.

— Ich wollte, sagte Wolfgang, durch eine zweite Idee von der ersten schnell abspringend, ich wollte, ich könnte mir einen eigenen Staat gründen. König wäre die Dichtkunst oder ihr Repräsentant; Minister und Hofleute wären die übrigen schönen Künste oder ihre Vertreter und das Volk bestünde aus lauter Verehrern, Dilettanten oder Vasallen derselben.

— Du möchtest also den Pegasus schirren, gib acht, er würde ausreißen; die Ideale lassen sich nicht in's Leben herabziehen.

— Graf Thorane hat mir von den Troubadours erzählt in der Provence, und wie sie eigene Höfe gebildet, unter dem guten König René; und dann von den „jeux floraux“, die zu Toulouse abgehalten wurden. Es waren aber lauter Ritter, die um den Preis warben und wenn sie auszogen, die Huld ihrer Dame zu gewinnen, so

trugen sie ihre eigenen, bedeutsamen Farben, und gestickte Wappen auf ihren Fähnlein. Nur Schade, daß die häßliche Inquisition und nachmals das Jesuitenthum, sagt Graf Thorane, ihre düsteren Schatten über das schöne Land hingeworfen, das wie ein Garten dasteht, darin alles Herrliche in Natur und Kunst, aufzublühen bestimmt sei . . . . aber, Großväterchen, sage, hast du die Wappen des Hauses Limpurg nicht mehr, die ich bei dir gesehen?

— Ja doch, sie sind gut aufgehoben.

— Und kannst du sie mir noch nicht geben?

— Vielleicht bald.

— Warum denn nicht jetzt?

— Weil sie gebraucht werden.

— Zu was denn, Großvater?

— Bei einer Gerichtsverhandlung.

— Wappen, bei einer Gerichtsverhandlung?

— Ja, habe ich dir denn nicht gesagt, daß mit einem Siegel oder einer Namensunterschrift zuweilen Unterschleif getrieben wird, und daß die Obrigkeit dergleichen Verbrechen bestraft?

— Und wer hat denn hier einen Unterschleif getrieben?

— Das gilt es eben zu erforschen.

— Nun, Großväterchen, schmeichelte Wolfgang, du schenkst mir aber doch die Sachen, die du bei dem Pfeifergerichte erhalten?

Der alte Stadtschultheiß stand auf und holte aus einem nahen Wandschranke das Stäbchen, den Räder-Albus und den Goldgulden.

— Die Handschuhe, sagte er, behalte ich für mich.

— Sie würden mir auch viel zu groß sein, entgegnete Wolfgang, nicht ohne einige Eitelkeit, seine hübschgeformte Hand betrachtend. Aber, Großvater, bekomme ich den Becher nicht? Du hast ihn mir noch jedes Mal gegeben.

— Den Becher, entgegnete der Stadtschultheiß, will ich dieß Mal auch behalten.

Wolfgang schaute dem alten Mann in's Gesicht.

— Weißt du was, Großväterchen, sagte er, mir hat geschienen, als trage der Mann, der dir den Becher überreicht, eine große Perücke.

Der Stadtschultheiß blickte erstaunt den Knaben an.

— In Ernst, Wolfgang, und glaubst du dessen gewiß zu sein?

— Ja, aber Georg Frosch hat mich ausgelacht und mich einen Geisterseher genannt.

— Und hast du den Mann in der Nähe gesehen?

— Ich sagte dir ja, daß mich die bösen Buben nur deßhalb angefallen, weil Pedell und Schildwachen mich, den Sohn des kaiserlichen Rath und Enkel des Stadtschultheißen, ungehindert passiren lassen. Ich war auf diese Weise mit dem Gesandtschaftsgefolge, Georg Frosch als Begleiter, unmittelbar bis in den Kaisersaal gedrungen, wo du unter dem Bildnisse des Kaisers saßest.

— So, so, sage mir doch, was du an dem Manne überhaupt bemerkt.

Wolfgang erzählte nun wiederholt, und trotz der Warnung des ehrlichen Pylades, die ganze wunderbare Geschichte von dem Narbenmann, wie er sie in dem Dome erlebt zu haben glaubte. Er schilderte die ge-

heimnißvolle Erscheinung, das Aussehen und die Geberden desselben und fügte dann hinzu, wie der Gesandte zwar unmöglich jener Narbenträger gewesen, den er an Statur und besonders an Geradheit der Haltung weit übertreffe, wie er, Wolfgang, aber doch unwillkührlich durch ein gewisses Etwas, an die Erscheinung im Dom erinnert worden. Dabei blieb der Knabe des Versprechens eingedenk, das er St. Jean gegeben, und auch von der Wohnung des geheimnißvollen Individuums erwähnte er nichts, denn das hätte ja wohl die Seinigen in nähere Berührung mit Grethchen gebracht, und gewiß hätte der Rath ihm verboten, ferner in die Judengasse zu gehen.

Der alte Stadtschultheiß Textor schüttelte nachdenklich den Kopf und es mochte ihn wohl ein Zweifel an die medizinische Competenz des Doctor Senkenberg, mit den Schwefelholzbeinen und dem Zickzackgang, überkommen sein, aber er sagte ganz einfach:

— Das ist eine kuriose Geschichte, und damit hatte die Unterredung ein Ende.

Nach eigenommener Mahlzeit ging Wolfgang mit dem Großvater in den Garten.

Die Astern standen im schönsten Flor. Hier rankten bunte Winden an geschmeidigen Weidenstäben sich herauf, dort umzog grüner Buchs freundlich die niederen Rabatten, auf welchen das bescheidene Stiefmütterchen blühte und die duftende Resede.

Hie und da sah man auch wohl noch eine verspätete Rose. Zwerg- und anderes Obst hing im Ueberfluß an den sorgfältig gestützten Bäumen und Johannis- und

Klosterbeersträuche zeigten wenigstens noch Spuren des gespendeten Segens.

Die Besorgung dieses Gartens war das Steckenpferd d... alten Stadtschultheißen. Er oculirte selbst die Bäume, beschnitt im Frühjahr die Rosenstöcke, wobei er, um sich vor den verletzenden Dornen zu schützen, die ihm bei dem Pfeifergerichte gespendeten Handschuhe anzuziehen pflegte. Jetzt band er seine Pfirsiche sorgfältig an das Spalier, um sie, so viel wie möglich, der Sonne auszusetzen. Wolfgang sah ihm aufmerksam zu und ließ sich nebenbei über manches Nützliche und Schöne in der Gartenbaukunst unterrichten, und der Greis machte ihn um so lieber mit den verschiedenen Pflanzen und dem Besonderen ihrer Pflege bekannt, als er sich selbst durch des Enkels Wißbegierde in seiner Lieblingsneigung geschmeichelt fühlte.

— Großväterchen, fragte Wolfgang, da er den richtigen Moment zum Vorbringen einer neuen Bitte erhascht zu haben schien, darf ich mir einen Straus pflücken?

— Der Garten hat bereits sein Herbstkleidchen angethan, lächelte der Schultheiß, doch wenn Mütterchen vorlieb nehmen will, so habe ich nichts dagegen.

Wolfgang fühlte sich nicht berufen, den Großvater über den kleinen Irrthum aufzuklären. Froh der Beute, sprang er von Beet zu Beet und der Stadtschultheiß war ihm selber behülflich, unter den herbstlichen Kindern Flora's diejenigen auszuwählen, welche durch Duft und Farbenfrische noch Ansprüche auf das Wohlgefallen der Empfängerin machen konnten. Der junge Goethe ermangelte

nicht, dabei mit dem Großvater von allen den tausend Dingen zu plaudern, von denen Knaben seines Alters immer zu reden wissen. Als der Straus vollendet, umwickelte er ihn sauber mit einem Streifchen Papier, [illegible] d war eben zu einem alterthümlichen Brunnen getreten, um die bunten Blumen mit frischem Wasser zu besprengen. Ich will ihn doch nicht welk überreichen, dachte er, da ließen sich Schritte unter dem gothischen Bogengange vernehmen; es war der Vater. Wolfgang stutzte fast, ihn hier zu sehen. Was mochte den kaiserlichen Rath veranlaßt haben, zu kommen? Er hatte sein Gesicht in sehr ernsthafte Falten gelegt. Vielleicht weiß der Vater, daß ich ohne Erlaubniß fortgegangen, sagte der Knabe zu sich selbst; das Pfeifergericht und der dadurch obwaltende Lärm in der Stadt haben ihn obendrein verstimmt, vielleicht auch ist ihm schon Etwas von meinem Streit mit den Straßenjungen zu Ohren gekommen und er sucht mich hier auf, um mir meine Strafpredigt zu halten. Der Rath jedoch sah ernst, ohne zornig zu sein, und Wolfgang begriff, daß der Vater im Augenblick von wichtigeren Dingen preoccupirt sei, als von der Absicht ihn abzukanzeln. Er brachte demzufolge das Erscheinen des väterlichen Censors sogleich mit den Siegeln und dem verweigerten Becher in Verbindung, denn Wolfgang besaß frühzeitig zwei dem Dichter und Philosophen gleich unentbehrliche Dinge, die Anlage zur Logik und die Kunst der natürlichen Analyse. Auch hatte er in seiner Art, und war es nur, wenn er mit Georg Frosch durch die Straßen strich, oder mit demselben am Maine herumspazirte, um die Passagiere des ankommenden Markt-

schiffes in Augenschein zu nehmen, physionomische Studien gemacht. Er trat also freundlich auf den Vater zu und zeigte ihm seinen Straus. Der Rath belobte denselben und wandte sich zu seinem Schwiegervater. Wolfgang aber sprang die alte gothische Wendeltreppe hinauf, das Stäbchen, den Goldgulden und den Räder-Albus zu sich zu stecken. Hierauf beurlaubte er sich, bei den bereits in eifrigem Gespräch begriffenen Männern, und flog die Straße hinab, wie ein abgeschossener Pfeil, bis an deren Mündung in die Fahrgasse. Hier stand die sogenannte „Bornheimer-Pforte", in deren unmittelbarer Nähe die Judengasse sich ausdehnte.

Es war ein großer Contrast zwischen der engen, schmutzigen Straße, und der freundlich-geräumigen Wohnung des Großvaters; der Unterschied zwischen alt und alterthümlich; schmerzens- und nur erinnerungsreich trat hier deutlich vor die Seele. Dennoch empfand der Knabe ein inneres Behagen, als er bald darauf die halbdunkle Treppe hinauf und in Grethchens Stübchen trat; es kam ihm schöner vor, als der große Erkersaal in des Großvaters Hause und dann hatte er es ja auch in eine Art Gärtchen oder vielmehr Gartenhäuschen umgewandelt. Vor den Fenstern standen zahlreiche Blumentöpfe, deren frisches Grün bosquetartig durch die blanken Scheiben hereinlugte. Der versprochene Vogel hing in einem künstlichen Bauer über Grethchens Bett, er flog zahm von dem Mädchen zu Wolfgang und von diesem wieder zu Grethchen hinüber; überall sah man Spuren von des jungen Goethe gutgelungenen Papparbeiten, ein Kästchen, ein Körbchen oder dergleichen. Einige Zeichnungen, Land-

schaften und andere Versuche des Knaben schmückten die Wände. Am Fenster stand das schnurrende Rädchen und hatte man erst einmal der kleinen blauaugigen Spinnerin, mit den beiden langherabhängenden flächsernen Zöpfen, in das rosige Antlitz geschaut, dann mochte man wohl die alte Judengasse vergessen und sich in die Nähe einer jener lieblichen, sagenhaften Frauengestalten aus dem alten Ritterthume versetzt glauben.

Wolfgang stellte den mitgebrachten Straus in ein Glas; das einzige Röslein desselben aber steckte er an Grethchens Brust. Sie dankte und küßte ihn und schob ihr Spinnrädchen bei Seit.

— Ich kann auch gar nichts arbeiten, wenn du da bist, sagte sie, und Wolfgang küßte sie wieder und setzte sich zu ihr und erzählte ihr, wie er den Tag verbracht und wie er sie zu sich gewünscht.

— Ich wünsche mich immer zu dir, sagte Grethchen, aber was würde wohl dein Vater, der kaiserliche Rath, was würde der Stadtschultheiß von Frankfurt gesagt haben, wenn du mit dem armen Grethchen in den großen Kaisersaal gekommen wärest?

Wolfgang strich schweigend über die blonden Haare des Mädchens. Der Zeisig saß auf dem Spinnrädchen und zerzupfte die Weife desselben. Jetzt flog er auf des Knaben Hand. Dieser pfiff ihm ein Liedchen vor und der kleine gefiederte Sänger schlug es alsbald nach, daß es eine Lust war und schaute dabei mit den blitzenden Aeuglein zu Grethchen hinüber und drehete coquettirend sein Köpfchen, gerade, als ob er so recht eigentlich um ihren Beifall buhle.

— Er ist so zahm, sagte das Mädchen, und du hast ihn so schöne Weisen gelehrt, Wolfgang.

— Sogleich flog der Vogel zu Gretchen hinüber. Wolfgang räumte seine Taschen aus und füllte das kleine Eßgeschirr des Vogelbauers mit frischen Körnern.

— Weißt du was, sagte er zu Gretchen, wenn es wieder Frühling wird, dann bringe ich dir ein Zeisigweibchen mit und zwei kleine geflochtene Weidenkörblein und da wollen wir zusehen, wie die Vöglein sich die Fäden von deinem Spinnrädchen holen und sich ein flächsernes Nestlein bauen.

— O, das wird herrlich sein, lieber Wolfgang! sagte das Mädchen, an den Knaben anlehnend.

Der Zeisig aber flog in sein Bauer, sich an der mitgebrachten Spende zu erfreuen.

Nun mußte Wolfgang noch einmal die Erzählung von dem Puppenspiel wiederholen, denn das hatte Gretchen sehr interessirt.

— Warte doch, sagte sie, Ben-David hat allerlei dergleichen wundersame Historien von seiner letzten Reise mit zurückgebracht; er erlaubt mir schon, sie zu nehmen, vorausgesetzt, daß ich sie wieder an ihren rechten Platz lege. Wenn ich nur so gut lesen könnte, wie du, Wolfgang, da wollte ich mir an Sonn- und Feiertagen, während du bei dem Großvater bist, die Zeit schon vertreiben. Und damit ging sie zur Thüre hinaus in den kleinen Buchladen hinab und kam bald mit einer Anzahl auf Calenderpapier gedruckter und mit vielen Holzschnitten versehener Broschüren zurück, die sie sämmtlich vor Wolfgang ausbreitete.

Da waren der Kaiser Octavianus, die schöne Melusine, der Eulenspiegel, Fortunatus mit seinem Wünschseckel und auch die alte Sage von dem Dr. Faust. Wolfgang fiel begierig über diesen Bücherschatz her. Zuerst wurden die Bilder betrachtet, dann schritt man zum Lesen. Gretchen hatte ihre beiden Hände in den Schooß gelegt und hörte aufmerksam zu, wie der Knabe, mit heller Stimme und hervorhebender Betonung, die interessantesten Stellen aus den verschiedenen Broschüren ihr vortrug. Dabei unterbrach sie ihn häufig, ihn wegen eines Namens, eines Worts um Erklärung zu bitten und Wolfgang war immer bereitwillig, den Lehrmeister abzugeben.

— Es ist erstaunlich, was du Alles weißt, sagte die Kleine, ich bin doch ein recht dummes Ding gegen dir, lieber Wolfgang.

— Du bist mein liebes Gretchen, antwortete dieser, da eben die Episode von der schönen Helena fertig gelesen, aber willst du nicht einmal mit mir gehen, dem Puppenspiele zuzusehen? gewiß stellt sich der Mann morgen wieder auf dem Römerberg ein.

Gretchen versprach, denn sie pflegte oftmals Wolfgang, Pylades und Lyda auf ihren Spazirgängen zu begleiten. Nur in sein väterliches Haus hatte Wolfgang sie nach Beendigung des Trautmann'schen Bildes nicht zurückzubringen vermocht.

— Mir ist, als würde dein Vater uns Beide schelten und dann Alles am Ende sein, sagte sie, und vielleicht hatte Wolfgang ein ähnliches Gefühl, denn er hörte auf, Gretchen zu einem Besuch in dem Goethehaus anzuregen.

— Erzähle mir doch noch einmal, sagte sie, nachdem Beide die Broschüren hinlänglich betrachtet und der ganze Vorgang mit dem Puppenspiel zur Genüge erörtert war, erzähle mir doch noch einmal die Geschichte von dem wunderbaren Vorfall in der Bartholomäuskirche.

Wolfgang willfahrte ihrem Wunsch und Gretchen hörte ihm aufmerksam zu.

— Weißt du was, sagte sie endlich; ich bin oftmals, wenn es bereits düster geworden, in der Bartholomäuskirche gewesen und da war mir zuweilen gerade, als ob die Heiligenbilder sich von den Wänden ablösten und die steinernen oder hölzernen Figuren sich zu bewegen anfingen; gewiß, mein lieber Wolfgang, das Halbdunkel hat dich getäuscht und irgend ein Bild oder eine Statue ist dir wie ein Gespenst vorgekommen. Kann man doch die Bäume im Wald für menschliche Gestalten, einen Stein oder Strauch am Wege für ein Ungeheuer ansehen, sobald es Abend geworden. Ich versichere dich, Wolfgang, daß mir dergleichen oft vorgekommen.

Wolfgang antwortete nichts, denn er hatte bei sich selbst seine Meinung über jenes Ereigniß festgestellt und sich bereits resignirt, überall denselben Unglauben zu begegnen. Er saß einen Augenblick nachdenkend da und fragte dann Gretchen:

— Sage mir, der Fremde wohnt doch noch immer in euerem Haus?

Gretchen bejahte.

— Und wie beträgt er sich gegen dich?

— Ach, Wolfgang, sagte das Mädchen, indem sie

ihre beiden Hände auf die Brust legte, wenn du wüßtest, wie der Mann mich dauert!

— Warum?

— Warum, das kann ich dir so eigentlich nicht sagen.

— Und ist dir nicht mehr unheimlich vor ihm, Grethchen?

— Unheimlich wohl in seiner Nähe, aber nicht eigentlich vor ihm.

— Vor was denn?

— Vor einem sonderbaren Etwas, das ihn umgibt, und dann . . .

— Dann? fragte Wolfgang gespannt.

— Dann zieht es mich wieder zu ihm hin, daß ich ihn lieben möchte, Wolfgang, so wie ich meine Mutter nicht geliebt.

— Du liebst mich nicht mehr, Grethchen, sagte Wolfgang betrübt.

Grethchen aber umschlang den Knaben mit beiden Armen und antwortete traurig:

— Und das kannst du glauben von dem armen Grethchen?

Wolfgang schwieg; er empfand, als habe er die Kleine verletzt.

Der Zeisig aber hüpfte von einem Stäbchen zum andern, wetzte sein Schnäblein an dem Drathgitter des Käfigs und pfiff dazu die Melodie eines sehr alten deutschen Volkslieds, das ihn Wolfgang gelehrt:

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das da gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir den Ring dabei:
Die Treu hat sie gebrochen;
Das Ringlein sprang entzwei."

— Komm, sagte Wolfgang zu Grethchen, erzähle mir, was dich eigentlich an dem Fremden interessirt.

— Daß er so traurig ist, antwortete Grethchen, sieh Wolfgang, gerade so traurig, wie das Liedchen, das der Zeisig so eben gesungen. Gewiß ist ihm was Liebes gestorben oder so was Aehnliches.

— Und siehst du ihn öfter als sonst?

— Ich gehe nicht ein Mal zur Kirche, er sitzt mir stets gegenüber, gebückt und in seinen Mantel gehüllt, denn ich habe mein bestimmtes Plätzchen, Wolfgang.

— Und?

— Nun, wenn er mir so gegenüber sitzt und der Priester die heilige Handlung verrichtet, da . . . .

— Grethchen! Grethchen!

— Lieber Wolfgang, ich liebe ihn gewiß nicht so sehr als dich, und dann so ganz anders.

— Ich wollte, der Narbenträger säße auf dem Blocksberg, sagte Wolfgang heftig.

Grethchen schaute ihren jungen Freund zutraulich an.

— Sage, Grethchen, fragte Wolfgang, ob du mir am allerbesten auf der ganzen Welt bist?

— Am allerallerbesten, Wolfgang.

— Nun, dann mag der garstige Narbenträger bleiben wo er ist, ich will auch gar nicht eifersüchtig sein, auf den häßlichen Menschen, aber sage mir weiter, wenn der Fremde dir gegenüber sitzt, und der Priester die heilige Handlung verrichtet, da . . .

— Komme ich mir vor, wie eine rechte Sünderin.

— Warum?

— Weil mein Herz nicht bei Gott ist.

— Dein Herz, Gretchen?

— So Etwas aus meinem Herzen ist anderswo. Du magst dieses Etwas Mitgefühl nennen; Wolfgang.

— Und der Fremde?

— Er schaut mich an mit einem Blick, so tief, so schmerzensreich, daß ich ihm fast zu Füßen fallen möchte, ihn zu fragen, ob ihm denn Niemand, gar Niemand helfen kann auf dieser Welt. Und dann, wenn die Vesper aus ist, pflegt er mir das Weihwasser zu reichen und als ich das erste Mal seine Fingerspitzen berührt, da fror es mich durch und durch und dieselbige Nacht träumte mir, ich spielte in einem schönen, schönen Garten, mit einem Haus darin, so groß wie ein Feenschloß und meine Mutter lebte noch, aber sie hatte ein ganz anderes Gesicht und trug gar schöne Kleider und der Fremde war auch da, aber er sah frisch aus, wie andere Menschen und ich sprang herum und freute mich und meine Mutter und der Fremde sahen mir zu. Sie gingen Arm in Arm.

— Und ich? War ich nicht dabei?

— Du standest in der Ferne und warfst mir Kußhände herüber, aber da war ein Wasser zwischen dir und mir und als du über die kleine Brücke setzen wolltest, siehe da brach sie ein und ich wurde wach.

— Und als du wach geworden, war ich auch bei dir, sagte Wolfgang, indem er die Kleine an sich schloß, aber immer noch war seine Forscherlust nicht genug befriedigt.

— Sage mir, Grethchen, fragte er weiter, sprichst du den Fremden niemals auf deinem Zimmerchen?

— Ich will dir's sagen, Wolfgang, antwortete das Mädchen, wenn du mir nicht böse sein willst.

Wolfgang drohte mit dem Finger.

Grethchen aber nahm von ihrem Halse einen einfachen Perlenrosenkranz, daran ein kleines, silbernes Kreuzlein befestigt war.

— Sieh, sagte sie, das ist das Einzige, was ich von meiner Mutter ererbt; so lange ich mich erinnere, bin ich niemals ohne dieses Kreuzchen gewesen und ich halte es werth, als mein einziges und bestes Kleinod, das ich sehr traurig sein würde zu verlieren. Ich pflege gar oft das Schlößchen nachzusehen, mich zu versichern, ob es den alten Schluß behalten und doch hatte ich es ganz unbegreiflicherweise neulich im Gedräng der Kirche, beim Herausgehen, verloren. Ich bemerkte es gerade, als der Fremde mir, wie gewöhnlich, das Weihwasser gereicht. Am Abend saß ich traurig in meinem Stübchen; es war noch Sommer und die Hitze sehr groß, und dann pflege ich oftmals die Stubenthüre aufzulassen, weil ich dich so gern über die Treppe heraufspringen höre.

— Du gutes Grethchen! sagte Wolfgang.

Die Kleine entwand sich seinen Armen.

— Erst laß mich auserzählen, lieber Wolfgang, sagte sie. Wie ich nun so da sitze und mein Rädchen drehe, und es zuweilen einhalte, damit ich über dem Geschnurre deinen Tritt nicht überhöre, siehe, da öffnet sich die Thüre ganz leise und vor mir stand der Fremde. Er hatte mein Kreuzchen in der Hand und sein Gesicht

leuchtete vor Vergnügen, wie die liebe Sonne und war doch auch wieder so traurig, daß es mir vorkam, wie die Wolken, welche die helle Sonne verdunkeln.

— Ich wette, er hat dir das Kreuzchen gestohlen, sagte Wolfgang, nur um der Gelegenheit Willen, dich zu sprechen.

— Ich weiß es nicht, aber er gab es mir zurück mit den sanftesten Worten von der Welt.

— „Mein liebes Kind," sagte er, und ergriff meine Hand, und hängte mir das Kettchen um den Hals, „ich bin sehr glücklich gewesen" . . .

— O, ich bin auch glücklich, sagte ich, ohne ihn ausreden zu lassen, und küßte mein Kreuzchen, vor lauter Vergnügen, es wieder zu haben, denn es ist ja von meiner Mutter, sagte ich zu ihm. Er sah mich an, seufzte, ergriff noch ein Mal meine Hand und schlich nach der Thüre zu. Ich sah ihn auch an und weiß nicht mehr, was ich sagte, aber er kam plötzlich zurück und, Wolfgang, ich konnte nicht dafür, er schloß mich mit Heftigkeit in seine Arme und drückte einen brennenden Kuß auf meine Lippen. „Gott schütze dich, mein Kind!" sprach er leise und war verschwundrn. Ich konnte ihm nicht zürnen . . . .

Als Wolfgang nach Hause kam, trat ihm bereits auf dem Corridor die Schwester Cornelie entgegen.

— Komm nur schnell, sagte sie, mit herauf in dein Giebelzimmer; der Papa ist so eben erst heimgekommen von seinem Besuch bei dem Großvater. Mütterchen ist bei ihm auf seinem Studirzimmer. Sie haben die Thüre abgeschlossen und ich hörte sie eifrig mit einander reden,

als ich die Treppe herabging, komm, damit du oben bist, ehe der Vater heraustritt und dein spätes Heimkommen bemerkt.

Wolfgang dankte der Schwester und sprang Hand in Hand mit derselben in das dritte Stockwerk hinauf.

Cornelie hatte ihre aus dem Garten mitgebrachten Schätze dort aufgestellt, eine trauliche Lampe brannte auf dem mit weißer Oelfarbe bestrichenen krummbeinigen Tisch. Rechts und links standen zwei alterthümliche mit Leder bezogene Stühle.*

— Du bist doch eine vorsorgliche Schwester, sagte Wolfgang, und schenkte Cornelien den Räder-Albus und das Stäbchen von dem Pfeifergericht, die ihm der Großvater gegeben.

Cornelie setzte sich dem Bruder gegenüber und die Geschwister plauderten lange und zerbrachen sich beide die Köpfe, warum der Großvater wohl dieß Mal den Becher für sich behalten, aber sie konnten die Ursache nicht ergrübeln.

XI.

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.
Schiller.

Am folgenden Morgen saß die Räthin allein in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer, als ihr Gatte hereintrat. Sie hatte bereits die nöthigen Befehle für die Tages-

* Diese Gegenstände stehen noch jetzt in demselben Zimmer.

ordnung im Häuslichen gegeben und so eben ihr Töchterchen Cornelie in die Küche geschickt, zuzusehen, ob Alles genau so geschehn, wie die Mama gesagt. Sie selbst probirte auf einem hübschen Klaviere, das mit dem übrigen besseren Hausrath in das rennovirte Haus gewandert war, den Baß zu einer kleinen vierhändigen Sonate, davon Cornelie, unter Begleitung und Aufsicht der Mutter, den Sopran spielen sollte, sobald sie der Letzteren erst das große Schlüsselbund wiedergebracht, in dessen magischem Ringe sich die kleinen dienstbaren Zaubergeister eingeschlossen fanden, durch deren Kraft dem augenblicklichen Besitzer Keller und Vorrathskammern sich aufthaten. Das Geschäft war, wie gewöhnlich, schnell abgemacht gewesen, und Cornelie kam in das Zimmer zurück, ihr reinliches Schürzchen zierlich zusammenfaltend und zu weiterem Gebrauch an dem gewohnten Orte verwahrend. Die Räthin rückte mehr rechts auf der mit einer Straminstickerei gezierten Klavierbank und Cornelie nahm Platz. Es war gerade, als der Rath hereintrat und wie sehr ihm auch die Geschichte von gestern noch im Kopf hing, er ward sogleich freundlich, als er Mutter und Tochter mit den Noten beschäftigt sah, denn er war ein großer Musikliebhaber.

— Guten Morgen, Väterchen, sagte die Räthin munter, indem sie den jähen Schmerz verbiß; der seit dem verhängnißvollen Tage von Karls VII. Abreise, sich durch einen besonderen Zu- oder vielmehr Unfall ihr im Kniee von Zeit zu Zeit wiederholte, guten Morgen, Väterchen; wie stehts, wie gehts, mein kaiserlicher Rath?

— Guten Morgen, Elisabeth, antwortete dieser. Na,

das laß ich mir gefallen, und sein Gesicht erheiterte sich mehr und mehr, indem er hinzu setzte: und wie du dich schon nett gemacht hast, Prinzessin. Wenn ich mir dagegen die Frau des Rath So und so, und die des Schöffen So und so denke, die sitzen wohl um diese Zeit noch bei verschlossenen Thüren in Pudermantel und Schlafmütze.

— Und erschrecken, lachte die Räthin, wenn die Haus- oder Küchen-Magd anklopft, die verspäteten Befehle entgegen zu nehmen.

— Und doch haben die Leute gesagt, ich heirathe ein Gänschen, das nichts von dem Hauswesen verstehe, nur sticke, Klavier spiele und lese und was dergleichen mehr.

Der Rath aber schaute im Zimmer umher und bemerkte zu seinem großen Wohlbehagen, daß Alles in vollkommenster Ordnung sei.

— Prinzessin, sagte er, du bist eine unvergleichliche Frau.

— Morgenstund hat Gold im Mund, erwiederte die Räthin, und was das Hauswesen betrifft, da braucht's nur ein Bischen Eintheilung, Väterchen.

— Eintheilung, das ist doch nur Ordnung mit anderen Worten, Elisabeth, und der Rath klopfte der Gattin auf die Schulter zum Zeichen seines vollkommenen Einverständnisses.

— Sieh, Väterchen, erwiederte die Räthin, es ist ein altes Sprichwort: „Wir essen um zu leben, und leben nicht um zu essen.“ Nun aber wird das die meiste Zeit verkehrt und da verkehrt sich denn die ganze Haushaltung mit, bis vor lauter Verkehrtheit der Mensch nicht mehr weiß, ob er überhaupt noch eine Seele hat.

— So ist es und nicht anders, Elisabeth, und du verdientest wahrlich in allem Ernst eine Prinzessin zu sein.

— Prinzessin? Warum nicht lieber gleich, Kaiserin? lachte die Räthin, indem sie dabei die Hand gegen das beschädigte Kniee stemmte, dem Gatten den wiederholten Schmerz zu verbergen; ich meine, wenn ich Kaiserin wäre, sollte es anders werden im deutschen Reich: „Ihr Frauen, würde ich sagen, nun macht dem vielen Geschwätz ein Ende, und schafft einmal was Rechts. Erst sorgt für den Leib, das versteht sich, denn er ist das Haus, in dem unsere unsterbliche Seele wohnt und wer nicht zu Grunde gehen will vor Nässe und Kälte und wie die Wetterartikel alle heißen, der muß sein Haus in gutem Stand erhalten, das ist einmal nicht anders auf dieser mangelhaften und doch nicht zu verachtenden Welt, Väterchen, darauf wir Menschenkinder, wie beflügelte Erdschollen herumkugeln, halb in der Luft schweben und halb an dem Boden rollen."

— Frau, du hast ganz absonderliche Einfälle, lächelte der Rath, aber ich glaube, du hast recht.

— Freilich hab ich's, eiferte die Räthin, denn sieh nur, Väterchen, wenn ich also Kaiserin wäre und den deutschen Frauen bewiesen hätte, was das Nothwendige, das Unerläßliche sei: „Frisch dran, würd' ich sagen und tummelt euch und schafft mir den Plunder hinaus. Anstatt drei Wochen vor und sechs Wochen nach der großen Wäsche davon zu reden, packt flink an und dann schließt eure Laden und Schränke zu. Zieht eure Leute, bestellt am Morgen euer Haus, und dann lebt für eueren Gatten, euere Kinder und sie werden's euch Dank wissen. Macht's

wie der Arbeiter auf dem steinigten Acker, der den schwersten Stein zuerst hinweg trug und nachher ist Alles leicht und Alles Vergnügen und die Blumen des Lebens pflücken sich noch einmal so schön, und Abends, wenn man sich zu Bette legt, hat man doch Etwas mehr gethan, als nur gegessen und getrunken, und gehudelt und geputzt, und das, Väterchen, ist auch Etwas werth und schläft sich besser darauf; und wenn ich dann meine beiden Pflänzchen betrachte, Cornelie und den Wolfgang.

— Mütterchen, sagte der Rath fast zärtlich, wir haben allesammt Fehler, das ist gewiß, aber wenn wir nur das Beste stets im Auge haben, so mögen wir immerhin wenigstens Etwas erreichen. Uebrigens gratulire ich meinen Kindern, eine solche Mutter zu haben.

Cornelie drängte sich, bei diesen letzten Worten, dankbarlich, doch wie mit einer Art von Scheu, an den Vater heran, der sich unterdessen niedergelassen hatte.

Die Räthin mußte ihm die schönsten Stücke vorspielen, die sie mit ihren Kindern und denselben zu Gefallen und zur Anregung geübt. Dazwischen wurde über dieses und jenes Allgemeine gesprochen, bis man endlich auf die Ursache der gestrigen Unterhaltung zurückkam, wobei der Rath allmälig seinen ganzen Ernst wiedergewann.

— Ich sage dir, Elisabeth, lenkte er plötzlich ein, der Mann muß aus meinem Haus.

— Du nimmst die Sache zu ernst, entgegnete die Räthin, indem ein Triller unter ihren gelenkigen Fingern auf der Klaviatur dahinwirbelte, das Ganze war vielleicht nur ein Witz eines Spaßvogels.

— Mir scheint das nicht so.

— Und was sagt der Gesandte?

— Er behauptet, gar nichts davon zu wissen, durchaus gar nichts.

— Und was denkt mein Vater?

— Er that geheimnißvoll, wie ich dir bereits gestern gesagt, und hat Verdacht auf jesuitische Umtriebe?

— Jesuitische Umtriebe? Ich begreife nicht, wie die hier her kommen und was sie mit dem Pfeifergericht gemein haben?

Der Rath zuckte die Achsel.

— Du weißt, dein Vater ist ein sonderbarer Mann und nicht, wie ein Jeder, er hat bei seinem schlichten Sinn, eine merkwürdige Gabe, die Dinge zu beurtheilen und immer noch hat er recht gehabt, wenn er gesagt: „So wird es sein.“ War mir doch, so lange ich bei ihm war, als fielen mir die Schuppen von den Augen und ich war ganz überzeugt.

— Es ist wahr, erwiederte die Räthin, er hat oft merkwürdige Beweise von seiner Einsicht der Dinge gegeben. So versicherte er zu der Zeit, da er noch unter die jüngeren Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vacanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen werde, und er hatte recht. Als der letzte Stadtschultheiß starb und der Gerichtsbote, der um Mitternacht eine Rathssitzung zur Wahl eines anderen auf den kommenden Morgen angesagt, sich ein Stümpfchen in seine Laterne erbeten, um seinen Weg fortzusetzen: „Gebt ihm ein ganzes Licht,“ sagte mein Vater,

„denn er hat doch die Mühe um meinetwillen,“ und des anderen Tags war er Stadtschultheiß von Frankfurt. Viele behaupteten seitdem, daß er die Gabe der Weissagung besitze.

— Eine große Um- und Einsicht besitzt er jedenfalls, nur daß dieß Alles mit ganz natürlichen Dingen zugeht, versetzte der Rath, der ein geschworener Feind des Mystischen war.

— Und doch begreife ich nicht, wie bei dieser Um- und Einsicht die Jesuiten hier in's Spiel kommen.

— Ihr Frauen, erwiederte der Rath, verfolgt weniger den Gang der Weltereignisse, als wir, sonst würde dir die Sache begreiflicher sein. Haben doch Viele selbst unter der Kaiserin Maria Theresia sich noch vor den tückischen Schlingen dieser allverbreiteten geheimen Brüderschaft zu hüten gehabt. Kärnthen, Oberöstreich und die Schweiz empfanden die Folgen ihrer Bekehrungswuth. Portugal wurde vor wenig Jahren, wie man vermuthet, durch sie der Schauplatz des Königsmordes und Frankreich, da sie den Mönch, Jacob Clément, zum Mörder Heinrichs III. gedungen, Frankreich, da Johann Châtel und Ravaillac nach einander, von ihrer fanatischen Lehre begeistert, ihre Dolche für den edeln Heinrich von Béarn geschliffen, Frankreich, wo kluge und große Männer, wie Pascal und Andre, sich als Vorkämpfer der Geistesfreiheit aufgeworfen, ist gerade jetzt ihrer Herrschaft und Schändlichkeiten mehr als je müde, kurz, das französische Parlament ist gegen den Orden in die Schranken getreten.

— Das ist mir Alles ganz begreiflich, mein kaiserlicher Rath, aber warum soll aus dergleichen Gründen

der Graf unser Haus verlassen? Er ist doch kein Jesuit. —

— Das nicht, aber eben darum, weil er keiner ist, ist es möglich, daß ihm die Brüderschaft auffäßig sei. Er ist aus einem guten Hause, hat bedeutende Besitzungen in Frankreich, ist dabei ein freidenkender Mann und wie gesagt, die Grundpfeiler des Jesuitenthums sind im Wanken und der Orden braucht Geld.

— Was schadet dieß Alles aber uns, und warum soll der Graf deßhalb unser Haus verlassen?

— Weil ich ein für alle Mal, sei es nun auf geradem oder ungeradem Wege mit solch verdächtigen und unheimlichen Menschen, wie die Herren Jesuiten, nichts zu schaffen haben mag, erwiederte halb ärgerlich, halb eigensinnig der Rath.

Die Räthin schien sich dieß Mal nicht gerne fügen zu wollen.

— Graf Thorane ist so freundlich gewesen gegen unsere Kinder, sagte sie bittweise.

— Alles recht und gut; hat aber auch Alles seine zwei Seiten. Ist er nicht viel an Wolfgangs ewigem Herumflankiren Schuld, oder hat er den Jungen nicht tagelang hinaus geschickt, seinen Malern die Originale in Natura aufzutreiben? Hat er ihm nicht Geschmack beigebracht an dem französischen Theater, daß der Knabe mehr hinter den Couliſſen steckt, als über seinen Lehrbüchern sitzt? Ist Alles nichts, taugt nichts; ist gegen die Ordnung und Ordnung soll mir der Junge lernen, so wahr ich der kaiserliche Rath Goethe bin. Zuerst aber

will ich Ordnung in meinem Hause schaffen und jetzt gleich damit den Anfang machen.

— Väterchen, du wirst doch nicht?

— Ich werde, Elisabeth.

Zweifelte die Räthin, daß der Rath seinen Vorschlag ausführen würde oder hielt sie eine Einrede für nutzlos, kurz, sie schwieg und kramte in den Noten, dann, als sei der Geist Davids über sie gekommen, die üble Laune Sauls zu beschwichtigen, ließ sie die Finger präludirend über die Elfenbein-Tasten hinweggleiten. Cornelie beeilte sich, mit dem Sopran einzufallen. Der Vater blieb, bis die vierhändige Sonate abgespielt war, belobte sein Töchterchen und stieg dann gerades Wegs in das Zimmer des Grafen Thorane.

Dieser war mit dem Untersuchen und Aufstellen seiner Landkarten beschäftigt, zu welch letzterem Behuf er eigene, staffeleiähnliche Vorkehrungen hatte treffen lassen, um die neuen, chinesischen Tapeten des kaiserlichen Rath, nicht durch Nagel und Haken zu verunstalten, denn der Graf war in Kleinigkeiten, wie im Ganzen, ein billigdenkender, von Herzen wohlwollender Mann, der, seinen periodischen Spleen und sein je nach Umständen zuweilen barsches Wesen abgerechnet, seines Gleichen suchte.

Dennoch hatte sich zwischen ihm und dem Rath, der von Natur vielleicht eben so billig, eben so gerecht war, nie ein eigentliches Verhältniß gebildet, denn der Rath, von dem man wohl sagen konnte, daß er von allen guten Eigenschaften des Grafen wenigstens Etwas besitze, war im Ganzen doch nur als ein Diminutiv aller Thorane'schen Tugenden zu betrachten. Was bei dem Grafen un-

erschütterliche Festigkeit war in den wichtigen Fällen des Lebens, das war bei ihm oft ein an's Kindische gränzender Eigensinn, den er auf Kleinigkeiten übertrug und dann wurde selbst seine sonstige Gerechtigkeitsliebe beeinträchtigt. Er hatte sich ein für alle Mal in den Kopf gesetzt, der Graf und nicht der Umschwung der Zeitereignisse sei Schuld an der für ihn in seinem neuen Hause so unbequemen Einquartirung und dabei war es stets geblieben trotz des freundlichen Entgegenkommens seines Gastes. Selbst das Maler-Atelier hatte der Rath, während der ganzen Dauer desselben in Wolfgangs Mansarde, nur dann besucht, wenn der Graf bei Tafel war, um desto gewisser jede Berührung mit dem Störer seiner Hausordnung zu vermeiden. Es mochte daher ein wichtiger Grund sein, der ihn bewog, heute das ganze, selbst anerkannte System seiner so lange festgehaltenen Strategik umzustürzen und den Grafen zu besuchen

Er hatte diesen Besuch seinem Hausgenossen bereits eine Stunde früher, durch St. Jean, ankündigen lassen und der Graf denselben mit den verbindlichsten Worten genehmigt. Fast hätte sich der Rath darüber geärgert, doch schmeichelte er sich mit dem Gedanken, daß sein wirkliches Erscheinen mehr Eindruck machen und der Graf wenigstens erstaunen werde, ihn bei sich zu sehen.

Er trat ein und siehe da, nichts von Alle dem, was er erwartet. Im Gegentheil und als ob er die mündliche Ueberlieferung St. Jeans durch die That bekräftigen wolle, ging der Graf dem Hausherrn entgegen, ihn auf das Freundlichste zu bewillkommen. Der Rath stutzte, Thorane bemerkte es nicht und blieb sich gleich.

— Ich freue mich von Herzen, euch auch einmal bei mir zu sehen, mein kaiserlicher Rath, sagte er mit vollkommenster Offenherzigkeit.

Der Rath rückte auf seinem Stuhle hin und her, aber Graf Thorane fragte ihn nicht um die Ursache seines Kommens und, zum ersten Mal in seinem Leben, fühlte sich Wolfgangs Vater in diejenige Lage versetzt, die die Franzosen so treffend mit dem Ausdruck: „une fausse position“ bezeichnen. Er wünschte in diesem Augenblick den Königslieutenant über alle Berge und sich dazu, versteht sich in entgegengesetzter Himmelsrichtung. Endlich hatte er den Anfangsbuchstaben des Alphabets gefunden.

— Mein Herr Graf, begann er mit einer vielsagenden Miene, ich komme zu euch in einer wichtigen Angelegenheit . . . .

— Jede Angelegenheit ist mir wichtig geworden, welche unter dem Dache dieses freundlichen Hauses sich zuträgt. Die Frau Rath ist eine hochzustellende Frau, eure beiden wißbegierigen Kinder, . . . euer hoffnungsvoller Sohn in's Besondere . . . .

Der kaiserliche Rath hätte bersten mögen vor Ungeduld.

— Verzeihen eure Excellenz, sprach er mit einer fast schneidenden Kälte, ich bin nicht gekommen, ein Panegyricum meiner Familie aus euerem Munde zu vernehmen; wahrhaftig, so eitel bin ich nicht, Excellenz.

Der Rath hatte das letzte Wort mit einem besonderen Nachdruck gesprochen.

Der Graf faßte seinen Mann in's Gesicht, lächelte über die kleine, beabsichtigte Kriegslist und strich mit der

Hand den dünnen Schnurbart über die Oberlippe herab, dieses Lächeln zu verbergen.

— Ich bin euretwegen gekommen, stieß der kaiserliche Rath Goethe heraus.

— Dann freue ich mich, mir selbst die Ehre eueres Besuchs zurechnen zu dürfen und gestehe, daß ich es von vorn herein gethan, entgegnete der Graf immer in demselben Ton.

Der kaiserliche Rath aber sah, daß hier nichts zu machen war, als gleichfalls artig zu sein; er rückte seinen Stuhl näher und begann noch einmal:

— Mein Herr Graf . . .

— Ich bin ganz Ohr, mein werther, kaiserlicher Rath.

— Ihr wißt doch, daß man gestern in hiesiger Stadt das Pfeifergericht abgehalten?

— Pfeifergericht? . . . Ich weiß von nichts; ich habe nichts bemerkt. Was ist das für ein Ding, das Pfeifergericht?

— Nun, ihr wißt doch, daß Frankfurt die kaiserliche Reichs- und Krönungsstadt ist . . .

— Ich habe davon reden hören, besonders seit meinem Hiersein. Wie viel Einwohner zählt Frankfurt?

— 42,600. —

— Hm, sagte der Graf, das ist ja mehr als heutzutag der Faubourg St. Germain, — fast so viel als ganz Paris vor 4 bis 500 Jahren!*

Der Rath biß sich in die Lippen.

— Das Pfeifergericht, begann er pathetisch, das all-

* Unter Philipp dem Schönen 1285—1314 wurde die Einwohnerzahl von Paris (nach Dulaure) auf 49,000 Seelen geschätzt; die Frankfurts, ebenfalls nach glaubwürdigen Quellen, zu Ende des 18. Jahrh. auf 42,630.

jährlich mit dem Beginn der Bartholomäimesse zu Frankfurt, als der alten Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt abgehalten wird, hat eine besondere Bedeutung, welche die Abgesandten der drei Städte Worms, Altbamberg und Nürnberg durch symbolische Geschenke, versinnlichen, indem sie, von drei Pfeifern begleitet, daher das Gericht seinen Namen hat, dem Senat ein Paar Handschuhe, das Zeichen der von den Kaisern verliehenen Meßfreiheit, ein Stäbchen, das Symbol der Gerichtsbarkeit überhaupt, einen alten Filzhut überreichen . . .

— Einen alten Filzhut?

— Ja, und zwar überreicht diesen der Gesandte der Stadt Worms, weil der Handel dieser Stadt besonders in Hüten besteht.

— Mein werther kaiserlicher Rath, ich verstehe gar nichts vom Handel.

— Das glaube ich, mein Herr Graf, aber ihr werdet mich schon besser verstehen. — Der Pfeffer ist das Sinnbild alles Handels überhaupt und bei den Alten war er dem Golde fast gleich geschätzt . . .

— Passe pour le poivre, sagte der Graf, etwas sarcastisch; ich finde ihn wenigstens verdaulicher in eurer Geschichte, als den alten Filzhut . . . Als die Römer auf dem Forum zu Rom um einige Pfunde Goldes, und wahrscheinlich auch Pfeffers, auf oder abfeilschten, da war es, als Brennus sein Schwerdt in die Wagschaale legte, das Gewicht voll zu machen, aber von einem Filzhut habe ich niemals in den Annalen der Geschichte vernommen.

— Ihr habt recht, bei dem Schwerdte zu halten, mein Herr Graf Thorane, es ist eines Edelmanns würdiger,

entgegnete etwas verletzt der Rath, und der, welcher dieß geschrieben, war wohl auch meiner Meinung und damit zog er einen kleinen zusammengefaltenen Zettel aus seiner Brieftasche und hielt ihn dem Grafen hin.

„Ein Damoclesschwerdt schwebt über dem Haupte des Grafen Thorane,“ las dieser und wechselte eine Secunde, aber auch nur eine Secunde lang die Farbe.

— Kennt ihr die Schrift? fragte der Rath.

— Sie ist die eines Elenden, eines Meineidigen, eines Verbrechers, und den verhängnißvollen Zettel zwischen den Fingern haltend, lehnte er einen Augenblick in den Sessel zurück, während ein Ausdruck von Bitterkeit über seine Züge dahinglitt und dann verschwand, wie ein Schatten vor dem wiederkehrenden Licht. Der Graf stand auf, ging im Zimmer umher und schien plötzlich ganz derselbe, wie zuvor.

Der Rath wollte weiter inquiriren, er sah den Grafen an und vermochte es nicht. Niemals war er ihm so voll Hoheit, so voll Würde erschienen, als jetzt. Graf Thorane setzte sich wieder.

— Woher habt ihr das Blatt, mein kaiserlicher Rath? fragte er ganz gelassen.

— Von meinem Schwiegervater.

— Euerem Schwiegervater?

— Ja doch, von dem Stadtschultheißen von Frankfurt, Johann Wolfgang Textor, dem Vater der Räthin.

— Und von wem hat es euer Schwiegervater?

— Es wurde ihm beim Pfeifergericht eingehändigt.

— Beim Pfeifergericht, sonderbar!

— Aber wahr.

— Es stak wohl in einem der Handschuhe und verdolmetscht die Herausforderung meines Widersachers, lachte fast höhnisch der Graf.

— Es befand sich in dem künstlich gedrechselten Becher voll Pfefferkörnern, den der Stadtschultheiß Textor, gleichzeitig mit den anderen Gaben zu empfangen hat an des Kaisers Statt, die Städte auf ein Jahr weiter von dem auferlegten Zoll zu befreien.

— Das ist abermals sonderbar, sagte der Graf, aber der Herr Stadtschultheiß Textor muß wissen, wer hier die Hand im Spiele haben kann.

— Der Gesandte wurde sogleich benachrichtigt, er erklärte, von der Sache nicht das Mindeste zu wissen.

— Und damit war der Herr Stadtschultheiß von Frankfurt zufrieden?

— Der Gesandte ist von bekannter, hochgestellter Familie, mein Herr Graf; er hat sein Ehrenwort verpfändet.

— Dann freilich muß man ihm glauben. Ist er noch hier?

— Er ist bereits gestern abgereist und zwar nach dem Ausland.

Der Graf steckte den Zettel ein und pausirte eine Weile.

— Und wollt ihr nicht, fragte zögernd der Rath, auf euere Sicherheit bedacht sein?

— Pah, machte der Graf mit einer instinktmäßigen Handbewegung nach der linken Seite, dann fügte er hinzu: Als Parmenio einst den Alexander geweckt, mit dem Bemerken, daß der Feind bereits in der Nähe und

zum Ueberfall geneigt sei, antwortete der König: „Desto besser, wenn wir ihn erst vor uns haben, dann haben wir um so gewisser gesiegt.“

— Und ihr hegt keinerlei Besorgniß . . . ihr wollt nicht?

— Ich will und werde in dieser Sache die Rolle des Alexander übernehmen. Was die Besorgniß anbelangt, so bin ich so gut als Militär, dazu Edelmann und Franzose.

Nun wäre der Rath gerne mit seinem persönlichen Anliegen, mit dem Wunsch herausgerückt, daß der Graf ein anderes Quartier beziehen und ihn und seine Familie dadurch vor jeder, wenn auch indirecten Einmischung in unangenehme Händel bewahren möchte, aber der Graf reichte ihm in demselben Augenblick auf's Freundschaftlichste die Hand.

— Ich danke euch, mein kaiserlicher Rath, sprach er fast mit mehr Wärme, als er gewöhnlich zu verrathen schien. Eure Sorge für meine Person hat mir einen wichtigen Dienst geleistet, mir eine Gewißheit verschafft.

Der Rath nahm die dargebotene Rechte und verbeugte sich unwillkührlich; es war ihm in diesem Augenblick, als sei er der Gast unter dem Dache des Grafen und nicht dieser es unter dem seinen, aber Etwas fragen konnte er schlechterdings nicht, und er mußte sich wohl oder übel resigniren, den Königslieutenant zu verlassen, ohne demselben die Wohnung in seinem Hause gekündigt, und ohne über den Verfasser des geheimnißvollen Zettels die mindeste Auskunft erhalten zu haben.

Unmittelbar nach der Entfernung des kaiserlichen Rath, berief ein heftiger Schellenzug St. Jean vor seinen Herrn.

— St. Jean, sagte dieser, mit jener eisigen Kälte, davor der Kammerdiener stets einen besonderen Respect zu haben schien, es ist nun kein Zweifel mehr übrig, daß der, den ich suche, lebt, daß er in der Nähe, ja in dieser Stadt sich befindet, ich erkläre euch zum dritten und letzten Mal, daß ihr mir den Mann zu stellen habt, ehe der Wechsel von Krieg oder Frieden mich anderswohin beruft.

St. Jean wollte entgegnen, aber der Graf deutete, wie er es oft zu thun pflegte, stumm nach der Thür und der trostlose Kammerdiener beeilte sich, diesem stets unwiderruflichen, mimischen Befehle zu gehorchen. Er mußte, um in seine eigene Mansardstube zu gelangen, dicht an Wolfgangs Thüre vorüber. Er lauschte, ob der Junker zu Haus und wohl allein sei und trat dann hinein, ihm sein volles Herz auszuschütten.

Wolfgang suchte für dieß Mal, sich seiner sobald als möglich zu entledigen, denn er kramte eben an seinem kleinen, mit weißer Oelfarbe bestrichenen Schreibepult,* daraus er Bücher, Papier und sonstige Schreibmaterialien nach einander zum Vorschein brachte, und dann in ein niedliches Päckchen vereinigte. Er dachte eben an nichts weniger, als St. Jean, dennoch ging dieser getröstet hinweg und Wolfgang vergaß bald, was er mit dem Kammerdiener gesprochen und dachte, wie zuvor, wieder an Gretchen.

Des Nachmittags steckte er den neuen Goldgulden vom Pfeifergericht zu sich und nahm das Päckchen unter

* Ist noch in dem ehemaligen Studirzimmer Wolfgangs im Goethehaus zu sehen.

den Arm. Erst jetzt erinnerte er sich der Warnung des treuen Pylades und es fiel ihm heiß auf's Herz, ob er St. Jean nicht ein Wort zu viel gesagt, ob er den alten Ben-David, ob er Grethchen nicht durch das Gesagte gefährdet, aber es war nicht mehr zu ändern, und er hatte so viel Mitleid gehabt mit der Lage des armen St. Jean und dann, wer mochte wohl Jener sein, der so geheimnißvoll eingriff in das Schicksal des Grafen Thorane, Jener, den er in der Bartholomäuskirche gesehen, Jener, der dem Gesandten geglichen, welcher dem Großvater den Becher überreicht, den Becher, den der Stadtschultheiß dieß Mal so unbegreiflicherweise für sich behalten? Hier schwieg die Geschichte und nur die Besorgniß, ein Wort zu viel gesprochen zu haben, trat wieder in den Vordergrund.

Um sich aller unangenehmen Gedanken zu entschlagen, beschloß Wolfgang, die Messe zu durchstreifen, denn er mußte ja Grethchen ohnedieß Etwas mitbringen. Er wanderte von Bude zu Bude und blieb endlich vor dem Laden eines Goldarbeiters stehen. Der neue Goldgulden wurde gewechselt und ein glänzendes Ringlein schlüpfte dafür, mit der zurückerhaltenen Münze, in Wolfgangs Tasche und nun ging's den liebsten Weg.

— Grethchen, sprach der Knabe beim Eintreten, heute habe ich dir Etwas mitgebracht.

— Was denn, lieber Wolfgang, sagte sie, ihr Spinnrädchen verlassend, sind es Blumen aus des Großvaters Garten?

— Was ganz anders.

— So ist es Wegerich für meinen lieben kleinen Vogel, du denkst auch an Alles, Wolfgang.

Und der Zeisig setzte sich keck auf des Letzteren Kopf und begann dessen Haare mit seinem Schnäblein zu zerarbeiten, als sähe er sich schon im Besitz des versprochenen Zeisigweibleins und nähme den üppigen Haarwuchs des jungen Goethe für die flächserne Weife seiner Herrin.

Gretchen mußte ihn wegjagen.

— An den Zeisig habe ich dieß Mal nicht gedacht, sagte Wolfgang.

— Aber doch an mich?

— Freilich, und nur an dich, Gretchen, und sieh her, was ich dir mitgebracht habe.

Gretchen schlug ihre beiden kleinen Hände zusammen.

— Ein goldener Ring, sagte sie, der ist doch nicht für mich, Wolfgang?

— Für dich, Gretchen, entgegnete der Knabe, damit du immer an mich denkst, Morgens und Abends und den ganzen Tag.

— Und auch die Nacht, Wolfgang, flüsterte Gretchen, denn dann ist es so ruhig und träumt sich so schön.

— Auch die Nacht, sagte Wolfgang, wenn die Sterne zum Fenster herein lugen und dir von mir erzählen.

Wolfgang hatte den Ring an Gretchens Finger gesteckt; sie hatte ihre beiden Hände über der Brust gefalten, als ob sie bete, und betrachtete den goldenen Ring.

— Gretchen, sagte Wolfgang, nun mußt du niemals mehr einen anderen Ring an denselben Finger stecken, denn das ist der Gold- oder Treufinger, und wenn ich erst groß geworden bin, und wenn die Sterne mir be-

scheert, was sie mir Alles bei meiner Geburt versprochen, dann, Gretchen, wirst du meine Braut.

Gretchen schwieg einen Augenblick.

— Ach, Wolfgang, sagte sie, ich bin nur dein Gretchen, aber einen andern Ring will ich niemals an den Goldfinger stecken zu dem deinen. Wolfgang küßte sie und öffnete das mitgebrachte Päckchen.

Da war ein ganzer Vorrath von Papier, Blei- und anderen Federn und auch ein hübsches Fabelbuch mit Stahlstichen.

— Und ist das auch Alles für mich? fragte Gretchen.

— Für dich, entgegnete Wolfgang; du weißt ja, wie wir lesen und schreiben wollen in den langen Winterabenden.

— Ich werde es niemals so gut lernen, als du, Wolfgang.

Wolfgang aber war für den Augenblick nicht zu weiteren pädagogischen Erörterungen aufgelegt; er mahnte Gretchen an ihr gestriges Versprechen, nnd nachdem das Päckchen aufgehoben, der Ring nochmals besichtigt und bewundert war, griff die Kleine zu Shwal und Kaputze und folgte ihrem jugendlichen Führer auf die Straße.

Am Eck der Judengasse standen verabredetermaßen Pylades und Lyda. Sie hatten auch schon die Messe durchzogen. Nach gegenseitiger freundlicher Begrüßung bog das vierblätterige Kleeblättchen den Weg nach der Fahrgasse und dem Bartholomäusplatz ein und gelangte von da auf den Römerberg.

Der Mann mit dem Puppenspiele aber hatte sich für heute nicht eingefunden.

— Laß uns nach dem Maine gehen, schlug Georg vor, dort fehlt es zur Meßzeit niemals an allerlei neuen und komischen Dingen, die Schaulustigen zu ergötzen.

— Du bist der ewige Humorist, Georg.

— Ich wollte, ich wäre erst ein rechter Humorist. Hat Jemand von der Gesellschaft Etwas einzuwenden gegen meinen Vorschlag?

— Ich nicht, sagte Lyda.

Gretchen schaute Wolfgang an.

— Ich gehe mit, wo du hingehst, sagte sie.

— Frosch, nach dem Wasser! sagte Wolfgang, und die kleine Karavane trabte vorwärts.

Nicht weit von dem alten Rententhurme und dem Stadtwall, der Mainbrücke schräg gegenüber, war ein unabsehbarer Platz, nur mit steinernen Geschirren, besonders Bier- und anderen Krügen bedeckt. Dazwischen standen einzelne Buden oder auch Zelte, in denen, von dunkeln, sonneverbrannten Gesichtern, Käfige, Mausfallen und sonstiges Drathwerk feilgeboten wurden. Hie und da stand ein abgemagertes kleines Pferd, sich an schlechtem Heu nothdürftig von den Beschwerden der Reise zu erholen. Und Karren und Wäglein, mit Bettwerk und Küchengeschirren zu eigenem Gebrauch; zerlumpten Kleidungsstücken, und schreienden, des Gehens noch unfähigen Kindern, versperrten nicht selten den freien Durchgang der Straße. Kleine, braune, unbändige Gestalten, mit wahren Karfunkelaugen und straffen, rabenschwarzen Haaren tanzten hier, dem elterlichen Zelt entronnen, einen lustigen, koboldartigen Reigen, oder saßen dort gemüthlich im Kreis

um eine dampfende Schüssel, Messer und Gabeln gleich entbehrend.

— Sieh nur, Wolfgang, sagte Georg, ob das nicht fast wie ein Beduinenlager aussieht?

— Gerade so, entgegnete dieser, schau nur die langen weißen Zeltreihen hinab; und dann mußt du erst die Gesichter betrachten.

— Die sind in ihrer Art klassisch, entgegnete Georg.

— Ich finde sie sehr häßlich, meinte Lyda, und könnte mich alles Ernstes vor ihnen fürchten.

— Nicht wahr, Wolfgang, fragte Gretchen, das sind von den halbwilden Leuten, die man Zigeuner nennt?

Wolfgang bejahte.

— Weißt du was, Georg, sagte er plötzlich, wir wollen einmal unser Glück probiren.

Pylades lachte.

— Du wirst doch nicht etwa einen Schicksalszettel ziehen oder dir aus dem Kaffeesatz wahrsagen lassen wollen?

— Das nicht, aber man sagt, die Zigeuner verstehen die Zukunft eines Menschen aus den Linien der Hand zu deuten.

— Und du glaubst daran, Wolf?

— Glauben, was man so glauben nennt, das nicht, aber es ist am Ende Alles möglich auf der Welt; sagt man doch, ein jeder von uns Menschen sei unter dem Einfluß gewisser Gestirne geboren, aber mit den Sternen habe ich es von jeher gerne zu thun gehabt und die lasse ich mir nicht schelten.

— Was haben aber die Sterne mit der Handwahrsagekunst gemein?

— Weißt du denn nicht, daß sich in der Hand das Zeichen der fünf Hauptplaneten wiederfindet? und außer-

dem eine Menge Linien und Nebenlinien, die mit der Bedeutung derselben in Verbindung gebracht . . . .

— Wahrhaftig, du bist ein rechter Thor, Wolfgang!

— Mag sein, aber ich habe heute einmal ganz besondere Lust, die Zukunft zu befragen.

Georg Frosch zuckte die Achsel und erwiederte dann in seiner zuweilen ausdrücklich bestimmten Weise:

Wallenstein und sein Astrologe; Christine von Schweden und Monadelchi; . . . . weißt du was, Wolfgang, du hast die Schwächen eines großen Geistes, und ich sage dir, ohne die Linien deiner Hand, und ohne die Beihülfe einer Zigeunerin, du wirst ein ausgezeichneter Mann werden.

— Das ist ja eine herrliche Aussicht, Pylades, und so ermuthigend, wie unseren Namensvettern der Ausspruch des Delphischen Orakels, jetzt muß ich auf alle Fälle hören, ob du recht hast.

Und hiermit trat Wolfgang zu dem ersten besten Gezelt, sein Grethchen am Arme mit sich fortführend.

Georg und Lyda folgten nach.

Eine hagere, braungelbe Gestalt kauerte am Boden und war mit dem Ausbesseren eines hochrothen Kleidungsstückes beschäftigt.

Die Mitglieder der Bande, zu der sie gehören mochte, lagerten in geringer Entfernung; Einige räumten unter dem Waarenvorrath auf, Andere reinigten ihre Eßgeschirre und noch Andere saßen müßig umher.

Zigeunermutter, sagte Wolfgang, indem er der Alten seine Hand wie zum Scherz dahin reichte, ich weiß, euer Volk ist ein prophetisches Volk, mich aber gelüstet,

aus euerem Munde die Zukunft zu vernehmen, und ob euere Weissagung übereinstimmt mit dem, was die Sterne mir versprochen.

Die Alte stand sogleich auf und prüfte mit seltsam ernstem Gesicht Wolfgangs lebhafte, schöngeformte Züge, die Haltung, den Wuchs und das Gesammterscheinen des Knaben, dann erst griff sie nach seiner Hand.

Wolfgang war ganz Ohr; Gretchen und Lyda steckten neugierig ihre Köpfchen zwischen dem gardinenartigen groben Segeltuche hindurch, mit dem das Zelt bezogen war, Pylades lauschte so gut als die Uebrigen.

— Wann seid ihr geboren? fragte die Alte.

— Am 28. August des Jahres 1749, gerade als die Sonne ihren höchsten Culminationspunkt erreicht.

— Also im aufsteigenden Licht; das ist ein gutes Zeichen für euere Zukunft .... Euere Hand ist klein und zierlich; die Fläche derselben im Verhältniß mittelgroß ... wellenförmige Finger; der Daumen fein geformt: Junger Herr, ihr habt eine sogenannte selische Hand.

— Und wie erklärt ihr das näher? fragte Wolfgang gespannt.

— Ihr werdet nicht den Pflug führen, sagte die Alte, nicht den Hammer schwingen und auch nicht das Schwerdt oder ein anderes von Erz, Stahl oder Eisen. In euere Hand hat der Himmel geschrieben, das heißt, sie ist gleich einem Spiegel dessen, was Oben beschlossen, und es leuchtet, wie Sterne daraus hervor.

Wolfgang zuckte unwillkührlich und Pylades machte ein ganz ernstes Gesicht; die Mädchen waren still.

— Euere Lebenslinie, ergriff die Alte nach einer

Pause wiederum das Wort, ist lang, gerade, ununterbrochen, das deutet auf ein gut constituirtes Temperament; aber hier; seht ihr die Menge kleiner Zweige, die von ihr nach der Oberhand ausgehen, da steht Glück, Auszeichnung, Ehre, ansehnliche Aemter.

— Das lautet ja ganz vortrefflich, sagte Wolfgang, in der That vergnügt, nur, Zigeunermutter, habt ihr mir noch nichts von der Liebe gesagt.

— Ihr seid noch so jung, mein schmucker Herr, aber laßt sehen: „Ihr werdet frühe was Liebes haben und dann, . . . euer Venushügel von der Wurzel des Daumens bis zur Lebenslinie ist gleichmäßig und faltenlos: Ihr werdet auf viele Liebesabenteuer ausgehen.“

Pylades lachte heimlich und schaute Lyda an.

Grethchen verstand nicht so ganz, was die Alte eigentlich meinte. Wolfgang aber machte ein durchaus ungläubiges Gesicht, denn er hatte sich fest vorgenommen, niemals jemand Anderes, als nur sein Grethchen im Herzen zu tragen.

Die Alte mochte den Zweifel an ihren Worten auf seinem Gesichte abgelesen haben, denn sie versicherte wiederholt, es würde Alles pünktlich eintreffen, wie sie gesagt.

Nun mußte auch Grethchen ihre Hand hinreichen; die Alte schaute das Mädchen an und ihre scharfen, ausgedörrten Züge gewannen plötzlich eine Beweglichkeit und einen Ausdruck, dessen man sie zuvor kaum fähig gehalten. Ueber ihre Stirne glitt es, wie ein Schatten; sie griff sinnend nach derselben, als ob sie eine Erinnerung dort festhalten und dann wieder, als ob sie den

Schatten hinwegstreifen oder mit der Hand von sich abwehren wollte.

— Wehe, wehe, sagte sie dann mit dumpfer Stimme, ihr seid gleich dem Morgenstern, der frühe an dem Himmel verbleicht. Dann beschaute sie Grethchens Hand und fuhr in natürlichem Tone fort.

— Ihr habt ein gutes, einfaches Herz, das beweißt der Sonnenhügel unter dem Goldfinger durch seine Gleichmäßigkeit, aber euere Lebenslinie ist gleich Anfangs unterbrochen.

— Wann seid ihr geboren? fragte sie dann plötzlich.

— Im Mai, antwortete Grethchen, sich auf Wolfgangs Erklärung wegen des für sie Unbegreiflichen verlassend.

— Vom 22. Mai bis zum 22. Juni herrschen Kastor und Pollux am Himmel, die die Unsterblichkeit mit einander getheilt, so werdet auch ihr sie theilen mit dem Freund, der in dem Zeichen der Jungfrau geboren, und dadurch euch, der Jungfräulichen, Schamhaftigen angehört.

Nun kam die Reihe an Pylades und Lyda und, trotz des Ersteren Widerstreben, ließ Wolfgang nicht ab mit Bitten, der Freund möge auch seinen Schicksalsspiegel von der Alten sich vorhalten lassen.

Die Zigeunerin aber weissagte Pylades und Lyda alles mögliche Gute, eine glückliche Ehe, ein eigenes Haus, Geld und Kinder und ein hohes, erfreuliches Greisenalter.

Wolfgang lohnte den Ausspruch der Sybille mit dem Reste der Scheidemünze, die er auf den Goldgulden zurück bekommen und während die Alte die freigebige Spende in einem kleinen abgeschabten Säckchen von weißem Linnenzeuge verwahrte, gingen die Viere weiter ihres Wegs.

Georg und Lyda scherzten, Wolfgang war ernst und Grethchen fragte, ohne sich über das Prognosticon der Alten zu beunruhigen:

— Sage mir doch, Wolfgang, was ist denn das, Kastor und Pollux?

Wolfgang erklärte kurz die Geschichte der beiden Dioscuren, wie sie die Mythe der Alten uns aufbewahrt.

Pylades aber und sein Mädchen bestanden darauf, daß Wolfgang ein Mährchen erzählen solle, in dem er, als unsterblicher Göttersohn, diese Unsterblichkeit mit dem sterblichen Grethchen getheilt, denn die Freunde des jungen Goethe liebten es besonders, ihn in den häufig von ihm erzählten Geschichten selbst auftreten zu sehen.

Nach einigem Sträuben bemeisterte Wolfgang seine Stimmung und begann:

— Ich hatte mich eines Abends in meiner Mansardstube unausgekleidet auf mein Lager geworfen; es war ein schöner Sommertag und die Luft überaus mild. Ich ließ das Fenster offen stehen und schaute, auf den Ellenbogen gelehnt, den Kopf in die Kissen drückend, nach dem Abendhimmel hinauf, an dem röthlich goldne Wölkchen sich hintrieben. Nach und nach stieg die Sonne gänzlich hinter den Bergen hinab und der Himmel glich dann einer unabsehbaren, dunkelblauen Fläche, auf der bald Tausende von glänzenden Sternen zum Vorschein kamen. Sie schienen gerade auf mein Bett. Da kam es mir plötzlich vor, als ob der eiserne Hahn* auf der Mauer,

* Dieser Hahn befand sich bis zu Anfang des Jahres 1853 auf der Brandmauer, die das Goethehaus vom Nachbarhause trennt. Das Letztere wurde

den man von meiner Stube aus sieht, seine Schwingen regte, und in die Wolken hinein flöge. Ich schaute ihm lange nach, und plötzlich, als er den höchsten Punct des Zenith erreicht, hatte er sich in einen Adler verwandelt, gleich dem Vogel des Jupiter. Er hielt ein aufgerolltes Pergament in seinem Schnabel und schwebte damit zu der Erde zurück, indem er sich auf die Fensterbrüstung, dicht vor meiner Stube, setzte. Ich erschrack anfänglich und hätte fast um Hülfe gerufen, aber der Vogel redete mich freundlich an: „Fürchte dich nicht, Wolfgang, sprach er, die Sterne sind dir hold, und haben mich zu dir herniedergesendet." — Ich trat zu dem Geheimnißvollen hinan und siehe da, auf dem Pergament standen in glänzender Goldschrift viel wunderbare Weisen und Lieder und es überkam mich eine Lust zu singen, daß ich sie nicht bemeistern konnte, und ringsum neigten sich die Bäume der nachbarlichen Gärten, die Wolken zitterten und ich fühlte mich selbst gerührt, wie noch nie. Der Vogel aber schüttelte sein Gefieder und es stob davon, wie helle Funken, in dem Zimmer umher und jeder Funke bildete sich zu einer menschenähnlichen Gestalt. Da waren mittelalterlich geharnischte Ritter und Liebesgötter mit Bogen und Pfeil; schöne griechische Helden und die verschleierte Pythia, Gnomen und Kobolde und Könige der Erden, und selbst Lucifer, der Höllenfürst, neigte sich

---

verkauft und der neue Eigenthümer veräußerte den Hahn. Er steht jetzt auf der dem Dom gegenüberliegenden Garküche. Die Eigner des Goethehauses, Kinder des Senatoren R. von Frankfurt, kamen leider zu spät, um durch Selbstankauf dem Hahn seine so lang behauptete Stelle auf der erneuerten Brandmauer zu sichern.

mit der ganzen übrigen Menge: „Sie sind dein“, sprach der Vogel „und sie mögen dir dienen durchs Leben, aber jetzt laß mich dich mit hinauf nehmen, damit du die Weihe empfangest in dem siebenten Himmel.“

Mir aber schwindelte vor der unendlichen Höhe und ich bat den Vogel, ob er mir nicht erlauben wolle, eine von den Gestalten mit mir hinauf zu nehmen, die, gleichsam meiner harrend, immer noch in dem Zimmer umher standen. Er gestattete es und ich wählte die schöne griechische Helena, und schwang mich mit ihr auf den Rücken des Vogels und wir hielten fest an einander, damit uns vor dem Aufsteigen nicht schwindle. Als wir aber so dahin fuhren durch die Lüfte, sah ich erst die Geistergestalten meines Zimmers, dann Bäume, Häuser und zuletzt die höchsten Berge, wie ein Nebel, zerrinnen.

In mir selbst war eine wunderbare Veränderung vorgegangen, und als ich die Mondscheibe anblickte, die mir wie ein glatter, blaßgelber Spiegel erschien, sah ich mein Antlitz als das eines Greisen und Helena trug Grethchens Gesichtszüge. Der Vogel selbst hatte sich in ein Flügelpferd verwandelt und seine Füße waren mit Hufeisen beschlagen, genau denjenigen ähnlich, die in dem Wappen unseres Hauses zu sehen sind. Ich beugte mich, eines derselben abzulösen, um es genauer zu betrachten und somit meine Ueberzeugung festzustellen, aber siehe, es wurde alsbald eine goldene Leyer daraus und ich griff in die Saiten und meine Stimme löste sich von der Brust in nie gehörten Harmonien und Grethchen hielt mich umschlungen und sah wie verklärt. Zuletzt kamen wir bis

an den Wendekreis des Steinbocks * und vor uns öffnete sich ein weites diamantenes Thor. In einer hohen, blaugewölbten Halle saßen die Götter und Heroen zu Tisch und ich erkannte darunter viele von den Gestalten, welche so plötzlich in meiner Mansardstube erschienen waren. Ein Paar beflügelter Knaben, welche ich anfänglich für Amoretten hielt, die man mir aber als die Geister Arions und Anakreons vorstellte, halfen uns von dem Pegasus und führten ihn hinweg. Der ganze Olymp aber kam uns freundlich entgegen, besonders die Musen, mit ihrem Anführer, Apoll. Sie geleiteten uns zu einer langen, reichbesetzten Tafel, die in die Runde gedeckt, voll kostbarer silberner und goldener Gefäße, von der Erde aus betrachtet, wie ein glitzernder Sternengürtel rings um den Himmel zu ziehen scheint; das ist, was die Menschen für die Milchstraße halten; es ist aber nichts anderes, als der Tisch der Götter. Wir setzten uns, und Ambrosia und Nectar wurden uns reichlich zugetheilt, und als ich wiederum in die Mondscheibe blickte, da war ich jung, wie zuvor, nur schien meine Jugend eine andere und Grethchen war schöner, als je. Sie hätte der göttlichen Hebe selbst den Vorrang abstreiten können.

Ich hatte meine Leyer nicht von mir gelassen und als das Mahl vorüber, da lagen die Olympischen mir an, ihnen eine jener Weisen zu singen, die schon von der Erde zu ihnen herauf gedrungen. Ich gehorchte und also-

---

* Am Wendekreis des Steinbocks war, nach dem Glauben der Alten, das Götterthor, an dem des Krebses, dasjenige, durch welches die Sterblichen in den Himmel eingingen. — Die Milchstraße nannten sie den Tisch der Götter.

bald kamen eine Menge tanzender kleiner Götter mit Zweigen in den Händen. An jedem Zweig aber waren die Blüthen wirkliche Sterne, und sie wanden einen Kranz und drückten ihn auf mein Haupt. Grethchen schaute mich an und wagte kaum mehr, sich mir zu nähern, so herrlich mußte ich ihr erscheinen in dem göttlichen Schmuck. Da nahm ich den Sternenkranz von meinem Haupt und legte ihn auf ihre blonden Haare, daß sie strahlte von überirdischer Schönheit.

„Was hast du gethan? sprach einer der Kränze windenden Genien, weißt du nicht, daß, wen wir also bekränzen, unsterblich wird, wie ein Gott? Nun aber hast du mit ihr die Unersterblichkeit getheilt, wie der göttliche Pollux mit seinem sterblichen Bruder." — Grethchen aber schmiegte sich auf's Neue an mich an, denn ich erschien ihr nicht mehr fremd, wie im Augenblick zuvor und ich fühlte mich dadurch hinlänglich für das Theil Unsterblichkeit entschädigt, das ich, mir entziehend, auf sie übertragen. — Nun erklang eine liebliche Musik, der Gesang der Sphären *, wie es die Götter nannten; der ganze Himmel fing an, sich leise zu drehen; mir schwindelte. Die Sterne verschwanden; — ich schloß die Augen und als ich sie wieder aufschlug fand ich mich auf die Erde zurückversetzt, wo ich eben neben Grethchen, der schönen Morgensonne entgegen wanderte, um dich, Pylades, mit Lyda, zu einem frühen Spazirgang abzuholen.

. . . .

* Nach dem Glauben altgriechischer Philosophen verursachte die Bewegung der Himmelskörper ein harmonisches Erklingen ihres ganzen Dunstkreises. Dieß nannte man ursprünglich die Harmonie der Sphären.

Die nachfolgenden acht Tage war Wolfgang viel mit Copiren für seinen Vater beschäftigt, denn obgleich derselbe, als kaiserlicher Rath, nicht eigentlich in der Rechtswissenschaft practizirte, so gab es doch immer hie und da unter Verwandten und Freunden Etwas zu schlichten und jüngere und weniger anerkannte Juristen gaben gern ihren Namen zu den von ihm verfaßten Schriften und ärnteten dadurch außer der Gunst des kaiserlichen Rath nebenbei diejenigen pecuniären Vortheile, die ihnen ohne dieselbe entgangen wäre.

Am Ende der Woche, und als die eben vorhandenen Acten zur großen Erleichterung des so beweglichen Knaben, unter vielen Zurechtweisungen des Vaters endlich abgeschrieben waren, brachte ein öffentliches Blatt, die sogenannte „Frankfurter Meßrelation"* eine Anzeige von einer Bücherauction in der Judengasse. Und der Rath steigerte viele alte und neuere Werke. Wolfgang wurde aufmerksam und benutzte den ersten freien Moment, zu entwischen. Er fand das Haus des Ben-David verschlossen: die Nachbarn sagten aus, er habe, nach einem für ihn ungünstig ausgefallenen Prozeß, die Stadt verlassen. Wohin er sich jedoch gewendet, und ob Grethchen ihn begleitet, wußte Niemand zu sagen.

---

* Die erste in Frankfurt erscheinende Zeitschrift.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lacy, Alexander

Santa Casa Episode aus Goethes Jugendzeit. Eine Novelle von Alexander Lacy

Bd.: 1

Mainz 1853

P.o.germ. 1911 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125863-7